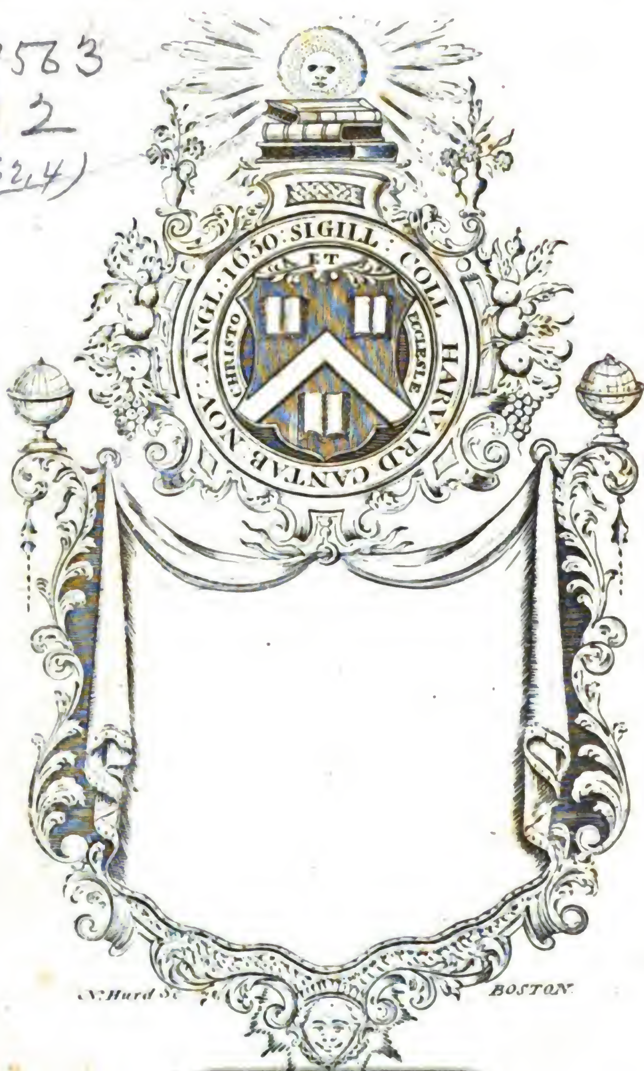



1650 : SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL :
CHRISTO ET ECCLESIAE
N. Hurd Sc.
BOSTON

Rec^d Sept 21. 1831

Johann Gottfried von Herder's

sämmtliche

Werke.

Zur

schönen Literatur und Kunst.

Dreyzehnter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1815.

Johann Gottfried von Herder's

Nachlese

zur

schönen Literatur und Kunst.

Herausgegeben

durch

Johann von Müller.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1815.

Inhalt des dreyzehnten Theils.

Seite

I.

Ueber
Bild, Dichtung und Fabel.

1 7 8 7.

Vorerinnerung
des
Verfassers.

Die Materialien in dieser Abhandlung sind ziemlich alt: denn die Gedanken, z. B. über die äsopische Fabel, sollten schon im zweyten Theil der Fragmente über die neuere deutsche Literatur, d. i. im Jahr 1767. erscheinen. Damals war diese Materie neu; und sie kann es noch seyn, da, seit Lessing, die Theorie der Fabel, so viel ich weiß, nicht weiter fortgeführt worden. Die nach ihm kamen, sind ihm entweder gefolgt; oder sie verließen ihn, ohne die Sache auf's Reine bringen zu wollen. So z. B. ist Sulzer in seinem Wörterbuch, was diesen Artikel betrifft, den Schweizer-Kunstrichtern nachgegangen, ohne auf Lessings Einwendungen Rücksicht zu nehmen: andre haben Lessing getadelt, ohne der Theorie selbst in's Klare zu helfen; und doch ist für einen denkenden Geist nichts schöner, als eine reine Theorie, worüber es auch seyn möge. Es würde mich freuen, wenn ich diese befördert hätte; wer aber

darüber urtheilen will, muß den Stand der Sache kennen, das ist, er muß außer den alten, auch die Schriften der französischen und deutschen Theoristen, insonderheit Breitingers, Bodmers, Lessings über diese Materie gelesen haben. Ein neugebornes Kind mag sprechen, worüber es will; nur über Sachen, die eine Geschichte menschlicher Gedanken voraussetzen, sollte es nicht absprechen wollen und absprechen dürfen. Der Abschnitt über die Dichtung ist seit der Zeit in einigen Heynischen Aufsätzen durch Belege der schönsten, d. i. der griechischen Mythologie sehr glücklich erläutert worden; daher bin ich in ihm nur kurz gewesen.

Weimar, den 28sten August 1787.

I.

Ueber Bild, Dichtung und Fabel. a)

1 7 8 7.

Der Mensch ist ein so zusammengesetzt künstliches Wesen, daß, Trotz aller Anstrengung, in ihm nie ein ganz einfacher Zustand möglich ist. Zu eben derselben Zeit, da er siehet, höret er auch, und genießt unvermerkt durch alle Organe seiner vielartigen Maschiene Einflüsse von außen, die zwar größtentheils dunkle Empfindungen bleiben, jederzeit aber auf die Summe seines ganzen Zustandes ingeheim mitwirken. Er schwimmt in einem Meer von Eindrücken der Gegenstände, wo Eine Welle leiser, die andre fühlbarer ihn berühret, immer aber mancherley Veränderungen von außen sein Inneres reitzen. Auch in diesem Betracht ist er eine kleine Welt, wie ihn Protagoras in einer andern Absicht das Maas der Dinge nannte, die ihn umgeben.

Unter seinen Sinnen sind Gesicht und Gehör diejenigen, die aus dem Ocean dunkler Empfindungen ihm Gegenstände am nächsten und klarsten vor die Seele bringen; und da er die Kunst besitzt, diese Gegenstände durch Worte festzuhalten und zu bezeichnen: so hat sich insonderheit aus dem Gesicht und aus dem Gehör eine Welt menschlicher Wahrnehmungen und Ideen in seiner Spra-

a) Aus dem 3ten Band der zerstreuten Blätter, nach der 2ten Auflage von 1798.

che geordnet, die auch noch in der fernsten Ableitung die Spuren ihres Ursprunges zeigen. Selbst die feinsten Wirkungen der Seele hat man daher aus dem Gesicht und Gehör bezeichnet, wie es die Namen, Anschauungen und Ideen, Phantasieen und Bilder, Vorstellungen und Gegenstände, nebst hundert andern Worten der Art, zeigen. Nach dem Auge hat sodann Ohr und Gefühl, insonderheit die tastende Hand, der Seele die meisten Ideen gegeben; der Geschmack und Geruch weniger, insonderheit in den nordischen Regionen.

So viel man gegen den Namen Aesthetik, als Philosophie des Schönen betrachtet, eingewandt hat: so wenig sollte man ihn jetzt eingehen lassen, da bereits, und vorzüglich von Philosophen unsrer Nation, eine Reihe der vortrefflichsten Bemerkungen an diesen Namen geknüpft ist. Er ist auch kein unschicklicher Name, sobald man eine Philosophie der sinnlichen Empfindungen darunter meinet, von welcher die Philosophie des Angenehmen, des sinnlich-Vollkommenen und Schönen zwar nur ein Theil, aber gewiß nicht der verächtlichste Theil ist. Jede Empfindung, so wie jeder Gegenstand derselben hat nemlich seine Regeln der Vollkommenheit in sich, die der Philosoph aufsuchen muß, damit er den Punkt ihrer höchsten Wirkung finde, und aus ihm Regeln für seine Kunst ableite. Zu diesem Zweck muß er nothwendig die Empfindungen mehrerer Sinne vergleichen, was in Jedem derselben ursprünglich und abgeleitet sey, bemerken, und vorzüglich ein Auge darauf haben, wie Ein Sinn den andern unterstützt, berichtiget und aufkläret. Könnte dieser schöne Theil der Philosophie einen bessern Namen als Aesthetik finden, da dieser Name sowohl den Umfang seiner Gegenstände, als das Subject ihrer Wirkung genau bezeichnet? Eine Phi-

losophie des Geschmacks, des Schönen u. s. w., die nur von Einem Sinne ausginge, müßte zur Philosophie der gesammten Empfindungen nothwendig nur unvollkommene Bruchstücke liefern.

* * *

Wenn also das Gesicht der reichste, feinste und klarste Sinn ist, eine Welt von Empfindungen der Seele zu geben und zu bezeichnen: so muß sich an ihm auch die Philosophie sinnlicher Gegenstände vorzüglich und für alle andre Sinne üben. In der Mathematik hat sich die Optik nicht nur selbst sehr ausgebildet, sondern sie hat auch die Grundlage fast aller andern Wissenschaften werden können, eben weil die Natur uns in der Struktur des Auges und in den Gesetzen des Lichtstrals das schönste Muster einer feinen Genauigkeit vorlegte. Für die Philosophie der Empfindungen ist eine Theorie des Lichts und des Bildes von gleich mannichfaltigem Nutzen, sobald man sie in den Erscheinungen verschiedner Kunstwerke aufzusuchen und zu den allgemeinsten Regeln zu erheben strebet.

I. Vom Bilde.

1. Bild nenne ich jede Vorstellung eines Gegenstandes mit einigem Bewußtseyn der Wahrnehmung verbunden. Steht es vor meinem Auge, so ist es ein körperliches, sichtliches Bild. Wird es meiner Einbildungskraft dargestellt: so ist es eine Phantasie, (φαντασμα,) die aber dennoch von sichtlichen Gegenständen ihre Gesetze borget. Dort wache, hier träume ich; und man siehet, daß die Phantasie des Menschen auch wachend beständig fortträume.

Alle Gegenstände unsrer Sinne nemlich werden nur dadurch unser, daß wir sie gewahr werden, d. i. sie

mit dem Gepräge unsres Bewußtseyns, mehr oder minder hell und lebhaft, bezeichnen. In dem Walde sinnlicher Gegenstände, der mich umgiebt, finde ich mich nur dadurch zurecht, und werde über das Chaos der auf mich zudringenden Empfindungen Herr und Meister, daß ich Gegenstände von andern trenne, daß ich ihnen Umriß, Maas und Gestalt gebe, mithin im Mannichfaltigen mir Einheit schaffe, und sie mit dem Gepräge meines innern Sinnes, als ob dieser ein Stempel der Wahrheit wäre, lebhaft und zuversichtlich bezeichne. Unser ganzes Leben ist also gewissermaßen eine Poetik: wir sehen nicht, sondern wir erschaffen uns Bilder. Die Gottheit hat sie uns auf einer großen Lichttafel vorgemahlt; wir reissen sie von dieser ab, und mahlen sie uns durch einen feinern, als den Pinsel der Lichtstralen, in die Seele. Denn das Bild, das sich auf der Netzhaut deines Auges zeichnet, ist der Gedanke nicht, den du von seinem Gegenstande dir zueignest; dieser ist blos ein Werk deines innern Sinnes, ein Kunstgemählde der Bemerkungskraft deiner Seele.

2. Hieraus ergiebt sich, daß unsre Seele, so wie unsre Sprache, beständig allegorisire. Indem sie nemlich Gegenstände als Bilder sieht, oder vielmehr nach Regeln, die ihr eingeprägt sind, solche in Gedankenbilder verwandelt; was thut sie anders, als übersetzen, als metaschematisiren? Und wenn sie diese Gedankenbilder, die blos ihr Werk sind, jetzt durch Worte, durch Zeichen für's Gehör sich aufzuhellen und andern auszudrücken strebet; was thut sie abermals anders, als übersetzen, als allöosiren? Der Gegenstand hat mit dem Bilde, das Bild mit dem Gedanken, der Gedanke mit dem Ausdruck, das Gesicht mit dem Namen so wenig gemein, daß sie gleichsam nur durch unsre Wahrnehmung, durch die Em-

pfindung eines viel-organisirten Geschöpfs, das durch mehrere Sinne Mehreres auf Einmal empfindet, an einander grenzen. Blos die Mittheilbarkeit, die Communikabilität unsrer mehreren Sinne gegen einander, und die Harmonie zwischen ihnen, auf welcher diese Mittheilung ruhet; nur sie macht die innere Form oder die sogenannte Perfectibilität des Menschen. Hätten wir nur Einen Sinn, und hiengen mit der Schöpfung gleichsam nur von Einer Weltseite zusammen, wäre kein Umsatz der Sachen in Bilder, der Bilder in Worte oder andre Zeichen für uns möglich: so lebe wohl, Vernunft des Menschen! Mit einer zehnfach größern Intuition, wenn sie blos einseitig und von keinen andern Sinnen unterstützt wäre, bliebe das anschauende Wesen ein viel unvollkommeneres Geschöpf, als jetzt, da es seinen sparsamen Reichthum so häufig umsetzen kann, und dabey sich immer die Mühe geben muß, ihn frisch zu bearbeiten, ihm eine neue Gestalt zu geben. Er passirt durch das Thor eines andern Sinnes, und bekommt nach andrer Lebensart und zu anderm Gebrauch auch ein anderes Gepräge.

3. Ungeachtet der verschiednen Namen, mit welchen man die Seelenkräfte, die mit Bildern und dem Ausdruck derselben umgehn, bezeichnet; so sind doch allen diesen Kräften dieselben Gesetze der Vollkommenheit eines Bildes vorgezeichnet; Wahrheit nemlich, Lebhaftigkeit und Klarheit. Zwar hat jeder Sinn und jede Kraft der Seele ihre Art und ihren Grad dieser Eigenschaften: Einer der Sinne kann und muß den andern einschränken; auch die besondern Zwecke der Darstellung jedes Bildes müssen seinen Gesichtspunkt, mithin auch seine ganze Zeichnung jedesmal verändern; die innern Regeln seiner Vollkommenheit aber bleiben demungeachtet

immer dieselben. Wäre es unserm Bau und der harmonischen Stimmung unsrer Seelenkräfte nach möglich, daß in Einem Gegenstande für uns sich Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit in gleichem Grade verbinden ließen; warum sollten sie nicht mit einander dürfen verbunden werden? In Gott ist die höchste Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit, ohne daß Eine dieser Eigenschaften die andre schwächt, ohne daß er sich Einer derselben schämen dürfte. Es ist also nur ein Bettelstolz der sogenannten obern Kräfte der Seele, daß sie sich ihrer Schwestern, die sie verächtlich die niedern nennen, als unächter Geschwister oder als dienender Mägde schämen. Von Sinnen und der Erfahrung gehet unser Erkenntniß aus, und auf sie kommt alles zurück: ohne Glieder und Organe, ohne Phantasie und Gedächtniß hat der Verstand nichts, womit er sich beschäftige, die Vernunft nichts, worüber sie brüte, die Symbolik nichts, das sie durch Zeichen ausdrücken möge. Wahrheit und Lebhaftigkeit der Bilder tragen also selbst zur ihrer Deutlichkeit und Klarheit bey; so daß, ohne jene, alle Abstraction nur Täuschung wäre. Das höchste Gesetz der Vollkommenheit in allen Wissenschaften und Künsten kann also nur seyn, daß dem Zweck der Vorstellung gemäß Eine Eigenschaft der andern, z. B. die Klarheit der Lebhaftigkeit, die Lebhaftigkeit der Wahrheit nicht schade, sondern aufhelfe, und sie zu ihrem Zweck fördere.

4. Es wird hieraus deutlich, daß, da eigentlich nur der innere Sinn des Menschen der Bildner ist, der durch's Auge und durch jedes andre Organ sich nach innern Regeln Gestalten schafft, und das Gefundene Eines Sinnes allen andern, so weit er kann, mittheilet; auch dieser innere Sinn, d. i. die Regel des Verstandes und Bewußtseyns der einzige Maasstab seyn könne, wie in jedem Werk, in jedem System der Kunst oder

des Vortrages ein Bild gestellet, gewandt, ausgemahlt, kurz, zu welchem Grad der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit es in jedem Zuge gebracht werden dürfe. Allgemeine mechanische Regeln helfen hier nichts: denn, wie gesagt, es liegt nicht in den Dingen außer uns allein, was wir in ihnen sehen, sondern vorzüglich an dem Organ, das da siehet, und an dem innern Sinne, der gewahr wird. Die Fliege sieht eine andre Welt, als die Schnecke; der Fisch eine andre, als der Mensch; und doch sehen sie alle nach denselben Regeln der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit Eine und dieselbe Schöpfung. So ist's mit jedem veränderten Gesichtspunkt und Tageslichte: so zuweilen mit jeder veränderten Disposition unseres Körpers und unsrer Seele. Die Regeln indeß der Vorstellung und Empfindung bleiben dieselben; ja durch jeden Fall der Veränderung wird ihre innere Wahrheit bewähret. Also ist es thöricht, der Seele vorzuschreiben, wie irgend Ein Bild der Natur von ihr gebraucht werden soll; nach innern Regeln des Verstandes und Bewußtseyns muß sie es brauchen lernen, wie dieses Kunstwerk in seinem Zweck, zu seiner Zeit, nach seinem Ort, nach der Empfindungsart des Künstlers und Liebhabers das Bild fodert.

Man nehme z. B. Eine und dieselbe Allegorie, Ein und dasselbe Gleichniß, und wolle sie in einem mathematisch-philosophischen Buch, oder in einer Rede, einem Lehrgedicht, einem Liede, einer Ode, einer Epopee, in einem Trauer-Lust-Spiel und wo weiß ich mehr? anwenden. Sagt uns nicht der innere Sinn, daß an keinem dieser Orte das Bild ausgeführt werden könne, wie am andern? Eine Allegorie im Trinkliede oder in einem philosophischen Gespräch des Plato, in Aeschylus Chören oder in Aristophanes Scenen, in einem Bilde Lysippus

oder in einem Gemählde Apelles wird ein ganz ander Werk, wenn sie auch allenthalben denselben Gegenstand schilderte. Verfolgt man nun diese Verschiedenheit durch alle Situationen des Gedichts und Kunstwerks, durch alle Leidenschaften des Dichters und Künstlers, durch jede Veränderung der National-Denkart, der Zeit, Sprache, der veranlassenden Umstände u. s.; so sehe ich nicht, was für allgemeine Regeln jedes besondern Falles übrig blieben, außer sofern sie im Begriff der Allegorie selbst, und in der Natur des bilderdichtenden Verstandes durch eine innere Nothwendigkeit gegeben sind, Wahrheit, Lebhaftigkeit, Klarheit. Jedes Sylbenmaas sogar, jeder Ton des Liedes schattiert die Bilder der Phantasie auf eigne Weise; es wird sich selten aus Einem in's andre ein Gemählde vollkommen übertragen lassen, wenn es nicht von einem neuen Geist belebt, und gleichsam neu erschaffen wird. Wie schlecht sieht es also mit aller knechtischen Nachahmung, mit jedem gelehrten Diebstahl fremder Allegorieen und Bilder, endlich gar mit jenen poetischen Blumenlesen und Vorrathsschränken aus, in denen man sich fremde Lappen für zukünftigen Gebrauch sammlet. Unselige Uebung für Jünglinge, die zu solcher Bilderkrämerey gewöhnt werden! Lasset sie jedes schöne Bild, jedes treffende Gleichniß an seinem Ort lieben, schätzen und bewundern lernen, ohne daß ihnen ein Gedanke einkomme, Einen Zug desselben für ihr etwaniges Gemächte zu entwenden. Je wahrer und vollkommener ihnen das Bild an Stelle und Ort erscheinet, desto weniger werden sie räuberische Hände daran legen wollen, vielmehr von Eifer entbrennen, selbst an Stellen und Ort ein dergleichen naturvolles Bild aus Wahrnehmung ihres Sinnes zu entwerfen.

5. Ungerecht ist also die Klage, daß das Vorraths-

haus der Natur für uns erschöpft sey, und daß wir zu spät geboren worden, um den Löwen oder die Sonne besser zu schildern, als sie bereits oft geschildert sind. Vom Besserschildern ist hier die Rede nicht: denn die Wahrheit war zu allen Zeiten dieselbe; daß jeder wahrnehmende Mensch aber seinen Gegenstand eigen schildern kann, als ob er noch nie geschildert wäre; darüber, dünkt mich, sollte kein mißtrauender Zweifel walten. In keinem seiner Gleichnisse ist Homer zu übertreffen; niemand aber wolle ihn auch übertreffen, und Homers Löwen und Esel, Homers Kraniche und Fliegen besser schildern, als Er selbst sie geschildert hat. Wenn deine Rede oder Dichtkunst dieser Bilder bedarf: so schildere sie nach deiner Art, wie du solche wahrnahmest, wie der Geist deiner Poesie sie fordert; nie wirst du sodann in Verlegenheit seyn, dem alten Dichter Eines seiner Gleichnisse entwenden zu müssen, ja du würdest sie unverändert kaum gebrauchen können, wenn sie dir auch alle geschenkt würden. Der Geist dichtet: der bemerkende innere Sinn schafft Bilder. Er schafft sich neue Bilder, wenn die Gegenstände auch tausendmal angeschaut und besungen wären: denn er schauet sie mit seinem Auge an, und je treuer er sich selbst bleibt, desto eigenthümlicher wird er zusammensetzen und schildern.

Auch das Uebermahlen fremder Werke ist daher immer eine mißliche Arbeit. Gesetzt, du fügtest auch dem Bilde des Andern einen schönen Zug, der Allegorie eine neue treffende Bedeutung bey; du zerstörtest aber damit die eigenthümliche Harmonie des ganzen Gemäldes; wäre wohl der hereingemahlte blendende Farbenstreif der Grazie werth, die du eben durch ihn dem ganzen Kunstwerk raubtest? Am Materiellen des Bildes liegt's eigentlich nirgends: allenthalben aber am schaffenden Geist, der das Ganze erfand, und es noch jetzo hält und belebet.

6. Also auch über den Grad der Lebhaftigkeit in den Bildern lassen sich eigentlich keine allgemeinen Gesetze geben. Jedes Kunstwerk hat seinen Ton, seine fortgehaltene Melodie, in der nichts vorschreien, nichts verstummen muß; eine wachsende oder abnehmende Empfindung stimmt diese Modulation vom Anfange bis zu Ende. So ists mit der Arbeit eines jeden Dichters, Schriftstellers und Künstlers: er haucht dem Werk seinen Genius ein, daß es seinen Ton tönet. Lebhaftigkeit der Bilder ist nirgend weder der Wahrheit noch Klarheit derselben entgegen; sie muß, wenn sie rechter Art ist, von jener unterstützt werden, und diese befördern. Selbst die sogenannte Verwirrung der Ode ist eine Verwirrung nach Regeln, d. i. eine höhere Ordnung.

Da nemlich in der Natur der Dinge keiner unsrer Sinne für sich allein wirket, und wir immer eine Aeols-Harfe sind, sofern wir von mancherley Winden und Elementen belebt werden: so beruhet die Lebhaftigkeit der Vorstellung gerade auf der Mannichfaltigkeit dessen, was wir beym Genuß dieses Gegenstandes damals auf Einmal fühlten. Der innere poetische Sinn weiß dieses so wahr und genau zusammen zu knüpfen, daß wir in seiner Kunstwelt abermals seine ganze lebendige Welt fühlen: denn eben die kleinen Umstände, die der kalte Verstand nicht bemerkt hätte, und die der kältere Afterverstand als Ueberfluß wegstreichet, sind gerade die wahresten Striche des eigenthümlichen Gefühls, also auch eben dieser Wahrheit wegen von der entschiedensten Wirkung. Der sogenannte Ueberfluß in Homers Gleichnissen macht alle diese Gleichnisse erst lebendig: er setzet sie nemlich in Handlung und Bewegung, und so muß das lebendige Geschöpf nothwendig seine Glieder regen. Schneidet diese ab; der todte Rumpf wird weder stehen, noch wandeln.

Das Weitere, das ich über diese Materie zu sagen hätte, verspare ich auf eine Zergliederung der Allegorie, sofern solche der Philosoph, der Dichter und Künstler, und zwar jeder in mancherley Gattungen seiner Werke, zu mancherley Zwecken brauchet. Hier sey es gnug für uns, das unerschütterliche Axiom zu bemerken, daß die ganze Welt für ein fühlloses Wesen eine todte Masse, für einen verworrenen Geist ein Chaos von Farben, und für ein flaches Gefäß auch eine flache Tafel sey, ohne innere Zuverläßigkeit und Wahrheit. Je genauer wir aber Wahrheit bemerken, je lebhafter und tiefer wir sie fühlen, desto mehr schildern wir Wahrheit, wir mögen sie in Bildern oder in Empfindungen und Tönen betrachten. Alle diese Dinge fließen zusammen, und bestimmen sich zuletzt nach dem Gegenstande, den das Gemählde der Natur vorstellt, nach dem Standpunkt, in welchem man es siehet, nach dem Organ oder Ton der Empfindung, mit welchem man es zeichnet und bemerket. Es wird hievon die Rede seyn, wenn wir das schönste Gemählde der menschlichen Sprache, die lyrische Poesie, insonderheit die Ode in nähere Betrachtung ziehen werden.

II. Von der Dichtung.

Jetzt gehen wir unsres Weges fort, und sehen, wie aus dem wahrgenommenen Bilde Dichtung werde? Und der Uebergang hiezu ist bereits gegeben. Liegt nemlich das, was wir Bild nennen, nicht im Gegenstande, sondern in unsrer Seele, in der Natur unsres Organs und geistigen Sinnes, der sich in jedem Mannichfaltigen immer ein Eins schafft, mithin immer, verständig oder unverständig, träumt und dichtet: so dürfen wir nur auf die innere Gestalt und eigne Art, oder gleichsam auf den Habitus unsrer bilderschaffenden See-

lenkraft merken, so wird sich daraus die Art und Liebling manier aller menschlichen Dichtung leicht ergeben. Wir dichten nemlich nichts, als was wir in uns fühlen: wir tragen, wie bey einzelnen Bildern, unsern Sinn, so bey Reihen von Bildern unsere Empfindungs- und Denkart, in die Gegenstände hinüber, und dieß Gepräge der Analogie, wenn es Kunst wird, nennen wir Dichtung. Wir wollen nur drey Hauptstücke des Habitus unsrer Empfindungsweise auszeichnen; alle andern werden sich daraus von selbst ergeben.

1. Alles, was da ist, sehen wir wirken; und schließen mit Recht, daß der Wirkung eine wirkende Kraft, mithin ein Subject zum Grunde liege; und da wir Personen sind, so dichten wir uns an allem Wirkenden der Naturkräfte persönliche Wesen. Daher nun jene Belebung der ganzen Natur, jene Gespräche mit allen Dingen um uns her, jene Verehrungen und Anschauungen derselben, als ob sie auf uns wirkten, jene Prosopopöien und Personifikationen bey allen Völkern der Erde. Man schreibt sie meistentheils der Unwissenheit zu; wenn aber Unwissenheit ihre Mutter wäre, so ist doch der bemerkende Verstand ihr Vater. Von den innern Kräften der Natur wissen Wir so wenig, als eine Negernation weiß. Wir kennen zwar mehrere Wirkungen, mehrere Kräfte, und haben sie nicht nur selbst nachzuahmen oder anzuwenden versucht, sondern auch unter einander besser geordnet: indessen bleibt auch bey uns jede Physik eine Art Poetik für unsre Sinne, aus unsern Erfahrungen geordnet; und sobald unser Geist in andern Organen die Natur sähe, würde er nothwendig anders classificiren. Der sinnliche Mensch kann nun nicht anders, als sinnlich ordnen; und indem er in alles Wirkende seine eigne ganze Wirkungskraft hinüberträgt: so erscheinen

ihm

ihm Götter in allen Elementen. Im rauschenden Wasserfall, im Meer, im Sturm, im Blitz und Donner, in der säuselnden Luft, in allen Bewegungen der Natur sind lebendige, wirkende, handelnde Wesen. Aus Reisebeschreibungen ist bekannt, daß dieser Glaube allen sinnlichen Nationen gemein sey; ja wie sollte er's nicht seyn, da auch wir ihn unter uns allen sinnlichen Menschen, Kindern, Weibern, Menschen in Leidenschaft, in Verrückung, im Traum der Gedanken, sogar in jedem Augenblick, da sie nicht auf ihrer Hut sind, gemein finden? Die Furcht, zumal in der Finsterniß, die Traurigkeit, Liebe, Sehnsucht, Verzweiflung und jede andre Leidenschaft macht in unvermutheten Augenblicken uns alle noch zu Wilden, denen bald dieser, bald jener Gegenstand zu leben scheint, und in sonderbaren Eindrücken auf sie wirket. In der Kindheit sehen wir lange Jahre die Welt so an, und in Träumen kommen uns solche Personifikationen der Kindheit häufig wieder. Der Zustand unsrer kalten Besonnenheit ist ein künstlicher, durch Erfahrung, Lehre und Gewohnheit allmälich erworbener Zustand, dessen Besitz uns in völlig unerwarteten Fällen zu erhalten oft schwer wird.

Daß nun jede Nation der Erde sich diese Personifikationen nach eigener Art bilde, bedarf keines Erweises; alle Reisebeschreibungen, alle Mythologieen sind davon voll, und ich wünschte, daß wir ein Nymphäum dieser Phantasieen unsers Geschlechts rein gesammlet und klimatisch ausgelegt, besäßen. Es wäre die Geschichte eines vernünftigen Wahnsinnes, in welchem, wie Polonius von Hamlet sagt, allenthalben Methode statt findet; eine sehr mannichfaltige Blumenlese, die Probe von Reichthum und der Armuth aller menschlichen Erfindung.

2. So natürlich es dem Menschen scheinet, daß alles Wirkende Person sey: so kann er sich auch keine andre Art der Wirkung, als die in seiner Natur liegt, Thätigkeit und Leiden, Empfangen und Geben, Liebe und Haß, am Ende endlich nichts, als die beyden Geschlechter, denken, in welche die Natur ihre belebtesten Wesen getheilt hat. Bey Menschen, bey Thieren, ja sogar bey Pflanzen und Bäumen sehen wir dieselbe; warum sollten sie hier aufhören, und nicht auch bey den höhern elementarischen Wesen, bey den Kräften der Natur selbst statt finden, da ja Alles in der Schöpfung giebt oder nimmt, wirkt oder genießt, einander hasset oder liebet? Und so ward der Himmel mit Göttern und Göttinnen, so wurden die Elemente mit Wesen erfüllt, die sich einander fliehen oder anziehen, einander fördern oder zerstören. Die Natur ward ein Kampfplatz verschiedener, gegenseitiger, sich einander einschränkender oder einander beystehender Kräfte; und ist sie etwas anders? Selbst die Philosophie der Naturgeschichte muß nach Verwandtschaften, nach Aehnlichkeiten und den beyden Geschlechtern ordnen; sie kann nicht anders. Auch diese Sprosse der Dichtung ist uns also in der Analogie der Natur gegeben; der menschliche Sinn bemerkte, die Phantasie mahlte aus. Sogleich floß aus dieser eine andre Quelle der Dichtung, nemlich:

3. Die Erzeugungen und Geburten aller Naturerscheinungen, ihr wechselnder Zustand des Todes und Lebens. Aus vereinigender Liebe sahe man neue Wesen hervorgehn, im zerstörenden Kampf andre Gestalten verschwinden; was war also natürlicher, als jene Theogonieen, Kosmogonieen und Genealogieen erscheinender und verschwindender Naturformen, von welchen alle Mythologieen der Erde voll sind.

Dieß sind die drey simpeln Ideen, aus welchen sich alle Dichtung des menschlichen Geistes hervorgesponnen hat: ja ich zweifle, ob es eine vierte gebe. Sie heißen

1. Personifikation wirkender Kräfte.
2. Liebe und Haß, Empfangen und Geben, Thätigkeit und Ruhe, Vereinigung und Trennung, kurz zwey Geschlechter.
3. Aus zwey vereinigten Dingen ein Drittes, aus zwey widerstrebenden Wesen Untergang des Einen. So erklärte man aus dem Seyn das Werden, den Tod aus dem Leben.

Die älteste Mythologie und Poetik also ist eine Philosophie über die Naturgesetze; ein Versuch, sich die Veränderungen des Weltalls in seinem Werden, Bestehen und Untergehen zu erklären. Dieß ist sie bey dem dummsten Neger und ist's bey dem klügsten Griechen gewesen; weiter kann, mag und will der menschliche Geist nicht dichten. Denn was sollte es sonst heißen: dichten? Etwa ex professo wie Satanas lügen? In einer menschlichen Seele begreife ich dieß Wort nicht, außer sofern sie völlige Absurdidäten zusammensetzte, und damit selbst ungereimt würde. Der Mensch erfindet nur aus Armuth, weil er nicht hat: er wähnt und dichtet, weil er nicht weiß. Und auch dann ist der Wahn seiner Dichtung eigentlich nichts, als sinnliche Anschauung, von seinem bemerkenden innern Sinn mit dem Gepräge der Analogie bezeichnet. Eigentlich und absolut kann der Mensch weder dichten, noch erfinden; er würde damit der Schöpfer einer neuen Welt. Was er thun kann, ist, Bilder und Gedanken paaren, sie mit dem Stempel der Analogie, insonderheit aus sich selbst, bezeichnen; dieses kann und darf er. Denn alles, was Bild in der Natur heißt, wird solches nur durch die Empfängniß und

Wirkung seiner bemerkenden, absondernden, zusammensetzenden, bezeichnenden Seele.

Es versteht sich von selbst, daß, so lange diese Dichtung bey einer Nation blos Sage war, sie theils ein ungeprägtes Gold blieb, theils gar bald sehr verfälscht werden mußte. Verfälscht mußte sie werden, weil beynah jeder Sagende dazuthat oder abnahm, auch ohne daß er's wußte und wollte. Einige klare, kühne, lebhafte Geister hatten erfunden, und erzählten vor; schwächere Köpfe begriffen halb oder gar nicht; sie erzählten indeß weiter. So wurden endlich Sagen ohne Sinn, Bilder ohne Verstand und Deutung. Mit den Geschlechtern kamen historische Umstände in die Erzählung, und mußten hineinkommen, eben weil es Familiensage, Tradition der Kindheit war. Keine Mythologie der Welt hat sich also rein erhalten können, oder sie wäre keine Mythologie gewesen. Phantasieen über die Natur und Begegnisse des Geschlechts, der Nation, des Lebens webten sich zusammen; und so wenig jene eine reine Physik waren, so wenig waren diese eine reine Geschichte. In keiner von beyden aber wollte der menschliche Geist geflissentlich weder dichten, noch lügen; er schauete an, und bemerkte; er druckte sich, so gut er konnte, in einer mit dem Gegenstande nicht zusammenhangenden, unvollkommenen, symbolischen Sprache aus, und was noch mißlicher ist, er erzählte. Von Kind zu Kind ging die Sage fort, und alle Dichtungen derselben wuchsen, wie der gewälzte Schneeball, in Gutem und Bösem. So schritt die Sage, als eine Tochter des Gedächtnisses, weiter, bis sie Kunst ward, und diese Kunst hieß Dichtkunst. Das rohe Gold ward gepräget, und die Sage selbst war's, die diese Prägekunst aufbrachte.

Jeder Erzähler nemlich will gut erzählen, und da er

als Unterrichter der Weisere ist, so will er auch seinen Unterricht angenehm, dauerhaft, lebhaft, kurz auf die vollkommenste Weise einprägen. Hiemit war die Dichtkunst erfunden. Dieser Erzähler nemlich erfand seinem ererbten oder erworbenen Gedanken neue, stärkere, lebhafte, liebliche Bilder und Worte; jener den Worten abgemessene Sylbenmaaße, liebliche Töne. Die Geberdensprache brachte den Accent, die Modulation des Tanzes ausgesuchte Metra in die Rede, und so war, ohne daß man beynah wußte, durch wen? die Dichtkunst da. Jede Nation, die sie nicht aus der Eltern Hause mitbrachte, erfand die ihrige, und mit jeder neuen Form nahm Bild, Sage und Dichtung auch eine neue schönere Gestalt an. Bey allen Völkern also, die ihre Mythologie nicht durch Gesänge und Lieder, durch Vorstellung, Kunst, den Tanz und zuletzt durch die Schrift verfeint haben, ist sie ein rohes Chaos geblieben; wie z. B. die meisten Negervölker und viele amerikanischen Nationen zeigen. Sobald der Peruaner aber seine Regengöttinn und ihren Bruder, den Donnerer, in ein Lied brachte, ründete sich die Dichtung. Jene rohe Schlacken der alten Sage wurden weggeworfen, und durch jeden Gesang, durch jedes neue Sylbenmaas im Liede, durch jedes neue System eines epischen Mährchens, einer dramatischen Vorstellung, endlich gar einer sittlichen, philosophischen Anwendung wurde dieß Bild, jene Allegorie feiner geschlungen, fester geordnet. Kurz, nachdem ein Volk poetisch oder nicht poetisch war, nachdem hat sich auch seine Mythologie und Spekulation ausgebildet oder ist roh geblieben, wie dieß alles der große Markt der Völker auf jeder Stufe ihrer Cultur beweiset.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns nach Angabe dieses Ursprunges der Dichtkunst auf jede Gattung

derselben einlassen, und ihre Entstehungsart untersuchen wollten. Wie diese Gattungen in unsern Lehrbüchern vorgezählt werden, sind sie eigentlich nicht philosophisch, sondern historisch gesondert; man ist der Geschichte gefolgt, wie hie und da, insonderheit unter Griechen und Römern, die eine oder die andre mit einem besondern Namen bezeichnet worden, damit man, dem Zweck eines Lehrbuchs gemäß, aus ihren Vorbildern Regeln herleiten oder Regeln durch Exempel erweisen könnte. Ich zweifle also nicht, daß neben diesen Gattungen und Namen nicht noch andre möglich und wirklich seyn sollten, wenn man sie nemlich philosophisch unterschiede: denn Griechen und Römer haben auch im Reiche der Dichtung nicht alles erschöpfet. Gegentheils gehen manche dieser Classen unter Eine Gattung zusammen, und vielleicht ließen sich alle unter drey oder vier Worte, der epischen, lyrischen, dramatischen und schlechthin lehrenden Poesie begreifen. Die epische Poesie erzählt die Sage einer Handlung, einer Begebenheit oder Geschichte, es möge solche von Göttern oder Helden, von Menschen oder Thieren, von Bürgern oder Hirten vollführt seyn; und die dramatische stellt diese Handlung, sie sey traurig oder fröhlich, unschuldig oder lasterhaft, wirklich vor, als ob sie vor uns gehandelt würde. Die lyrische Poesie singt; es sey nun Freude oder Leid, Haß oder Liebe, Unterricht für sich oder für andre, gnug sie moduliret eine eigne Empfindung. Fällt diese Modulation weg, und es bleibt blos eine mit poetischem Schmuck gezierte Lehre: so wäre dieß die dogmatische Poesie, die aber immer doch an Einer oder mehrerer der vorigen Gattungen Theil nehmen, und von ihnen ihren Schmuck borgen mußte, wenn sie ihres Namens werth seyn wollte. Wir lassen vor jetzt diese Gattungen der Dichtkunst dahingestellt seyn, um

nur Einer derselben, die mit der ältesten Sage und Dichtung nahe verwandt ist, eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken; es ist dieß die sogenannte äsopische Fabel. Jeder kennet dieselbe aus gemeinen Begriffen und Beyspielen; daher wir mit keiner Erklärung anfangen dürfen, sondern diese vielmehr aus dem Ursprunge der ganzen Gattung aufsuchen wollen: denn auch hier zeigt die Entstehung das Wesen der Sache selbst.

III. Von der äsopischen Fabel.

Wenn es der menschlichen Seele eine eigene, fortwährende Beschäftigung ist, sich Bilder zu schaffen, sie aus dem Chaos der Naturgestalten zu sondern, ihre Wirkungsart zu bemerken, und solche mit einem Namen, den ihr der anschauende Sinn gab, zu bezeichnen: so konnte es unmöglich fehlen, daß nicht bald auch die äsopische Fabel entstehen mußte. Der Mensch siehet nur, wie ein Mensch siehet; aus seiner Brust trägt er Empfindungen und Leidenschaften in andre Geschöpfe, aus seiner Vorstellungs- und Handlungsweise also auch Absichten und Handlungen zu ihnen hinüber; er siehet alles in seiner Person, nach seinem Maaße. Dieß nannten wir Dichtung; und wenn er diese Anschauungen nun so stellet und ordnet, daß er in ihnen einen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre für sich anerkannt, und daraus absondert, so ist die äsopische Fabel gegeben. Mögen in ihr Götter, Thiere, Bäume oder Menschen handeln; gnug, wenn die Anschauungskraft unsrer Seele sie als Handelnde wähnen, und die Abstraction aus ihrem Betragen eine Lehre für's menschliche Leben absondern mag. Demnach ist die äsopische Fabel sofern nichts, als eine moralisirte Dichtung.

Auf einmal treten wir durch diesen angegebnen Stand

aus einem Netz von Fragen und Widersprüchen hinaus, welches man sich in der Theorie der Fabel vielleicht unnöthig vor die Füße knüpfte. Z. B.

1. Warum handeln Thiere in derselben? Etwa des Wunderbaren oder der Bestandheit ihrer Charaktere wegen?

Thiere handeln in der Fabel, weil dem sinnlichen Menschen alles Wirkende in der Natur zu handeln scheinet; und welche wirkende Wesen wären uns näher als die Thiere? Ein Kind zweifelt niemals, daß die lebendigen Geschöpfe, mit denen es umgeht, gewissermaßen seinesgleichen sind, also auch seiner Art nach begehren, wollen und wirken. Es hält sie, selbst wenn es sie quält, nicht für leblose Cartesische Maschinen. Mit allen sinnlichen Völkern ist's dasselbe. Der Araber spricht mit seinem Roß, der Hirte mit seinem Schaaf, der Jäger mit seinem Hunde, der Neger mit seiner Schlange, ja der arme Gefangene endlich mit seiner Spinne und seiner Maus. Je mehr der Mensch eine Thiergattung kennen lernt, und mit ihr vertraulich umgeht, desto mehr gewöhnen sich beyde an einander, und theilen einander von ihren Eigenschaften mit. Er glaubt, sie zu verstehen, und wähnt, daß sie ihn verstehe; also ist der Grund der kühnsten äsopischen Fabel, dem Wahn der Menschen nach, beynah als Erfahrung, als historische Wahrheit gegeben. Allerdings sind die Gattungen der Thiere in ihren Fähigkeiten einander sehr ungleich: sie werden uns auch immer unbemerkbarer und unverständlicher, je unähnlicher sie uns sind, oder je entfernter sie von uns leben; den hochmüthigen Wahn indessen, daß das geringste Thier in seinen Wirkungen und Fähigkeiten ein dem Menschen ganz Ungleichartiges sey, sollte endlich die stolze Unwissende, die Metaphysik aufgeben: denn er wird durch die

Naturgeschichte reichlich widerlegt. In ihrem ganzen Habitus des Lebens sind Thiere Organisationen, wie es der Mensch ist; es fehlt ihnen nur die menschliche Organisation, und das große Werkzeug unsrer abstrahirten, symbolischen Erinnerungen, die Sprache.

Also ist's eigentlich nicht des Wunderbaren wegen willkührlich ersonnen, daß Thiere sprechen; a) es war ein alter Glaube des sinnlichen Wahns der Menschen, der durch das Ansehen der Sage bekräftigt, sich von den ältesten Zeiten herabenbte. Niemand hatte etwas dagegen, wenn jedes Thier sprach, wie es in seinem Charakter, in der von ihm bekannten Lebensweise etwa sprechen konnte; und dem Ueberklugen, dem daran ein Zweifel ankam, durfte man nur sagen: „Es war einmal! Es war eine Zeit, da die Thiere sprachen, da also auch der Fuchs und die Schlange sprach; jetzt sprechen sie dir nur in einem erdichteten Mährchen." Dem Kinde und dem anschauenden sinnlichen Menschen kam der Zweifel nicht ein; und das um so weniger, je mehr er mit ihnen bekannt war, und ihre Sitten vor Augen hatte. Für Kinder und das Volk aber ward eigentlich die Fabel erzählet.

Wenn man also nicht sagen kann, daß die Thierfabel blos des Wunderbaren wegen erfunden sey, wäre sie etwa blos der allgemein bekannten Bestandheit des Thiercharakters wegen, ersonnen worden? b) Ausschließend glaube ich auch dieses nicht: denn die Bestandheit im Thiercharakter war zwar Eine, aber nicht eben die Erste und Einzige der Eigenschaften, die man

---

a) Breitingers Meinung in seiner lehrreichen kritischen Dichtkunst, Abschnitt 7.

b) Lessings Meinung in seinen Abhandlungen über die Fabel, S. 181. u. f.

im Reich der Thiere bemerkte, und in der Fabel dem Menschen lehrreich zu machen suchte.

Viel andre Eigenschaften des Thiercharakters waren ihm lehrreich, da ja der ganze Habitus der Thiere, eines jeden nach seiner Art, der Lebensart des Menschen, zumal in seinem früheren Zustande, sehr ähnlich war, mithin auch seiner Anschauung sehr nahe lag. Diese Aehnlichkeit, dieß durchgängige analogon rationis humanae, das auch der eigensinnigste Philosoph anerkennen muß, drängte sich dem Menschen auf, und so war die fabelnde Dichtung dem anschauenden Naturweisen von der Natur selbst vorgezeichnet. Wollen wir dieß Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nennen; so war diese Wahrheit der Analogie, mit der ihr beywohnenden Lebhaftigkeit und Klarheit, die Ursache der Fabel: denn eben dadurch gewann sie alle drey Stücke, die ein Bild oder eine Allegorie haben muß, um sich der menschlichen Seele zu empfehlen. Unter dieser Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit war nun sowohl die Bestandheit der Thiercharaktere, als ihre Verschiedenheit, mithin der Reichthum, die abwechselnde Neuheit, das Unerwartete der Belehrung, die anschaulichste Einfalt, ja Alles enthalten, was man sonst von der Thierfabel zu rühmen pfleget; wovon doch das meiste sich auf anschauliche Aehnlichkeit zurückführen ließe. Die äsopische Fabel nemlich war gleichsam die Grenze zwischen Dichtung und Moral. Sie flog durch alle Räume der Natur, ja durch ein „man sagt" in die vorige Zeit zurück, und sog aus allem, was ehemals sinnliche Anschauung gewesen war, den Saft einer Lehre. Aus diesem Standort muß man sie, wie mich dünkt, nie entfernen: denn von abstracten Philosophen für abstracte Philosophen ward sie nicht erfunden. Also wird sich auch sogleich die zweyte Frage beantworten:

2. Wie müssen die Thiere in der Fabel handeln? Als Thiere oder als Menschen?

Mich dünkt, als Thiere; aber Menschen-ähnlich. Die anschauliche Wahrheit und sinnliche Ueberzeugung beruhet ja eben darauf, daß der Fuchs als Fuchs, der Löwe als Löwe spreche und handle. Durchbreche ich diese Schranken der Anschauung, und erhöhe den Charakter der Thiere so hoch über ihre Sphäre, daß die Täuschung verschwindet: so wird, wie Lessing sinnreich sagt, der witzigsprechende Esel der Sittenlehrer, der Fabulist hingegen der Esel seyn, der ihn so ungereimt metamorphosirte. Also leidet die Behauptung nothwendig eine Einschränkung, a) „daß, wenn man den Thieren einmal Freyheit und Sprache zugestanden, man ihnen zugleich alle Erkenntnisse zugestehen müsse, die aus jenen Eigenschaften folgen, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet.“ Denn dieser Ausspruch könnte nicht anders, als alle sinnliche Anschauung und gefühlte Wahrheit einer so erhöheten Fabel rauben. Ist's allenthalben nur der verkappte Mensch, der geistreiche, witzige Sittenlehrer, der unter dem Gewande der Thiere spricht: so mag dieß Maskenspiel freylich ergötzen, man kann auch in ihm viel Gutes lernen und hören; die eigentliche äsopische Fabel aber ist damit zerstöret. Nach dieser spricht jedes Thier genau nur in seinem Kreise, nach seinem Charakter; b) nicht als Mensch, sondern nur menschenähnlich. Die menschliche Seele ist gleichsam un-

---

a) Lessing's Abhandlung, S. 208. 209. u. f.

b) Lessing selbst schränkt durch diese Bestimmung seine eben angeführte Behauptung ein, S. 208. 209. In Bodmers Untersuchung der Lessing'schen Theorie S. 201. ist diese Einschränkung ausgelassen worden.

ter alle Thiercharaktere vertheilt, und die Fabel sucht diese vertheilte Vernunft nur hie und da zu einem Ganzen zu bilden. Ihr süßester Reitz ist eben diese treue Einfalt, diese Beurkundung aus kleinen Zügen der Natur, und aus der ganzen Sphäre des thierischen Lebens. Je genauer der Esel so spricht, daß, wenn ihm, wie Bileams Esel, der Mund aufgethan würde, er nicht anders, als also sprechen könnte: desto wahrer und anmuthiger ist die Fabel. Daher jener unnachahmbare Reitz so vieler alten morgenländischen, griechischen und aller Nationen Fabeln, die im Stande der Natur den Thieren näher als wir lebten. Durch sinnliche Anschauung nemlich hatten sie den Habitus der Thiere erfaßt, und konnten gleichsam nicht anders, als in ihrer Sphäre dichten. So gemein zuweilen die Lehre ist, die sie das Geschöpf sagen lassen: so mächtig dringt sie an's Herz, als ob der Naturgeist selbst aus diesem Wesen spräche. Die feinere Fabel, da das Thier als Philosoph räsonniret, mag für uns feinere Menschen seyn, deren Gaum von stärkern Gewürzen gereitzt werden muß, wenn er an dieser Milchspeise Geschmack finden soll; einfältigere Nationen würden in einer Reihe Fabulisten dieser Art ihren alten Aesop schwerlich erkennen, und sich oft wundern, warum man zu diesen unthierischen feinen Sprüchen die Masken der Thiere brauchte.

3. Wie weit erstrecket sich das Gebiet der Fabel auch dieß- und jenseit dem Reich der Thiere?

Mich dünkt, soweit als der Fabulist sich getrauet, seiner gedichteten Handlung Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit, kurz der Lehre, die er im Sinn führet, Anschauung geben zu können. Weiter lassen sich hier keine Grenzen zeichnen. Einer Nation, die unter Bäumen lebt, sprechen die Bäu-

me: es ist hier nicht anstößig, daß Einer vor dem Andern König seyn will, denn wie verschieden ist das Ansehen, der Nutzen und Rang der Bäume dem sinnlichen Menschen! Es ist ihr nicht befremdend, daß Ein Baum die Tochter des Andern zur Braut begehret: denn sie kennet die Geschlechter der Bäume, und hat selbst Bäume durch Bäume einimpfend veredelt. Ihre Sprache ist dazu eingerichtet, daß Ausdrücke solcher Art, z. B. die Tochter des Baumes, der König der Bäume, durchaus nichts Auffallendes mehr haben, weil sie in andern Dichtungen längst und kühner gebraucht sind. So erzählte Jotham, a) so ließ Joas eine kühne Baumfabel dem werbenden Könige zur Antwort sagen, b) und in beiden Fällen war der Sinn der Dichtung keinem Zuhörer fremde. Gleichergestalt werden bey allen sinnlichen Völkern Berge, Flüsse, Quellen, Sonne und Mond, Gestirne, Wind, Wolken für beseelt geachtet, und es liegt sodann nicht außer der Sphäre ihrer Anschauung, wenn Geister der Berge, der Ströme, der Quellen, der Gestirne, wenn Wind und Wolke zu einander sprechen, und gegen einander wirken. Alles kommt hier, wie man sieht, auf den anschauenden Sinn des Erfinders, auf die Art, wie er die wirkenden Wesen zusammenstellt, und aus ihnen seine Welt dichtet, endlich auf die National- und individuelle Denkart der Zuhörer an, denen er seine Fabel vorträgt. Wenn für Leser eine Fabel geschrieben wird, so ist dieß schon zwiefache Kunst oder eine Fabel der Fabel: denn auf der lebendigen Situation der Zuhörer, die da hörten, und des Redners, der zu ihnen sprach, beruhete eigentlich der Zweck der ersten Erfindung. Als Menenius Agrippa dem versammleten Römervolk seine Fabel vom Magen

a) Richter 9, 7. b) 2. Kön. 14, 9.

und den Gliedern vortrug, dachte er gewiß nicht daran, ob auch Zuhörer seyn würden, die philosophische Skrupel darüber faßten, daß weder Magen, noch Hand und Fuß sprechende Wesen oder römische Bürger wären. Er trug seine Fabel vor, und sie gelang: denn der Sinn derselben war dem aufgebrachten Volk anschaulich und überzeugend. So ist's mit allen Fabelwesen, sie mögen auf der Leiter der Dinge über oder unter das Thierreich von uns gestellt werden. Hat mich der Dichter durch die Anschauung, die er mir gewähren wollte, nicht sinnlich überzeugen können, daß diese Wesen handeln, daß sie mir diese Lehre, als eine ihrer Natur nothwendige Lehre, sagen: so hasse ich den Fabulisten, er möge Götter oder Töpfe, verständige Wesen oder, wie Triller, unvernünftige Hemde auf den Schauplatz der Fabel führen. Gleich von Anfange dieser Abhandlung bemerkten wir, daß selbst bey dem, was wir Bild nennen, für uns alles an der Seele liegt, die sich das Bild denket; wer also auch im Reich der Fabel aus völligen Ruinen oder sehr baufälligen Materialien mir einen Pallast herzustellen weiß, daß er bewohnt werde, der ist für mich dieses Pallastes Dichter und Schöpfer.

Ich berge es daher nicht, daß mir jene mancherley Eintheilungen der Fabel in die mythische und hyperphysische, die mythisch- und hyperphysisch sittliche, die mythisch- und hyperphysisch vernünftige, die wahrscheinliche und wunderbare, die wunderbar-göttliche und wunderbar-thierische, die kosmische und heterokosmische u. s. eine vergebliche Mühe ihrer sinnreichen Erfinder dünken. Ob die Wesen, die uns ihre Handlung gegenwärtig machen, Götter, Menschen oder Thiere sind? kann dem Zuhörer gleichgültig seyn, gnug, wenn sie im lehrreichen Punkt

ihrer Handlung nur in seine Welt gehören, da eben ihm die Fabel erzählt wird. Wesen außer unserer Welt kennen wir überhaupt gar nicht, noch minder eine Moral außerhalb dem Kreise der Menschheit; und aus welchem Fach vom Linneischen Natursystem die Geschöpfe der Fabel genommen seyen, kann uns nicht interessiren, sobald wir das Hauptgesetz der Dichtung an ihnen erfüllet sehen. Auch die Götter Aesops gehören zu unsrer Welt, zur Welt der Sage nemlich, und einer den Menschen angemessenen nutzbaren Lehre; das Mehr und Minder im Analogon ihrer Vernunft, wenn solches charaktermäßig beobachtet worden, ändert nichts im Wesen der Fabel.

Indessen verdient Eine Classe der handelnden Personen eine nähere Erörterung; es sind die allegorischen Wesen der Fabel. Darf der Verstand, kann die Phantasie, der Neid, das Glück, das Schicksal u. f. in ihr erscheinen oder nicht? Mich dünkt, ja! Jedes erscheine, wenn es erscheinen kann, wenn der Dichter sich getrauet, ihm Anschauung und gleichsam handelnde Substanzialität zu geben. Kann er dieses, so ist die Person ein Gott, ein Genius oder ein Dämon; kann er's nicht, bleibet sie in seiner Dichtung ein gestaltloses Wort, eine Abstraction, ein Name: so ist sie ein Fehler seines Werks, nicht weil sie Allegorie, sondern weil sie kein Wesen ist, dem Er Sprache und Handlung zu geben vermochte. Also kommt auch hier alles auf die Kunst des Dichters und auf den Zusammenhang an, in welchen er sein Figment setzte. Niemand tadelt es an einem Fabulisten, wenn er den Tod, den Genius des Schlafs, den Schutzgeist des Menschen, oder eine Fee, eine Nymphe, eine Najade handelnd einführt; gnug, wenn sie in ihrem Charakter handelten, und sich in ihrer Wirklichkeit darstellten. Denn getraueten sich die Alten Götter und den Tod, oder

Shakespear Gespenster und Schatten sogar auf den dramatischen Schauplatz zu bringen; wie sollte es nicht möglich seyn, daß der Fabeldichter einen Geist oder eine erdichtete Wortgestalt auf den viel engeren Schauplatz seiner Dichtung zaubre, und ihm so viel treffende Anschaulichkeit gebe, daß diesen Augenblick niemand an seinem Daseyn zweifelt? Allerdings aber muß er seiner Zauberkunst gewiß seyn: denn sonst wird jede solcher Erscheinungen lächerlich, abgeschmackt oder wenigstens unkräftig, insonderheit wenn weder die Natur, noch die Sage den Wahn, den er uns aufdringen will, vorbereitet, unterstützet und festhält. Wesen solcher Art können nicht vorsichtig gnug, dazu nur an gehörigem Ort mit Anstand und Würde erscheinen; oder sie zergehen wie Luftblasen; sie sausen unserm Ohr wie ein nichtiger Wortschall vorüber, und die Mühe des Dichters ist verloren.

4. **Was ist's, das uns in der Fabeldichtung anschaulich gemacht wird? Ist's ein bloßer Erfahrungssatz oder eine moralische Lehre?**

Mit dem einzigen Exempel einer **Holberg'schen** Fabel, aus welcher erhellet, „daß keine Creatur weniger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege," hat **Lessing** treffend gnug gezeigt, a) daß nicht jeder Erfahrungssatz, nicht jede nichtige Lehre der Mühe einer Fabeldichtung werth sey; und woher käme ein großer Theil der so unbedeutenden Fabeln, mit denen die Welt überschwemmet ist, als eben auch des nichtigen Ziels wegen, das sie ihrer Mühe zum Zweck setzten? Sobald ich einen jeden Allgemeinsatz auf einen besondern Fall zurückführen, ihm in einer erdichteten oder wahren Geschichte die Wirklichkeit ertheilen, und ihn nachher aus derselben durch eine leichte chemi-

---

a) S. 131.

chemische Kunst wieder abziehen will: so ist nichts leichter, aber auch nichts armseliger, als die Fabeldichtung.

Also, sagt man gemeiniglich, sey es ein allgemeiner moralischer Satz, der in der Fabel erscheine.

Ein allgemeiner moralischer Satz? Indessen geh ich der besten Fabeldichter beste Fabeln durch, und finde in einer beträchtlichen Anzahl derselben nicht eben einen moralischen Satz kenntlich, oder das Wort müßte in einem eignen Sinne genommen werden. Oft sind es wirklich nur interessante Erfahrungssätze, Regeln der Klugheit u. s.; auf welche in sehr schönen Dichtungen der Dichter es anlegte. Ueberdem ist das Wort „moralischer Satz" an sich unbestimmt und undeutlich. Soll es eine wirkliche Pflicht der Moral seyn, die mich Thiere lehren? Wie könnte ich diese von einem Thier, einem an sich unmoralischen Wesen, das nur in seinem Charakter handelt, und nur in ihm handeln muß, lernen? Der Fuchs bleibt immer ein Fuchs, der Wolf ein Wolf, der Löwe ein Löwe; und ich laufe Gefahr, die ungerechtesten, für uns unsittlichsten Allgemeinsätze zu abstrahiren, wenn ich dem instinktmäßigen Betragen dieser Thiere blind folgte. Da wäre keine Gewaltsamkeit, keine List, keine blutdürstige Frechheit, die sich nicht aus dem Beispiel eines Thiers durch eine Fabel beschönigen ließe, so daß eben aus der durchgängigen Bestandheit ihres Charakters zuletzt kein andrer, als der allgemeine Fabelsatz folgte: „jeder gebe seinem Instinkt mit Thierbestandheit nach: denn der Fuchs muß ein Fuchs seyn, bis an's Ende seines Lebens." Eine Fabelmoral, die alle Moral aufhübe.

„Aesop, sagt Lessing, machte die meisten seiner Fabeln bey wirklichen Vorfällen. Er mußte also die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärti-

gen Vorfall faßlich machen, und zeigen, daß aus beyden sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde a)." Ist dieß, (und der Umstand ist eben so bekannt als unläugbar;) so war's offenbar weder eine abstracte Wahrheit, noch ein allgemeiner moralischer Satz, auf welche der Fabeldichter arbeitete; es war ein besondrer praktischer Satz, eine Erfahrungslehre für eine bestimmte Situation des Lebens, die er in einer ähnlichen Situation anschaulich und für den gegenwärtigen bestimmten Vorfall anwendbar machen wollte. Und hiemit ist unsre Frage auf's deutlichste beantwortet.

Nun unterscheidet man zwar zwischen einfachen und zusammengesetzten Fabeln; „jene, sagt man, sey die Fabel mit der bloßen Lehre, diese mit dem Fall der Anwendung zugleich." Allein, was ist eine Lehre ohne Anwendung? Muß, wenn die Fabel von mir gefaßt werden soll, ich mir bey dem abstrakten Satz derselben nicht sogleich einen bestimmten Fall denken, in welchem er mir wieder erscheine? Und woher käme abermals das Langweilige und Nutzlose vieler unsrer Fabelbücher, als unter andern auch von jenen wankenden, dürren Todtengestalten allgemeiner, unbestimmter, vielleicht unanwendbarer Lehren, zu deren Anerkenntniß der Leser die Mühe seiner Fabelreise schwerlich bedurfte. Das schöne Anziehende der Fabeln Aesops und andrer alten Dichter, entsprang eben daraus, daß die Fabel auf einen gegenwärtigen Fall des Lebens einen äußerst-passenden Fall der Dichtung darstellte, in welchem kein Umstand vergeblich war, der nicht eben der gegenwärtigen Situation Licht und Leben geschenkt hätte. Aus der Fabel mit der abstrakten Lehre ist diese anziehende Seele der Fabel verschwunden;

a) S. 114.

ein nackter Körper hängt am Kreuze da, und die Aufschrift dessen, was er bedeuten soll, hängt unter dem Kreuze. Jeder Lehrer, der seinem Lehrlinge eine Fabel dieser Art nur einigermaßen nützlich machen will, muß zu ihr eine zweite fehlende Hälfte, den Fall der Anwendung nemlich, so gut er kann, erfinden; oder er ziert den Kopf des Kindes mit einem trocknen Allgemeinsatz, und erndtet leere Hülsen.

Es giebt also eigentlich keine einfache Fabel; jede ist zusammengesetzt aus dem wirklichen Fall, auf welchen sie angewandt werden soll, und aus dem erdichteten, den eben für ihn der Fabellehrer aussann. Daß die schriftlichen Sammler der Fabeln Aesops die Eine, die wahre und wirkliche Situation nemlich, oft ausließen, kam daher, daß sie solche entweder nicht wußten, oder daß sie sich die Mühe verkürzten. Sie setzten dafür eine nackte, bisweilen gar eine falsche und verzogne Lehre hin, und überließen jedem Lesenden die Anwendung; oder sie glaubten den Fall der Anwendung in die Lehre selbst schon verborgen zu haben, wie es auch zuweilen wirklich geschehen war. Die ältern wahren Fabeln indeß, deren Entstehung man weiß, sind jederzeit mit diesem Gegenstück ihrer Dichtung aufgezeichnet worden, wie die Fabel Jothams und Joas, Nathans Parabel, die Dichtung des Stesichorus, des Menenius Agrippa, sehr viele, die in den Geschichten und andern Schriften der Morgenländer vorkommen, ja auch selbst als Sammlung das ganze Buch Kelileh und Damne zeiget. Nur den Sammlern haben wir's zuzuschreiben, daß wir die Lockmannischen und Aesopischen Fabeln so abgekürzt, gleichsam als Enthymemen der Fabeldichtung vor uns sehen; wie sie denn auch sonst der Gnomen, Sprüche und Sprüchwörter gnug zusammengetragen haben, ohne daß sie es wußten und sa-

gen konnten: woher oder wozu jeder Spruch ursprünglich erfunden wäre? Nachahmende Fabulisten, die für Bücher schrieben, fanden diese Abkürzung sehr bequem, da sie ihnen die Mühe ersparte, einen Fall der Anwendung sich selbst zu erdenken; und warum hätten sie damit den Leser belästigen wollen, da sie zum Zeitvertreib oder zur moralischen Provision auf's Gerathewohl der Zukunft schrieben? Daher nun die unerträgliche Langeweile, wenn wir eine Reihe Fabeln ohne Anwendung auf bestimmte Fälle des Lebens nach einander lesen. Es ist als ob uns ein Sack voll moralischer Lehren und Anschauungen über das Haupt geschüttet würde, da, wenn jede dieser Fabeln in einer Geschichte an Stell' und Ort vorkäme, sie unstreitig ihre Wirkung thäte. Das ist aber einmal das Schicksal aller Sammlungen, sie mögen Fabeln, Lieder, Epigramme, Sprüche und was es sey, enthalten: man giebt zerstreute Blätter; Blumen, die ihrer Wurzel entrissen sind, und also, wie auf einem Todtenbett, verwelkt trauren. — Wie angenehm ist's im Gegentheil, wenn man bey Aesop und Phädrus, bey Lessing, Hagedorn, Gleim, Gellert, Lichtwehr u. a. hie und da eine zusammengesetzte Fabel lieset. Man fühlt sich gleichsam befriedigter, und wird gewahr, daß billig eine jede Fabel so erfunden seyn, oder so angewandt werden sollte. Lessing insonderheit ist in den zusammengesetzten Fabeln sehr glücklich.

Ferne sey's von mir, die einfache Fabel aus unsrer jetzigen Bücherwelt zu verbannen, oder einen müßigen Kopf aufzufordern, daß er zu jedem Werk jeglichen Meisters eine zweite Hälfte hinzufüge. Jeder Lehrer indessen schäme sich mit seinem Lehrlinge dieser Mühe nicht. Statt die Moral der Dichtung weitläuftig zu erklären, und über

sie neu zu moralisiren a), setze er sie in einen Fall der Anwendung, und je mehr dieser mit dem erdichteten übereinkommt, desto eindrücklicher, lebhafter und schöner wird dem Lehrlinge die Geschichte der Fabel. Wie Lessing einen hevristischen Nutzen dieser Dichtungsart für die Schulen zur Bildung der Genies vorschlug, b) „indem man die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen und jenen Umstand so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt," und von diesem Spiel der Erfindung selbst schöne Beispiele gegeben hat: so möchte ich zu Bildung kluger Köpfe einen andern Gebrauch der Fabel vorschlagen, der sowohl auf die Anwendung der Fabel selbst, als auf die Erfindung ähnlicher Fälle zum wirklichen Gebrauch des Lebens wiese. Es wäre nemlich die reine Erzählung der Situation, auf welche die Dichtung paßt, und zwar eine treffende Erzählung nach allen Umständen der Fabel. Hier lernte der Jüngling nicht nur einen allgemeinen Satz aus einer Geschichte finden, und einen neuen aus einer veränderten Geschichte abstrahiren; (eine Uebung, der ich ihren Nutzen nicht absprechen will;) sondern er gewöhnte sich in der Fabel selbst das Wesentliche vom Unnöthigen zu unterscheiden, die ganze Situation derselben praktisch anzusehen, und die brauchbarste seiner Seelenkräfte, die analogische Erfindungskraft zu üben. In jedem Stande des Lebens ist uns diese unentbehrlich. Die Seele fragt sich unaufhörlich bey jeder

---

a) Leider ist dieß der Fall in den meisten Ausgaben Aesops für Kinder, deren keines doch die sogenannten moralischen Erklärungen, die hinter jeder Fabel stehen, lieset. Ein eigentlicher Aesop für Kinder ist mir noch nicht bekannt.

b) S. 233.

neuen Situation, in der sie sich findet: „bist du in ihr oder einer ähnlichen gewesen? hast du sie bey andern bemerkt, und wie benahmen sich diese?“ Zu Bildung solcher praktischen Klugheit erfand Aesop seine Fabeln: nicht zum Behuf der Abstraktion einer allgemeinen moralischen Wahrheit. Er lehrte die Menschen, sich durch Erinnerung ähnlicher Fälle zurecht zu finden im Leben, und legte ihnen in seinen Erfindungen dergleichen ihrer Situation zutreffende Fälle vor. Den Sinn derselben ließ er sie selbst abstrahiren, und auf ihre jetzige Lage anwenden; so war nicht nur ihr Räthsel enträthselt, sondern ihre Seele ward auch gewöhnt, in andern Fällen eben so zu denken, sich ähnlicher Vorfälle zu erinnern, und aus ihnen Belehrung, Rath, Trost herzuholen. Ich kenne keine nützlichere Bildung menschlicher Seelenkräfte, als diese Uebung der Analogie, ähnliche Fälle zu erdenken, und in ihnen das Aehnliche auf treffende Art genau zu bezeichnen. Nicht etwa nur die innere Möglichkeit eines gegebenen Falls wird dadurch anschaulich gemacht, und zur Anwendung seiner, als einer Erfahrung, der Weg auf's Gerathewohl gebahnt; man bahnet sich dadurch zugleich den sichern Weg, vielen Situationen allgemeine, feste Gesetze zu erfinden, und kommt also aus dem Lande der Dichtung in's Land der gewissesten Wahrheit. In allen Wissenschaften sind die größten Erfindungen nur durch Analogieen gemacht worden: man dachte sich mehrere ähnliche Fälle, und machte Versuche; man verglich die Folge dieser Versuche, und führte sie auf allgemeine Begriffe, zuletzt auf ein Hauptprincipium zurück, und wenn dieß auf jeden der gegebnen analogischen Fälle paßte: so war die Wissenschaft erfunden. Ein Gleiches ist's auch mit den trefflichen Köpfen, die man im gemeinen Leben nicht gnug zu schätzen weiß. Sie wis-

sen sich zu helfen; d. i. sie haben ähnliche Fälle erlebt, oder dichten sich solche in der größten Schnelle, und treffen den Ausgang. Diese praktische Klugheit sowohl für die Wissenschaft als für das Leben zu bilden, ist das Werk der Erziehung, und Aesops Lehrart ist dazu eine gute Schule. Die Lehrart des ältern Aesops nemlich; und ihr zufolge sehe man bey der Fabel vorzüglich dahin, daß man bey ihr nicht etwa blos die Lehre abstrahire, d. i. auf halbem Wege stehen bleibe; sondern daß man der ganzen Fabelsituation sammt ihrer Lehre einen congruenten Fall der Anwendung erfinde: dann erst ist das ganze Fabelgebäude fertig. — Hiernach ergiebt sich auch die fünfte Frage:

5. Wie muß die Handlung der Fabel beschaffen seyn? Ist's gnug, daß das Ganze, das sie erzählt, blos eine Folge von Veränderungen sey, deren jede dazu beyträgt, den moralischen Lehrsatz der Fabel anschauend zu zeigen? oder muß sie auch in der Fabel wirkliche Handlung, d. i. eine Veränderung der Seele mit Wahl und Absicht seyn? a)

Es ist leicht zu sehen, woher der Unterschied dieser Meinungen komme, und wie er einzig gehoben werden könne? Erfanden Aesop und seine Brüder ihre Fabel für eine wirkliche Situation des Lebens, in welcher gehandelt werden mußte; so konnte die Fabel nichts anders, als eine analoge Handlung schildern, die den Zweifelnden belehrte. Offenbar war hier eine ähnliche Bestimmung der Seele mit Wahl und Entschluß, in einer ähnlichen Situation vorzustellen nöthig. Die

---

a) Das Erste ist Lessings, das Andre Breitingers, Bodmers und andrer Theoristen Meinung.

meisten Fabeln der Alten sind also, ihrer Einfalt ungeachtet, selten ohne eine wirkliche Handlung, da ja eben diese zu einer ihr ähnlichen Bestimmung der Seele als ein Spiegel dienen sollte. — Der Kürze halben wollen wir diese praktische oder um des Aphthonius Eintheilung beyzubehalten, sittliche Fabeln nennen.

Unläugbar ist's aber auch, daß selbst unter den Alten viele Fabeln erscheinen, die blos einen Erfahrungssatz anschaulich machen. Ihr Amt ist also nur, eine Situation zu dichten, wo ein solcher in seinen Veranlassungen und Folgen gezeigt wird. Und was hinderte uns, diese theoretische oder nach dem Aphthonius, vernünftige, logische Fabeln zu nennen? In ihnen kommt auch eine Handlung vor; aber in einem weitern Verstande. Mehrere wirkende Wesen können an ihr Theil nehmen, da sie im Grunde nichts, als eine Begebenheit, ein Ereigniß (evenement) seyn darf, das uns den Erfahrungssatz klar und vollständig vorstellt.

Die neuern Fabeldichter haben das Feld der Fabel noch mehr erweitert. Da sie nicht für wirkliche Situationen des Lebens dichteten, und also weder eine praktische Lehre, noch einen unmittelbaren Erfahrungssatz anschaulich machen wollten: so begnügten sie sich oft mit einer Spekulation, einem ästhetischen Urtheil, einer feinen Bemerkung, für welche sie einige veranlassende Umstände herbeyführten, und sie am Ende einem der Fabelwesen in den Mund legten. Ich habe nichts dagegen, daß man diese Fabelgattung philosophische oder Conversationsfabeln nennt: sie können viel Feines und Nützliches enthalten; selten aber wird die feine Bemerkung dieser Art in der gedichteten Situation selbst völlig anschaubar gemacht worden seyn, daß sie aus ihr durch eine Art innerer Nothwendigkeit folge. Eine Reihe von

veranlassenden Umständen, oft nur eine Gedankenfolge ist in ihr zusammengestellt, damit die feine Bemerkung Stelle und Ort finde. Ich zweifle, daß Aristoteles diese Situationen für äsopische Fabeln erkennen würde; den Namen sinnreicher Dichtungen aber würde er ihnen gewiß nicht versagen. Und verlören sie mit diesem Namen?

Leicht wird sich hieraus auch beurtheilen lassen, wiefern man der Fabel Allegorie zuschreiben oder von ihr sagen könne, daß ein allgemeiner Satz in ihre Dichtung eingekleidet worden sey a)? Ist jede Fabel eigentlich eine zusammengesetzte Fabel, da für einen gegebnen Fall des wirklichen Lebens ein anderer, ihm congruenter erdichtet wird; so kann diese Congruenz in der Sprache der Alten allerdings Allegorie genannt werden. In jedem von beiden Fällen ist nemlich der Erfahrungssatz oder die praktische Lehre anschaubar, mithin wird wirklich Eine Handlung oder Begebenheit zur Anwendung für eine Andre als Allegorie gedichtet. —— Daß, wenn unwichtige Erfahrungssätze eingekleidet oder alberne Mährchen zu nützlichen Lehren allegorisirt werden, auch alberne Allegorieen daher entstehen müssen, ist unzweifelhaft; die Schuld dieses Fehlers aber liegt am Bearbeitenden, der so schlechte Materialien wählte, nicht aber am Wesen der Kunst seiner Bearbeitung. — Gleichergestalt ist

a) Lessing war gegen Beides, sowohl gegen die Allegorie der Fabel, als die Einkleidung der Lehre, für welche er das unstreitig treffendere Wort der Anschauung oder der anschauenden Erkenntniß wählte. S. 118—114. In Bodmers unäsopischen Fabeln S. 231. ist der Lessing'schen Theorie zwar widersprochen: wenige Punkte derselben aber sind, wie es mir scheint, widerlegt worden, auch wo diese die Widerlegung selbst mit sich führten.

das Wort, Einkleidung, der Fabel eigentlich nicht anstößig; es steht auch der anschauenden Erkenntniß nicht entgegen. Von uralten Zeiten an hat man den Ausdruck geliebt, daß die Wahrheit, die sich selten nackt zeigen dürfe, sich angenehmer und anständiger einkleide. Die besten Fabeldichter haben sich diese Idee zum Zweck gesetzt a), und fanden sich glücklich, wenn sie der nackten Vertriebnen ein etwaniges Gewand verschaft hatten, in welchem sie unerwartet, oder unerkannt erschiene, und desto mehr gefiele. Nur ungeschickte Hände waren's, die sie unter diesem Gewande ganz unkenntlich machten, die ihr jene schwere gothische Drapperie zuschnitten, und mit tausend Falten, mit einer langen Schleppe von Lehren und einem ganzen Markt von Zierrathen ihre schönen Glieder krümmten. Unmöglich aber kann diese Gallatracht der Wahrheit, wie Gleim sie nennet, jenes durchsichtige Koische Gewand verrufen, das alle ihre Glieder und ihren ganzen Wuchs im schönsten Ebenmaas zeiget. Selbst das härtere Wort, Verkleidung, ist einer gewissen Gattung von Fabeln nicht unanständig, deren Zweck es eben war, den Sinn der Erdichtung eine Zeitlang aufzuhalten und zu verbergen, damit er am Ende der Erzählung auf einmal desto größere Wirkung thäte. Oft ging diese Verkleidung zweckmäßig so weit, daß der Dichter den Zuhörer selbst mußte entkleiden helfen, und ihm, wie Nathan dem David, zurief:

— mutato nomine de te
fabula narratur —

Und wiewohl ich diese Verhüllung nicht unbedingt vertheidigen mag: so können doch Umstände eintreten, wo eben sie durch ihre Täuschung mehr Herzen gewinnet, als die

---

a) Gleims, Lichtwehrs u. a. erste Fabel.

nacktere Wahrheit je würde gewonnen haben. Hoc amat obscurum; amat hac sub luce videri —

Endlich wundre ich mich, wie den scharfsinnigsten Untersuchern der Fabeltheorie gerade der Punkt entgangen sey, auf den es doch, wie mich dünkt, bey dieser Dichtung am meisten ankommt. —

6. Beyspiel, Parabel und Fabel, wie sind sie von einander unterschieden? und worauf beruht die vorzügliche Kraft der Fabel vor jenen beyden?

Hat nicht auch das Exempel seine Wirklichkeit, und stellet einen Erfahrungssatz oder eine Lehre anschauend vor? Wird nicht auch die Parabel als ein wirklicher Fall erzählet?

Allerdings; und dennoch kann das Beyspiel der Geschichte nur zum Zeugniß der Möglichkeit einer Sache dienen, so lehrreich und aufmunternd es uns übrigens auch seyn möge. Immer bleibt bey ihm der Zweifel übrig, ob unter tausend Fällen der Geschichte der damalige Fall auch der unsrige sey, und ob wir ihm also sicher folgen mögen. Zween Rednern, die Fälle der Geschichte anführen, wird es selten schwer seyn, gegenseitige Beispiele anzuziehen, und die Wirkung des Einen durch das Andre wo nicht zu vernichten, so doch zu schwächen und zu mindern: denn in der vollen Urne der Geschichtszufälle, die Alles ausschüttet, ist zu rechter Zeit und Stunde alles Mögliche möglich.

Die Parabel geht dem Beispiel zur Seite: denn sie ist nur ein erdichteter Fall aus der menschlichen Geschichte, der sich also zwischen Dichtung und Wahrheit in der Mitte verliert. Was fehlet also beiden, dem Beyspiel und der Parabel am Ueberzeugenden der äsopischen Fabel? Das Hauptstück der letztern, die innere Nothwen-

digkeit der Sache selbst fehlt ihnen, durch welche sich eine Fabel vom Beispiel, von der Parabel und von allen andern Dichtungen auszeichnet. Ein Beispiel erläutert; aber es zwinget, es überzeugt nicht. Eine Parabel macht wahrscheinlich; aber auch ihr fehlt der Punkt der innern Gewißheit, der hier entscheidet. Andre Dichtungen können empfehlen; die Fabel allein dringet unausweichlich, weil sie uns die innere Nothwendigkeit der zu beginnenden Handlung oder des Erfahrungssatzes anschauend zeiget.

Und wodurch zeigt sich dieß? Eben durch den Charakter der Wesen, die sie handeln läßt; es mögen Götter und Dämonen, oder Bäume, Thiere, Pflanzen seyn, und was sonst zur Natur gehöret: denn eben sie führt die Fabel wirkend oder redend ein, damit sie dem Trüglichen des Beispiels, dem Mangelhaften der Parabel entweiche, und uns durch diese handelnde Naturwesen die moralischen Gesetze der Schöpfung selbst in ihrer innern Nothwendigkeit zeige. Der Charakter dieser Wesen nemlich und ihr Verhältniß gegen einander ist durch die Natur bestimmt: sie handeln in diesem Charakter, und müssen in ihm handeln, nicht aus Willkühr, sondern aus Nothwendigkeit (εξ αναγκης.) Er gehet fort durch ihr Leben, und kein Geschlecht kann ihn ändern. Da er nun zugleich stark ausgeprägt und nicht wie bey dem Menschen unbestimmt, wandelbar und versteckt ist; da ihn jedermann, auch ein Kind, kennet, und von Jugend auf mit dem Namen und mit der Gestalt des Gottes, des Baums und Thieres auch sein inneres Gepräge, ja mit der Geschichte desselben zugleich sein unwandelbares Schicksal verbindet; so ist's eben die Fabel, die uns jetzt eine Lehre, jetzt einen Erfahrungssatz aus dieser Geschichte als **nothwendig** darstellt; mithin von den ewigen Gesetza-

feln der Natur uns ein Wort oder eine Sylbe unauslöschlich in's Gemüth präget. Eine Fabel, die diesen Zweck nicht erreicht, (und viele irren weit von demselben,) kann zwar als ein erläuterndes Beispiel, als eine uns zuredende Parabel, als eine zeitkürzende Erzählung gelten; das hohe Ziel ihrer Gattung aber hat sie verfehlet. Denn wozu die mühsame Dichtung? wozu der ganze Apparat neugeschaffner Wesen und ihrer Verhältnisse zu einander, wenn durch sie nicht etwas gelehrt und mit einer Kraft anschaulich gemacht werden könnte, wie solches uns weder Geschichte noch Parabel zu lehren vermochte?

Zum Beweise meines Satzes liegt das ganze Feld der erlesensten Fabeln vor mir, und ich habe Mühe zu wählen. Wenn es hier auf eine willkührliche, kleinfügige Menschenmoral ankäme, welchem Guten könnte nicht ein Uebel, welcher zu befolgenden Pflicht nicht eine andre entgegengesetzt werden, die sich eben sowohl im Reich handelnder Wesen zeigte? So könnte man durch das Beispiel des Habichts, des Hechts und andrer königlichen Würger den Würgern der Erde fein-äsopisch schmeicheln, durch das Beispiel des Sperlings die Wohllust und gar wie jener Weltweise es that, durch's Vorbild des Schweins die unveränderliche Gemüthsruhe des Weisen empfehlen; sobald es nemlich auf nichts als auf herausgerissene Beispiele von Thierhandlungen ankäme, die sich allesammt schon dadurch entkräften, daß der Mensch weder Hecht noch Habicht, noch Sau noch Sperling ist und seyn soll. Also kommt es hier auf höhere, allgemeine Naturgesetze, auf die unwandelbare Verbindung der Wesen im Reich der Schöpfung an, wo kein Glied der Kette entweichen, wo jedes aber an seiner Stelle thun soll, was es zu thun vermag. Daß z. B. der Mächtigere den Schwächern drücke, verzehre,

ist eine traurige Bemerkung der Naturgeschichte; daß aber auch der Schwächere sich schützen könne gegen den Starken, daß Verstand, Fleiß, Klugheit und Tüchtigkeit oft mehr als die blinde Macht gelte, daß jedes Geschöpf seine Mängel und Vorzüge, sein Glück und Unglück habe, daß jedes also, mit seiner Natur zufrieden, die Natur keines andern begehren müsse, und alles glücklich sey, wenn es seinem Loose auf Erden treu bleibt; welche schöne Dichtungen hierüber haben wir in der Fabel! Dichtungen, die als Anschauungen der Natur, als Beweise der höchsten, der innern Nothwendigkeit gelten können, und als solche von Dichtern ausgemahlt sind. Das Kind lernet sie und druckt sie sich ein; es empfängt mit dieser simpeln Anschauung ein Naturgesetz Gottes in seine Seele, nach welchem es in seinem Kreise gleichfalls handeln soll. Wie manche schöne Fabel haben wir darüber, daß wer keinen Verstand braucht, nothwendig zu Grunde gehe; daß wer nach fremden Vorzügen trachtet, die seinigen schändlich aufopfere; daß wer dem andern eine Grube gräbt, sie sich selbst bereite; daß in der ganzen Natur ein Gesetz der Wiedervergeltung herrsche, mithin wer da hasset, gehaßt, wer verfolget, verfolgt werde; daß Falschheit, Tücke und Arglist überall niederträchtig, hingegen Wahrheit, Liebe, Geselligkeit, Treue und Ordnung, die Beobachtung der väterlichen, mütterlichen, kindlichen, freundschaftlichen, häuslichen und Gesellschaftspflichten ein allgemeines, ersprießliches Gesetz der Natur sey u. f. In vielfacher Rücksicht sind Thiere hierüber die unbefangensten Lehrer der Menschheit: denn sie reden und handeln ohne Willkühr, gleichsam nur als Organe des Schöpfers. Wenn sie also den Menschen zur Zufriedenheit auf seiner Stelle, zum Fleiß und zu jeder Ausbildung seines Daseyns, zur Klugheit, Bil-

ligkeit, Treue, Geselligkeit, Großmuth antreiben: so ist's, als ob ihm der Schöpfer durch alle Stimmen der Natur dieß selbst geböte. Daher weilt auch die Fabel so gern im Kreise der Thiere: denn tiefer hinunter werden uns die Naturgesetze dunkler, unsere Aehnlichkeit und Sympathie mit diesen niedrigen Classen vermindert sich, und höher hinauf verschwinden die Naturgesetze in den Wolken. In den Fabeln Aesops kommen also auch die Götter meistens nur als Entscheider des Schicksals vor, wo es bey widerwärtigen Fällen der Natur nicht wohl anders, als durch sie kurz und anschaulich entschieden werden konnte. So erscheint auch der Mensch in ihnen, bald als ein niedrigeres, bald als ein höheres Wesen gegen die Thiere; immer aber, seinem ganzen Habitus nach, als ein bloßes Naturwesen. Solche Gesetze des ewigen Systems der Dinge macht uns die Fabel anschaulich, und eben in ihnen ist sie am glücklichsten. Alles, was in der Welt willkührlich ist, es möge zur gesellschaftlichen oder politischen, zur häuslichen, gelehrten oder artigen Welt gehören, ist nicht für diese Lehrerin reiner Verhältnisse, die fabelnde Naturmuse; sie läßt solches ihrer jüngern Schwester, der Conversationserzählung, und lässet's ihr gern.

Wie ich nun wünschte, daß diese reine Naturfabeln, die uns ihren Erfahrungssatz oder ihre praktische Lehre nach einer innern Nothwendigkeit derselben anschaulich machen, aus allen Nationen und Sprachen gesammlet würden: so bin ich auch überzeugt, daß diese Quelle bey weitem noch nicht erschöpft, dieß Feld bey weitem noch nicht ganz geerndtet sey. Oft sind schöne Erdichtungen schlecht vorgetragen, oft die schlechtesten Privatvorfälle der Welt auf's zierlichste und schönste erzählet. Für diesen Ort ist's gnug, den reinen Begriff der äsopischen Fabel entwickelt zu haben, nach welchem sie

eine Dichtung ist,
die für einen gegebnen Fall des menschlichen Lebens
in einem andern congruenten Falle
einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre
nach innerer Nothwendigkeit derselben
so anschaulich macht,
daß die Seele nicht etwa nur überredet,
sondern Kraft der vorgestellten Wahrheit selbst
sinnlich überzeugt werde.

A n h a n g.

Damit es nicht scheine, daß ich meine Fabeltheorie nur aufgestellt habe, um mich von meinen Vorgängern zu unterscheiden; so will ich aus dem größten Theoristen aller Zeiten, dem Aristoteles, darthun, daß die seinige schwerlich eine andre hätte seyn können, wenn er diese Dichtungsart selbst zu behandeln werth gefunden hätte.

Er denkt an die äsopische Fabel in seiner Rhetorik a), und man hat daraus geschlossen, daß er sie eigentlich nicht für Poesie halte; ein gewagter Schluß, der im griechischen Philosophen keinen Grund findet. In seiner Rhetorik konnte er sie nur als ein theoretisches Werkzeug betrachten; er behandelt sie also nur als ein Beispiel, und begnügt sich daher, sie vom eigentlich-historischen Exempel blos sofern zu unterscheiden, als mit ihnen beiden in einer öffentlichen Berathschlagung Beweis geführt werden sollte. Hier mußte er nothwendig dem historischen Beispiel den Vorzug geben, und zwar nur aus dem Grunde, daß es zur Berathschlagung brauchbarer sey, weil das Zukünftige in Vielem dem Vergangenen ähnlich befunden werde,

---

a) L. 2. c. 20.

werde, und man daher vorzüglich aus der Geschichte Beispiele brauchen müsse, wo dem Ueberredenden Beweisgründe fehlen. Vorsichtig giebt er also den Rath, daß, wenn man Beweisgründe habe, man ihnen die Beispiele nicht vorsetzen dürfe, als ob man einen Beweis aus der Induction führen wolle; vielmehr müßten sie nur als Zeugnisse den Beweisen folgen. Der Fabel konnte er in diesem Felde durchaus keinen andern Platz anweisen, als daß man sie brauche, wo Beispiele der Geschichte fehlen, und setzt ihren Vorzug nur dahin, daß, weil man sie erfinden könne, sie uns auch dann nicht verlasse, wenn uns die Geschichte verläßt; ja da sie sich auf den gemeinen Glauben gründet, sie in solchem Fall auch demegorisch, d. i. zur Ueberredung des Volks brauchbar werde.

So spricht Aristoteles von der Fabel in seiner Rhetorik, und ich sehe nicht, wie er von ihr als einem Rednerbeweise anders sprechen konnte; um so sonderbarer ist's aber, daß man entweder aus dieser Stelle das ganze Wesen der Fabel entwickeln zu können glaubte, oder dem Aristoteles Schuld gab, daß er's schlecht entwickelt habe. Er ist hier so weit davon entfernt, daß er die Fabel nicht einmal erklärt, indem er nur von einem einzigen, dazu außerwesentlichen Gebrauch derselben redet: denn für öffentliche Staatsreden in Griechenland ist sie doch gewiß nicht zuerst und vorzüglich erfunden worden. Wenn man also den griechischen Philosophen auf der einen Seite tadelt, daß er die Fabel zum blos historischen Beispiel erniedrige; und auf der andern ihm nachspricht, daß die äsopische Fabel nur Beispiel sey, und als Beispiel wirke: so thut man ihm, wie mich dünkt, beidemal Unrecht a).

a) Jenes ist Lessings, dieses ist Bodmers Meinung.

Er spricht hier nur als Rhetoriker, nicht als Philosoph der Dichtung

Zu seiner Poetik muß man gehen, wenn man seine Begriffe vom eigentlichen Wesen der Dichtkunst erfahren will; und ob er wohl in diesem uns mangelhaft zugekommenen Werk von der äsopischen Fabel selbst nicht redet: so redet er doch von der *Dichtung* (μυθος) überhaupt, und von ihr in Ansehung des Trauerspiels sehr genau und ausführlich. Wir dürfen also nur Alles, was der Tragödie eigenthümlich ist, weglassen: so wird die Natur der Dichtung offenbar, worauf sich solche auch beziehen möge.

Allgemein also sagt er: a) „der Geschichtschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht durch's Sylbenmaas, sondern dadurch von einander, daß der Geschichtschreiber erzählt, was geschehen sey, der Dichter, *welcher Art Dinge geschehen mögen.* Die Dichtkunst sey deßhalb philosophischer und lehrreicher als die Geschichte, weil sie mehr das Allgemeine (τα καθολȣ) vorträgt, da die Geschichte sich an das Einzelne halte (τα καθ' εκαστον.) *Allgemein* aber nennet er das, wenn anschaulich gemacht wird, wie einem *Solchen* ein *Solches*, d. i. einem Jeden das Seine zutreffe, oder wie man nach innerer Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit handle. Dahin ziele die Poesie, auch wenn sie den Personen besondre Namen beilegt; mithin bestehet der Unterschied des Dichters und des Geschichtschreibers darinn, daß dieser sagt, was geschehen sey, jener *wie es geschehen könne und möge, nach der Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit selbst.*" Goldne Worte, die uns auf einmal auch bey der äsopischen Fabel nicht nur ihren Unterschied vom historischen Beispiel, sondern zu-

---

a) Poetic. c. 9.

gleich den reinen höchsten Zweck anzeigen, zu welchem eine Fabel gedichtet werden soll. Die innere Wahrscheinlichkeit oder die Nothwendigkeit selbst soll das Gewicht seyn, das bey der erdichteten Handlung zeigt, nicht blos Was, sondern auch Wie es geschehen möge (οια γενοιτο.) Und eben deßwegen ist die Fabel philosophischer und lehrreicher, als alle Beispiele der Geschichte. Sie geht auf das Feste und Allgemeine, daß, wenn So etwas gegeben sey, wahrscheinlich oder nothwendig So etwas folge; das Beispiel der Geschichte schildert nur einen einzelnen Fall, dem nicht anders als nach dem zweifelhaften Maas der Aehnlichkeit die Anwendung auf andere Fälle zustehet. Für meinen gegenwärtigen Fall aber ist durch die Fabel das οιον γενοιτο κατα το εικος η το αναγκαιον congruent gedichtet worden, so daß sich, wie in der Geometrie, die beiden Fälle decken, mithin gleich sind.

Aus diesem Hauptbegriff, den Aristoteles von der Dichtung giebt, wird sich alles bestätigen, was ich von der Natur der Fabel entwickelt habe. „Nachahmung, sagt er, a) ist ein dem Menschen eingepflanzter Trieb, der sich von Kindheit auf bey ihm zeiget: er unterscheidet sich eben dadurch von andern Thieren, daß er nachahmender ist, als sie. Die ersten Begriffe erwirbt er sich durch Nachahmung, und freuet sich, wenn er nachgeahmte Dinge siehet. Ein Zeichen hievon ist das Vergnügen, das wir bey Kunstwerken empfinden. Dinge, deren Anblick uns in der Natur unangenehm ist, sehen wir in der genausten Kunstnachahmung mit Freuden. Dieß zeigt, daß Lernen nicht für Philosophen allein das Süßeste ist, sondern auch für Andre, obgleich nicht in demselben Maaße. Denn sie freuen sich deßhalb, wenn sie Bilder anschauen,

a) Poetic. c. 4.

weil der Anschauende lernt und schließt, was Jedes sey? wie es so sey und nicht anders? Träfe es sich aber, daß er den vorgestellten Gegenstand vorher noch nicht gesehen hätte: so würde seine Freude nicht aus der Nachahmung desselben, sondern aus der Kunst des Werks, der Farbe oder aus einer ähnlichen Ursache entspringen."

Auf diesen so oft mißverstandenen Begriff der Nachahmung, d. i. der künstlichen Darstellung und der Uebung unsrer Vernunft in Anerkennung der Gegenstände, in freudiger Anschauung des Aehnlichen u. s. bauet der philosophische Grieche sein Gebäude der Dichtkunst; und könnte der Ursprung aller menschlichen Dichtung, jener wirksame Trieb in uns, Analogieen zu schaffen, mit innerem Vergnügen sie anzuerkennen, und jedesmal dadurch seine Begriffe zu erweitern, zu üben, zu stärken, in einer allgemeinern Quelle gesucht werden? Auch der äsopischen Fabel ist also Analogie die Mutter; nicht Abstraction, nicht eine leere Reduction vom Allgemeinen auf's Besondre. Fabeln, die auf dem letztern Wege erfunden wurden, sind meistens todte Fabeln; dagegen die Dichtungen der Analogie in jedem Gliede leben. Auch die Freude des Zuhörers bey dieser Dichtung, seine Freude beim Anerkennen des ähnlichen Falls und sein unvermerktes, williges Lernen der eingekleideten Lehre erklärt sich aus dem Aristotelischen Grundsatz vortrefflich; dagegen die Abstraction und Reduction nichts erkläret. Der Mensch ist ein nachahmendes Thier: er freuet sich also über die Fabel nicht nur als über ein nachgeahmtes Kunstwerk, sondern als über eine geheime Anleitung, durch welche er theoretisch oder practisch selbst nachahmen lernet. Die Thiere haben ihn Alles gelehrt; jetzt lernt er von ihnen auch Weisheit.



Weiter will ich mich nicht in's Einzelne einlassen, und was Aristoteles von der Handlung, den Sitten, dem Ausdruck, den Meinungen der dramatischen Dichtung sagt, a) auf die Dichtung überhaupt und auf einen kleinen Bezirk derselben, die äsopische Fabel, nicht anwenden. Auch bey dieser müssen die Begebenheiten verknüpft, die Charaktere der Handelnden beobachtet, die Meinungen, die sie äußern, ihrer Natur gemäß und in den Umständen der Handlung gegründet, der Ausdruck der Fabel ihrem Zweck angemessen seyn u. s. Gleichergestalt hat die Handlung der äsopischen Fabel ihre Größe, ihr Ganzes, ihre Schönheit; auf die Zeichnung derselben kommt mehr an, als auf jeden andern Schmuck in Worten, in Beschreibungen, selbst in Ausmahlung des Charakters der Thiere; geschweige in jenen fehlerhaften Episoden, die uns von der Sache selbst abführen, und nicht diese allein, sondern jede andre anschaubare Dichtung verunzieren. Kurz, was Aristoteles von seiner höchsten, d. i. der dramatischen Dichtung sagt, gilt, seinem allgemeinen Geist nach, Zug vor Zug auch von der niedrigsten regelmäßigen Dichtung; welches eben die beneidenswürdige Genauigkeit seiner Theorie zeiget.

* * *

In Ansehung des Sylbenmaases bin ich ebenfalls von Aristoteles Meinung a). Das Sylbenmaas allein macht kein Gedicht, sondern die Nachahmung, ob er wohl auch jenes sowohl seinem Ursprunge, als seiner Wirkung nach sehr glücklich erklärt hat. Auch in ungebundener Rede (λογοις ψιλοις) läßt er selbst eine Epopee gelten, und erkennet die Minen des Sophrons und Xenarchus, die Fabeln des Sokrates (Σωκρατικοις λογοις) und alle übrige

a) Poëtic. c. 6. 7. 8. b) Poëtic. c. 1.

Nachahmungen vor Gedichte, die jemand z. B. in jambische, elegische und andre Versarten bringen könnte. Das Sylbenmaas allein entscheidet ihm nicht; er ist aber dafür, daß man mit dem Dichten (ποιειν) geschickte Metra verbinde, und redet von den heroischen und jambischen Versen sehr richtig. Die griechische Muse hatte diese Regel gleichfalls in sich. Man kam bald darauf, auch der äsopischen Fabel den Schmuck eines Sylbenmaases zu geben, der ihre Wirkung nicht schwächete, sondern erhübe. Das älteste die'er Art war, wie wir aus Hesiodus sehen, das heroische; es hat einen abgemessenen, simpeln, rastlosen Schritt, und daß mehrere Fabeln Aesops von einem Griechen selbst in diese Versart eingekleidet gewesen, sehen wir aus Fragmenten beim Svidas. Noch besser aber schickte sich der Chorliamb zur Fabel, weil er der ungeschmückten, simpeln Erzählung näher trat, und mit der größten Klarheit den schönsten Wohlklang verband. Reste von den Fabeln des sogenannten Babrius zeigen dieß unwidersprechlich; a) und hätten wir ihn ganz, wer würde die Prose unsrer griechischen Fabel lesen, die nicht Aesops, sondern der Grammatiker Prose ist, die größtentheils ungleich schönere versificirte Fabeln in sie aufgelöset

a) S. *Tyrwhitt*, diss. de Babrio. edit. Harles. Erlang. 1785. Ich glaube übrigens nicht, daß dieser schöne Versifikator Babrius geheißen habe, welches kein griechischer Name ist; wahrscheinlich ist sein Name Valerius gewesen, und die Fabeln haben Βαλεριε λογοι oder μυθοι geheißen. In einem Manuscripte, das Tyrwhitt anführt, (p. 86. edit. Harles.) steht auch dieser Name, und es ist Schade, daß man eben daselbst den wahrscheinlich lateinischen Vornamen dieses Valerius zu enträthseln nicht für werth geachtet hat. Gewiß brächte uns diese Spur um einen großen Schritt näher, wer dieser seynsollende Babrius gewesen?

haben. Der Glückliche, der uns den ächten Babrius fände, hätte der Literatur ein treffliches Geschenk gemacht: denn die zwey oder drey ganze Fabeln, die man von ihm hat, z. B. die Nachtigall und Schwalbe, die Ameise und Cicada, das Gefäß, worinn nichts als die Hoffnung blieb a),

---

a) *Tyrwhitt.* de Babr. p. 46. 48. 69. Da die Fabeln kurz sind, will ich für einige Leser zur angenehmen Probe zwey derselben hersetzen.

Ζευς εν πιθω τα χρηςα παντα συλλεξας
Εθηκεν αυτον πωμασας παρ' ανθρωπω.
Ο δ' ακρατης ανθρωπος, ειδεναι σπευδων,
Τι ποτ' ην εν αυτω, καὶ το πωμα κινησας,
Διηκ' απελθειν αυτα προς θεων οικες,
Κἀκει πετεσθαι, της δε γης ανω φευγειν.
Μονη δ' εμεινεν Ελπις, ἡν κατειληφε
Τεθεν το πωμα. τοιγαρ Ελπις ανθρωποις
Μονη συνεςι, των πεφευγοτων ἡμας
Αγαθων ἑκαςον εγγυωμενη δωσειν.

* * *

Αηδων καὶ Χελιδων.

Αγρε Χελιδων μακραν εξεποτηθη,
Ευρεν δ' ερημοις εγκαθημενην ὑλαις
Αηδον' οξυφωνον, ἡδ' απεθρηνει
Τον Ιτυν αωρον εκπεσοντα της ωρης.
Χ' ἡ μεν Χελιδων φησι, φιλτατη, ζωεις.
Πρωτον βλεπω σε σημερον μετα Θρακην.
Αλλ' ελθ' ες αγρον και προς οικον ανθρωπων.
Συσκηνος ἡμιν καὶ φιλη κατοικησεις,
Οπκ γεωργοις κ' εχι θηριοις αςεις.
Τηνδ' αυτ' Αηδων οξυφωνος ημειφθη.

und jedes kleine andre Fragment, haben beym schönsten Wohlklang eine so süße Einfalt, daß der schöne, aber oft gezwungene Phädrus ihnen kaum zur Seite treten dürfte. Schade, daß dieß griechische Sylbenmaas der Fabel für die neuern Sprachen fast ganz unnachahmbar bleibet: seine zarte Abwechselung verliert sich bey uns Deutschen größtentheils in einförmige Jamben.

Εα με πετραις εμμενειν αοικητοις.
Οικος δε μοι πας ἡ τε μιξις ανθρωπων
Μνημην παλαιων συμφορων αναφλεξει.

Eine der schönsten Fabeln, die ich in Einer Sprache der Welt kenne. Wahrscheinlich ist die Schwalbe Lessings (S. 104. seiner Fabeln) aus ihr entstanden.

2.

Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre?

Ein Göttergespräch. a)

1785.

a) Aus dem ersten Band der zerstreuten Blätter, nach der zweyten Auflage von 1798.

Statt der Vorrede.

Fragment eines Gesprächs.

— — Theano. „Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre? Ein Göttergespräch!“

Demodor. Die Geschichte davon wird dießmal wie ein Mährchen lauten. Es war einmal eine Blumengesellschaft —

Theano. Ein Mährchen also aus den Zeiten der Provenzalen.

Demodor. Vielleicht. — In dieser Blumengesellschaft also wurden allerley Spiele des Geistes getrieben, und unter andern auch Fragen aufgegeben. Diese Frage war Eine der ausgestellten, und ich buhlte um den Preis —

Theano. Den Sie kaum werden erhalten haben.

Demodor. Also wenn Sie Blumenkönigin wären, würden Sie ihn mir nicht geben.

Theano. Höchstens drey Viertheile des Preises; vorausgesetzt nemlich, daß jeder Richter in der Welt nach Vorurtheilen urtheilt, und dieß den Richterinnen noch viel mehr erlaubt seyn muß. Offenbar haben Sie, lieber Demodor, der Musik zu viel eingeräumet.

Demodor. Das ich nicht wüßte.

Theano. So etwas weiß der Liebhaber nie, aber der Philosoph sollte es wissen. Sagen Sie mir: empfinden die Thiere Musik?

Demodor. Allerdings manche, ob sie sie gleich nicht menschlich empfinden.

Theano. Menschlich oder nicht; sie werden durch sie zu Gemüthszuständen aufgeregt, in die die Menschen vollkommner versetzt werden. Empfinden aber auch die Thiere etwas von dem Schönen nachgeahmter Formen?

Demodor. Nein.

Theano. Sie sehen also, daß die Musik einen Grad niedriger sey.

Demodor. Darum wirkt sie aber auch um so stärker.

Theano. Und wie wirkt sie? Sie regt das innre Organ der Empfindung auf; aber sie giebt der Seele durchaus keinen bestimmten Gedanken. Vielmehr läßt sie ihr, so lange sie ohne Worte ist, frey, was sie will, aus dem Schatz der Erinnerung zu holen, und macht also in verschiednen Gemüthszuständen auch sehr verschiedne Effekte. Die zeichnende Kunst bestimmt ihren Gegenstand auf's genaueste; also ist die Wirkung, die sie macht, vielmehr die Ihre, eine bestimmtere, menschliche Wirkung.

Demodor. Mich dünkt, das habe ich gesagt.

Theano. Angedeutet wohl; aber nicht so scharf bezeichnet, wie ich's wünschte. Im Grunde freilich bleiben beide Künste in den meisten Stücken gegen einander ganz unausmeßbar.

Demodor. Außer sofern sie eine gemeinschaftliche Seele berühren, und eben deßhalb halte ich, so wenig man mit allen Gegeneinanderstellungen je auf den Grund kommen wird, die Vergleichung selbst immer nützlich.

Theano. Ich auch; und ich wünschte, daß Sie solche zwischen mehrern Sinnen und Seelenkräften nach einigen sonderbaren Erfahrungen, auf die ich Sie zu einer andern Zeit bringen will, anstellten. Jetzt lassen Sie

das Gespräch gut seyn, und ich wollte auch nicht, daß Sie meine Anmerkung einschalteten: sie würde das Gemälde desselben vielleicht zerstören, und Gesichtspunkte zum weitern Nachdenken haben Sie gnug angeleget.

Die Musen wußten nicht immer, wovon sie sprechen sollten, und so kamen sie bisweilen über ihre gegenseitigen Vorzüge, über den Werth ihrer Künste, in Streit mit einander. Eine dergleichen Confabulationen zwischen der Muse der Malerey und Tonkunst, von der ich durch geheime Nachrichten ein Wörtchen vernommen habe, will ich hier wieder erzählen, weil Vater Apollo dabey das Präsidium führte. Der ewigblühende Jüngling saß unter seinem geliebten Lorbeerbaum, und hatte die jüngste und liebste seiner Töchter, die Poesie, im Schoose. Ihre beiden ältern Schwester saßen zur Rechten und Linken vor ihr, und stritten über die Frage: welche von ihren Künsten, ob Malerey oder Tonkunst die meiste Wirkung auf menschliche Seelen habe?

Ohne Zweifel die Meine, sagte die Muse der Malerey, denn das Reich meiner Wirkung ist so weit und umfassend als Himmel und Erde. Alle Gegenstände der Welt sind mein. Ich kann die Seele mit dem Blitz des Himmels schrecken, und mit den schönsten Aussichten der Erde aufheitern. Ich erschüttre sie mit drohenden Felsklippen, und erweitere sie durch den Blick des unendlichen Meeres. Alle Leidenschaften stelle ich dar: ich bilde sie in sprechenden Gestalten, ich grabe ihren Ausdruck in die Seele — giebt's eine weitere größere Wirkung?

Ob's eine weitere und umfassendere gebe? weiß ich nicht, antwortete die Tonkunst, aber, daß es eine tiefere, innigere, stärkere gebe, davon, glaube ich, ist meine Kunst Probe. Du hast ein großes Reich, Schwester, aber in dem großen Reich wenige Kraft, denn du bist überall nur über die Oberflächen der Dinge verbreitet.

Viel Gegenstände hast du, das ist unläugbar; du kannst aber von allen nichts als die äußere Ansicht, die Gestalt des Spiegels geben. Auch von den tiefsten, unergründlichsten Gegenständen giebst du nicht mehr, und wirkest also mit sehr vielen Materialien nur sehr wenig. Ich hingegen, (erlaube, daß ich mich meiner Armuth rühme, und über meinen Mangel stolz bin,) ich mit meinen sieben armen unscheinbaren Tönen, die nirgend pralen, die allenthalben nur stille verborgen liegen, mit ihnen bewege ich jedes fühlbare Herz; ja mit ihnen bauete und erhalte ich die Welt. Auf den Klang meiner Leier ordneten sich alle Dinge, auch deine schönsten Gestalten: nur das Verhältniß meiner Töne machte sie zu dem, was sie sind, und wodurch sie wirken. Ich gebe also mit wenigem viel; durch einige unsichtbare Wellen umringe ich das Herz unmittelbar, dringe zu ihm, und reisse es fort: denn alle Saiten der Empfindung sind meine Saiten; auf ihnen spiele ich, nicht auf diesen erzitternden Fäden des armen Instrumentes. Siehest du, daß unser Vater Apollo den Pinsel führe? aber die Cither führt er, denn Musik ist die Kunst aller Künste —

Der Vater Apollo wollte, daß sie ihn aus dem Streit ließen: denn, sagte er, ihr seyd beyde meine Töchter, und ich führe ausser der Cither ja auch die Sonnenpfeile, in denen alle Stralen der Farben und Schönheiten liegen. Also, meine Tochter Malerey, vertheidige dich besser; jetzt scheinest du noch überwunden. Von Wirkung, nicht vom Umfange der Kunst, war die Rede.

Die Malerey that also den zweyten Lauf. Eben meine Wirkung, Vater, ist über allen Widerspruch die reinste und klarste, die erhabenste und daurendste Wirkung. Meine Schwester hatte Ursach zu sagen, daß ihre Töne unscheinbar, d. i. dunkel in einander liegen: sie und ihre

Wirkung sind allerdings sehr dunkel. Kann jemand wohl, was Töne sagen wollen, sagen? reden sie nicht die verworrenste Sprache von Halbempfindungen, die sich unsrer Seele immer zu nähern scheinen, und sie nie fassen; die immer wie Sand oder Wellen des Meers uns umspühlen, uns umrauschen, und nie ihre Wirkung in uns nur halb vollenden? Vorüber sind sie, wie der Bach, wie das Lüftchen; und wo ist nun ihr Bild? wo ihre Stimme und Sprache? Ich hingegen darf's rühmend wiederholen, mache die bestimmteste, klarste, daurendste Wirkung. Meine Formen sind auf eine reine Weise da; man weiß doch und behält, was man an mir siehet. Man behält's nicht blos im Gedächtniß, sondern im Blick, vor den Augen der Phantasie und der spätesten Erinnerung. Ich schreibe und zeichne mit dem Sonnenstral; meine Wirkung ist auch wie das Licht der Sonne ewig. Hat jemand Eine der himmlischen Erscheinungen Raphaels und seiner Gesellen auch nur wenige Augenblicke gesehen; die Formen, die Gestalten bleiben in ihm. Er ist in unserm Himmel gewesen, hat Göttinnen und Götter erblickt, hat das Ambrosia ihrer Lippen, den Duft ihres Schleiers, den Glanz ihres Antlitzes genossen und gekostet; die Bilder, die Eindrücke und Gedanken vergehen ihm nie! — Dahingegen du arme, auf drey Saiten umherirrende Muse — —

Meine Schwester, fiel die bescheidene Tonkunst ein, und that einige linde Griffe auf ihrem Saitenspiel, meine Schwester malt wieder reich, statt daß sie (wovon hier die Rede war) tief und bewegend ihre Wirkung andeuten sollte. Niemand läugnet dir, daß Linie, Linie, und Farbe, Farbe sey, daß man sie mit Augen sehen, und wenn man Zeit hat, sie so lang sehen könne, als man will; aber sehen ist keine Rührung, das klarste und daurendste

Erkennen ist noch keine Empfindung; vielmehr ist bekannt, daß jenes diese immer in einem gewissen Grad hindre: denn eben die Kälte, mit der man betrachtet, macht klaren Begriff. Du schreibst mit dem Sonnenstrahl, aber auch nur in's kalte Gedächtniß. Selbst die Begeisterung, mit der du, glänzende Schwester, von Göttern und Göttinnen, von Duft und Ambrosia sprachst, ist nur Feuer der Phantasie, nicht des Herzens und der Empfindung. Keiner deiner Lieblinge ist bey uns im Himmel gewesen; er malte immer nur Menschen, und es ist gar nicht denkbar, daß nicht immer noch tausend schönere Menschen auf Erden gelebt haben und leben werden, als einer deiner Maler sie malte. Diese kopirten sich unaufhörlich, setzten oft, wie sie am meisten ideal seyn wollten, Ungeheuer auf einander, und wurden bey allen sogenannten Götter- und Heldenformen, zuletzt so enge und armselig, daß das, was du mir unrecht vorwirfst, vielmehr von ihnen gölte: sie klimperten auf einem Instrument von anderthalb zerrissenen Saiten, die sie die Antike nannten, da das volle Saitenspiel aller Gestalten und Seelen der Natur, in ihrer Hand hätte seyn sollen. Glaubst du, meine Schwester, der Klumpe von Farben, der auf der Palette liegt, könne mit der Natur wetteifern? geschweige daß er ihre allmächtige Fülle und Wahrheit übertreffen sollte? Das Feuer, das auf dem Brettlein gerieben und entzündet wird, wird nicht leicht ein menschliches Herz durchbrennen, noch weniger die Schöpfung in die Asche legen, daß man neue Gestalten vom Himmel nöthig habe. —

Du wirst zu scharf, meine Tochter, fiel ihr der Präsident der Versammlung in die Rede: du tadelst an der Kunst, was blos Fehler der Künstler oder gar ihrer thörichten Lobredner ist, gnug davon, und vertheidige deine Sache. Die Malerey beschuldigte dich, daß deine Wir-

kungen

kungen dunkel und verworren, dazu immer unvollendet, vorübergehend und kurz seyen; antworte darüber.

Mich dünkt, sprach sie, darauf ist leicht geantwortet: wer weiß dieß besser, als du, der Vater der ewigen Tonkunst? Meine Schwester will, daß meine Töne Gestalten und Farben seyn sollen, und das ist nicht möglich. Sie will, daß ich sie an die Wand hefte, damit sie, wie Memnons Statue, wenn die Sonne auf sie scheint, tönen, und wie ein Glockenspiel ewig tönen sollen; auch das ist unmöglich, und wäre in kurzer Zeit sehr widrig. Meine Wirkung ist also kurz und vorübergehend; aber wem ist sie's also? den armen, unter jeder Empfindung so bald erliegenden Menschen. Und ihnen mußte sie dieß seyn, eben weil sie so stark, so mächtig fortreissend und überschwemmend für sie wäre, hätte sie nur etwas längere Dauer für sie erhalten. Nein! sie sind noch nicht zur ewigen Harmonie der Götter gebildet; sie versinken, sie gehn im Ocean meiner Kunst unter; darum wurden ihnen nur wenige Töne eines unendlichen Saitenspiels, in wenigen Gattungen, nach sehr leichten Modulationen zugemessen, zugezählt, zugetröpfelt. Ich lisple nur auf ihrem Saitenspiel, und schwebe wie ein harmonisch Lüftchen bey ihnen vorüber. Daher scheint meine Wirkung ihnen auch immer unvollendet: denn in ihrer Natur kann sie nicht vollendet werden, oder sie würden selbst zu Harmonie und Wohllaut. Das Dunkle und Verworrene ihrer Empfindungen liegt an ihrem Organ, nicht an meinen Tönen: diese sind rein und helle, das höchste Muster einer zusammenstimmenden Ordnung. Sie sind, wie schon ein von mir begeisterter sterblicher Weise gesagt hat, die Verhältnisse und Zahlen des Weltalls im angenehmsten, leichtesten, wirkendsten aller Symbole. Du hast mich also, Schwester, gelobt, indem du mich tadelst. Du hast das

Unendliche meiner Kunst und ihrer innigsten Wirkung gepriesen; indem du gezeiget hast, wie eine so edle Natur, als die Natur des Menschen ist, so wenig von meiner allmächtigen Wirkung fassen, sie nur noch so kurze Zeit, in so einfachen Anfängen und Gängen ertragen könne. Im Gewühl deiner Farben und Gestalten hingegen verwirret sie sich nie, und hat gar, wie du selbst gesagt hast, noch etwas nöthig, was über alle Erdgestalten hinausgehet, um sich nur einigermaßen gegen das leere Wiederkommen derselben zu sichern. Bey mir hat sie dieß nicht nöthig: meinen Empfindungen bleibt jede Erdennatur unendlich nach, und sie wird lange von Stufe zu Stufe steigen, ehe sie das Tongebäude der allgemeinen Vollkommenheit nur in einigem Umfange, mit einiger Fortdauer seiner ewig steigenden Melodie empfindet —

Indem die Tonkunst dieses sprach, und das ganze Gefühl der Begeisterung davon in ihrem Gesicht, in ihrer Geberde zeigte, hatte sich die Muse Urania zu ihr gesetzt, und sie umfasset mit ihren Armen. Auch die Augen der jungen Poesie waren auf sie geheftet, und fast wären ihre Worte selbst zu Tönen geworden, die Wirkungen ihrer Kunst dem ganzen Olympus zu zeigen. Aber Vater Apollo fiel ihr zu rechter Zeit ins Wort, und gab ihr zu verstehen, daß hier nur von Erdemusik die Rede sey, und was die Tonkunst für Wirkung auf menschliche Gemüther habe. Du hast dich genug gerechtfertiget, meine Tochter, ja deine Kunst bis zum Olymp erhoben; es ist Zeit, daß deine Schwester rede.

Wohl, sagte die Malerey, hat sie ihre Kunst bis zum Olymp erhoben, sie, die es so fremde fand, daß meine Lieblinge nur den Traum einiger Göttergestalten hegten. —

Lasset, sagte Apollo, den Olymp unverworren, meine Töchter. Ihr seyd beyde himmlische Wesen, und eure

Künste müssens auch seyn, wenn sie einige Wirkung haben sollen auf der Erde. Auch die menschliche Seele ist unsre Schwester, und alles, was auf sie wirken soll, muß was Unermeßliches in sich haben, und also von himmlischer Art seyn. So nennen es die Menschen, und sie haben Recht. Alle Formen und Gestalten, so rein und ausstudirt sie seyn mögen, thun nichts bey dir, Malerey, wenn keine Seele, kein himmlischer Geist sie belebt. Auch in jede Deiner Compositionen muß dieser Geist gehaucht seyn, und das Ganze zu Einem bilden; sonst stehet alles, so treu und künstlich es nachgeahmt seyn möge, nur arm und todt da. Auch in dir, Tonkunst, muß Rührung der Seele alle Töne binden und begleiten, sonst werden sie nicht nur das, was du von den kalten Nachahmungen der Malerey sagtest; sondern sie sind vielleicht noch widriger, da deine Kunst blos vom Hauche dieses himmlischen Geistes lebet. Also lasset allen Wortstreit, und haltet euch an die bestimmten Wirkungen eurer Künste. Wollet ihr, so will ich den alten Aristoteles herbey rufen lassen; er soll ein ausnehmender Meister in Unterscheidungen und bestimmten Worterklärungen seyn, er wird euch ohne Mühe rectificiren —

Beyde Damen verbaten den Entscheider, sie wählten dafür, wenn sich Apollo nicht selbst bemühen wollte, ihre jüngere Schwester, die Poesie zur Schiedsrichterin. Sie hat von uns beyden gelernt, sprachen sie, und liebt uns beyde. Sie ist Weib, und kann von Künsten und Wirkungen der Weiber am besten urtheilen; dazu ist sie unsere Schwester. „Komm, sagten sie, und rücke vom Schoos Apolls, wo du ihn mit deinen schönen Haarlocken nur verwirrest, näher zu uns herüber.“ Die Poesie thats gerne, und der Streit begann zum dritten und letztenmale.

Mich dünkt, sprach die Poesie, meine Schwestern,

wenn ihr zu einigem Vertrage kommen wollt, müsset ihr, wie Vater Apoll eben gesagt hat, sorgfältiger die Wirkungen unterscheiden, auf die ihr arbeitet, also auch mehr den Sinn der Seele bestimmen, auf den ihr wirket. Du Malerey, wirst mehr auf Phantasie, als auf das Herz; aber die Phantasie kann auch zum Herzen kommen, und wenn sie nicht dahin reicht, ist sie gemeiniglich desto näher dem Verstande. Also sind alle deine Darstellungen klärer, aber wie du, Tonkunst, willt, auch kälter. Das ist der Malerey keine Schande, sondern mag eben ihr Vortheil werden: denn Richtigkeit und Wahrheit sind die Hauptmittel ihrer Wirkung, die sie mit Schönheit und Annehmlichkeit nur bekleidet. Jeder ihrer Künstler thäte also übel, wenn er diese Hauptvestung verließe und sich in das Nebenwerk einer unmittelbaren Wirkung aufs Herz ohne Richtigkeit und strenge Wahrheit würfe. Immer ist Zeichnung und ein Geist der Zeichnung, der das Ganze belebt, bey dir, Malerey, die Hauptsache; an der auch ich lange gelernt habe, und noch täglich lerne. Das Rührende einzelner Gesichtszüge, das Täuschende der Carnation und der Farben, so wie fern herbei gesuchte tiefe Gedanken sind gut und vortreflich, wenn das Hauptwerk zur Seele spricht — spricht, wie es durch diese Mittel zu ihr sprechen kann, helle, klar, reich, deutlich. Je weniger die Malerey dem Schein nach wirken will, je mehr sie die scheusliche Repräsentation vermeidet, desto mehr wird sie wirken; desto mehr wird sie aus der bloßen Nachahmerin, eine reine und demüthige Darstellerin der unergründlich-tiefen, immer neuen und schönen Wahrheit. — Du hingegen, Tonkunst, auch mir bist du mehr, als mir die Malerey seyn kann: denn wie du recht gesagt hast, bist du der harmonische Grund und die melodische Begleiterin aller, selbst der malerischen Schönheit. Du wirst mir aber zugeben,

daß ohne meine Worte, ohne Gesang, Tanz und andere Handlung, für Menschen deine Empfindungen immer im Dunkeln bleiben. Du sprichst zum Herzen; aber bey wie wenigen zum Verstande! ja auch, wo du zum Herzen sprichst, wie oft ist seine Regung blos eigentlich-sinnliche Rührung! Giebts nicht auch Thiere, die sich nach gewissen Tönen oder Gängen von Tönen freuen oder betrüben? Ja, als man den grausamen Versuch machte, lebendigen Geschöpfen das Gehirn zu öfnen, und durch gewisse Druckungen bey ihnen bald Schmerz, bald Freude erregte; mochten diese Empfindungen, auf eine grobe Weise bewirkt, etwas anders seyn, als was du auf eine unendlich feinere Weise bewirkest? Freylich ist das ganze Herz des Menschen dein Saitenspiel; aber siehe auch, wozu du es spielest? Und nun, meine Schwestern, vergleichet euch selbst über bestimmte Fälle und Zwecke, in und zu denen eure Kunst sich äußert.

Die Malerey fing an und schilderte die hohen Eindrücke, die sie manchmal durch die Darstellung eines Gemäldes gemacht habe. Sie sprach von Brutus Gemahlin, die nicht zu Thränen zu bringen war, bis plötzlich ihr das Bild der Andromache ins Gesicht fiel, und den frischen Damm ihrer Empfindungen aufriß. Sie führte eine Reihe anderer Gemälde an, die plötzliche Bekehrungen, Tröstungen, Ermunterungen bewirkt, und die Seele, wie durch Erscheinungen aus einer andern Welt, umgekehrt und umgeschaffen haben. — —

Verzeihe, Schwester, sprach die Poesie, und bemerke auch hier, was von diesen Wirkungen eigentlich nur dir zugehöret. Das meiste hiervon liegt in den Gegenständen, die du nachahmest, und du kannst nicht läugnen, daß, wenn statt des Gemäldes der Andromache oder anderer edlen Gestalten, ihre Gegenwart selbst erschienen

wäre, die du oder ich nur schwach schildern konnten, die Wirkungen derselben wahrscheinlich noch größer gewesen wären. Denke dir eine erscheinende Mutter Gottes, wie sie die Sterblichen nennen, oder eine Magdalene, in jeden idealischen Reiz gekleidet, den wir beide ihnen schenkten; du wirst zugeben, daß du, wie ich, hierinn nur ferne, schwache Nachahmerinnen waren, und was Wirkung anbetrift, sey oft ein schlechter, sehr unidealischer Auftritt der Natur, eben seiner individuellen Wahrheit und Wirklichkeit wegen, unendlich reicher an großen und guten Folgen, als die künstlichste Nachahmung desselben mit Farben je seyn würde. Du hingegen, Musik, sprach sie, bist immer Schöpferin, da du kein eigentliches Vorbild deiner Kunst hast, weder im Himmel noch auf der Erde. —

Eben deswegen, fuhr die Tonkunst fort, ist auch meine Wirkung immer neu, ursprünglich und herrlich. Schöpferin bin ich, und ahme nie nach; ich rufe die Töne hervor, wie die Seele Gedanken hervorruft, wie Jupiter Welten hervorrief, aus dem Nichts, aus dem Unsichtbaren; und so dringen sie auch, wie die Zaubersprache aus einer andern Welt, zur Seele, daß diese, ergriffen vom Strom des Gesangs sich selbst vergißt, sich selbst verliert. Alle habt ihr von den Wirkungen der Musik in alten und neuen Zeiten gehört, und nie habt ihr gnug davon gehört. Laßt mich nicht die alten Geschichten Amphions, Orpheus, Linus, Timotheus, Phemius, u. a. wiederholen; an jedem Fest der heiligen Cäcilia werden sie auf der Erde immer noch besungen und gepriesen. —

Aber auch noch erreicht? fiel ihr die Poesie in die Rede; und eben das, daß sie jezt nicht mehr erreicht werden, zeigte es nicht, daß sie auch vor Alters nicht ganz dein, nicht immer das Werk der Kunst waren, auf die du es insonderheit in spätern Zeiten, ganz ohne mich, anzulegen

vorhast? Damals half ich dir. Ich unterstützte deine Töne, und du dientest nur meinem Gesange, ihn zu beleben. Ich hingegen klärte deine Sprache auf, verstärkte sie mit der Macht aller Empfindungen und Situationen der Seele; dadurch thaten wir vereint die Wirkung. Seitdem wir uns von einander getrennt haben, sind unsre Künste tausendmal feiner geworden, die Grenzen von Allem in ihnen sind sorgfältiger geschieden, die Regeln stehn bestimmt da, wie Scylla und Charybdis, oder wie die Säulen Herkuls, über die nicht hinauszuschiffen war: wo ist aber anjetzt unsre Wirkung auf der Erde, in dem Maaß, wie sie die Alten priesen? Ich werde gelesen, du wirst gehört; bey mir tadelt und gähnt man, bey dir spielt oder plaudert man, und zuletzt schläft man ein bey uns beyden. —

Das liegt nicht an uns, antwortete die Harmonie unerschrocken; es liegt am Mißbrauch unsrer Namen. Die Geiger und Pfeifer, die Quäler und Tändler der Saiten habe ich nie für Söhne meiner Kunst erkannt: denn wo sind die Wirkungen ihrer Töne? Hast du je in der Werkstatt Vulkans den Bratenwender daselbst mit der schönen Hebe verwechselt, die uns den Nektar mischt und die ambrosische Götterkost bereitet? Und was sind so manche Quartette und Sonaten, manche Trio's und Symphonien, insonderheit jene unselige Menge einförmiger Liedermelodieen anders, als der lebendige Bratenwender des hinkenden Vulkanus. Man hat, wie sie sagen, eine Kunst erfunden, vermöge welcher man nach ewigen Regeln eine Melodie hervordrehen könne, ja hervordrehen müsse, gerade wie jenes Küchenwerkzeug umläuft, nach seinen Gewichten. Mich dünkt, wir drey Schwestern haben uns mit dem Heer unserer Pfuscher und Freyer nichts vorzuwerfen. —

Aber dennoch, fiel ihr die Poesie ein, erinnere dich an

die Zeiten deines einfachen Ursprunges und deiner damaligen Wirkung; deine Orpheus und Amphions, wenn auch nur die Hälfte der Sagen wahr wäre, die uns unsre Mutter Mnemosyne erzählt hat, wo schaffen, wo wirken sie jetzt?

Freylich, antwortete die Tonkunst, sind diese Jahre meiner Jugend in manchen Ländern vorüber; aber nicht ich, sondern sie, diese so genannt-gebildete Welt ist alt und grau geworden, und will zum Theil jetzt, statt Töne zu genießen, mit Tönen bauen oder Seiltanzen und spielen. Sie bauen auch wirklich wunderhohe harmonische Gebäude, die rasch zum Himmel, zum Verstande hinauf streben, da sie ins Heiligthum, zum Herzen nicht mehr kommen können. Das Leichte ist ihnen zu leicht; mit überstandenen Unmöglichkeiten suchen sie zu überraschen, zu prangen, zu glänzen. Glaubt ihr, Schwestern, daß mirs gefalle, wenn man, um eine neue Tonkunst zu geben, keinem Ton mehr seine Wirkung läßt, sondern mit Tönen mahlt und poetisirt? Meiner Kunst ist dieß so fremde, als da jemand auf den Gedanken kam, ein Farbenclavier zu erfinden, und sich wunderte, daß der Kinderjahrmarkt kein Vergnügen, wie das Clavier der Töne machte. Indessen sind die ächten Wirkungen meiner Kunst gewiß nicht ausgestorben auf der Erde. Unter allen Völkern, selbst unter Türken und Barbaren, lebt sie, und jedes genießt an ihr, was ihm zu genießen vergönnt ist, wohin und wie weit sein Organ gebildet worden. Die feinern Völker bedürfen auch feinere Speise; meine Wirkungen äußern sich also bey ihnen auch geistiger, und sie würden's für einen schlechten Erfolg meiner Kunst halten, wenn je ein Mensch durch sie rasend geworden, einer Lais in den Schoos sänke, oder Persepolis in Brand steckte. Ich wirke auf feinere Endzwecke und Vergnügen; glaubt nicht, daß ich deßhalb

auch schwächer oder unsichrer wirke. Wie oft hat der Ton eines Gesanges, der simple Gang einiger himmlischen Töne einen Menschen aus dem tiefsten Abgrunde der Traurigkeit bis in den Himmel erhoben! Wie oft geschiehts, daß eine einfache Melodie zarte, wehmüthige Thränen rinnen macht, die Menschen plötzlich in alte Empfindungen und Gegenden der Jugend, oder in unbekannte Auen eines seligen Paradieses versetzt, und völlig den Zaubertönen der ersten Welt nur auf feinere Art, gleich kommt. Gewiß, meine Schwestern, ein Liebling meiner Kunst kann Wunderdinge auf einen Menschen wirken, so bald er nur die Töne studirt, bei denen dieser am meisten gerührt wird, die Gänge der Melodie nämlich, die sein ganzes Empfindungssystem bewegen. Hielte er sich sodann an solche, und suchte ihre größte Wirkung; er hätte das Herz des Menschen in seiner Gewalt, wenn dieser auch sonst von Stahl und Eisen wäre.

Und käme man nicht wieder zu dieser alten und grossen Wirkung, meine Schwester, wenn deine Kunst sich mit der meinigen näher zusammen fände? sprach die Poesie. Ich zeichne dir Empfindungen vor; du darfst nur folgen und dich an diese halten. —

Die Tonkunst lächelte: „das wäre gut, es ist auch zuweilen nothwendig, schwerlich ists aber hinreichend. Wie oft verführen mich deine Dichter, statt mich zu führen? ja vielleicht haben sie meine Kunst unter den Menschen am meisten mit verderbet. Zudem erinnere dich, Schwester, an das, was du selbst sagtest: der Tonkünstler schöpfe aus sich selbst, er müsse jedesmal die Sprache seiner Empfindungen neu bilden. Kann er dieß nun nicht; fühlt er die Empfindungen nicht, die ja der Dichter nur bezeichnet, nur unvollkommen schildert, wie will er sie ausdrücken? wie könnte sie ihm der Dichter mit seinen Worten beybringen und einflößen? Mit Worten jemanden

Töne, gar ein Tongebäude von Empfindungen einflößen, das er nicht in sich hat, ist unmöglich; also liegt die Sündenmaterie im Misbrauch der Tonkunst selbst, und muß von innen geheilt werden. Uebrigens bleibts dabey, Schwester, daß wir beyde, Poesie und Musik, zusammengehören, und vereint auch die gröste Wirkung hervorbringen; nur daß ich nicht ganz deine Dienerin seyn wollte, denn ich bin deine Lehrerin gewesen, und habe auch für mich selbst einen Kreis der Wirkung. Mir dient der Tanz wie die Worte; Gebehrden und Bewegungen, wie deine Verse; und eigentlich schließe ich alles dieß, Modulation, Tanz, Rhythmus in mich. Der Tonkünstler dichtet, wenn er spielt, so wie der ächte Dichter singt, wenn er dichtet. —

Der Malerey sowohl als dem Vater Apollo ward bey diesem Gespräche die Zeit lang. Jene hatte so lang' eine schöne ruhige Landschaft gezeichnet, und allen Streit darüber vergessen. Das ist, sprach sie, die große Wirkung meiner Kunst, sie macht die Seele ruhig und heiter. Ein Mensch, der sie liebet, genießt jeden Sonnenstrahl fröhlich; wo andere nichts sehen, siehet er ein tausendfaches Spiel desselben. Ueberall im Schooße der Natur studirt er ihre stillesten, freundlichsten Wirkungen, und genießt sie auf unendliche Weise. —

Das möchte von Natur- und Landschaftsmalen gelten, antwortete die Poesie, was aber deine historischen Maler anbetrift, höre ich, daß auch du so leidenschaftliche Leute hast, wie ich und die Tonkunst schwerlich haben. Uns beyden wirft man vor, daß wir unsere Günstlinge statt der Begeisterung oft mit Launen beschenken; und mich dünkt, auch wenn du Leidenschaften studirst und ausdrückst, mußt du doch selbst diese Leidenschaft fühlen. —

Hier fiel ihr Apoll in die Rede, und gab zu verstehen, wie dieß alles nicht hergehöre und mit Erlaubniß zu sa-

gen, zum Theil nicht wahr sey. Wenn man einen Wütenden schildert, sprach er, darf man nicht selbst wüten, und wenn man von einem Rasenden dichtet, nicht selbst rasen. Eben das ist das Vorrecht der Himmelgebornen Kunst, sprach er, daß sie durch eine Art von Allwissenheit und geheimer Vorahndung auch die Falten und Schlupfwinkel des menschlichen Herzens kennt, die der Künstler selbst nicht gefühlt haben darf, jetzt aber im Lichte seiner Muse gewahr wird, und wie durch reflektirte Stralen andern zeiget. Glaubt mir, der Trunkene singt von der Trunkenheit nicht am schönsten; der Dichter, der alle Leidenschaften schildert, der sie oft auf einmal im stärksten Contrast schildert, kann sie ja nicht alle als persönliches Eigenthum besitzen; gnug, wenn er sie als ein ruhiger Spiegel treu aufnimmt und wieder abglänzet. So ists auch mit der Malerey und Tonkunst. Die größten Künstler jeder Art waren immer die Leidenschaftlosesten, heitersten Charactere; sie waren Jünglinge wie ich, und lebten in meinem Sonnenglanze. Aber machet, daß des Streits ein Ende werde. —

Du, Malerey machst mit deiner Kunst die helleste, schönste, klärste, daurendste Vorstellung; du sprichst durch deine Gestalten zur Phantasie und durch sie zum Verstande und Herzen; du verfeinst den Blick, öfnest die Thore der Schöpfung und machst deine Lieblinge ruhig und heiter; bist du zufrieden? Du Tonkunst hingegen hast den Zauberstab der eigentlichen Wirkung auf menschliche Herzen unmittelbar; du regst die Empfindungen und Leidenschaften, aber dunkler Weise, und hast einen Führer, einen Erklärer nöthig, der dich wenigstens zur bestimmtern Wirkung dem Verstande des Menschen nähere, und mit dem physischen auch seinen moralischen Sinn vergnüge; bist auch du zufrieden? Ihr streitet beyde über das Wort Wirkung, und das ist dem Sprachgebrauch nach mehr

für die Tonkunst, als für die Malerey, weil wir bey Wirkung immer nur auf Stärke des Eindrucks zu sehen gewohnt sind, ohne zu bedenken, daß diese in Sachen des Geisterreichs und der menschlichen Seele zuweilen auch mit Umfang, Klarheit, Dauer compensirt werde. Ihr streitet also immer nur, ob das Ohr Auge, und das Auge Ohr seyn soll? Beruhigt euch. Je verschiedener ihr von einander wirkt, desto eigner und besser wirkt ihr. Ihr bewegt eine menschliche Seele, nur auf eine ganz incommensurable Weise. Wollt ihr die Wirkungen eurer Kunst aufs reinste und ohne allen Wortstreit sehen: so betrachtet einen Blinden und Tauben, und seht, was beyden versagt sey? Der Taube mag unendlich feiner sehen und unterscheiden; für die Gesellschaft ist er immer dumm, und in seinem Innern Freudenloser: ihm fehlt der Sinn und die Kunst, die unmittelbar zu seinem Herzen reden. Der Blinde ist ein armer Mann, vielleicht auch arm an gewissen feinen Unterschieden, Gestalten und Abmessungen, die nur der Sinn und die Kunst des Gesichts gewähren; er hat indessen das Saitenspiel aller Empfindungen und Leidenschaften in sich, er kanns tönen lassen, wenns ihm gefällt, und sich in seiner dunkeln Einsamkeit eine Welt voll Harmonie und Freuden schaffen. Oft waren Blinde große Tonkünstler, große Dichter; ob aber Taube bey aller genauen Nachahmung eben so geistvolle Zeichner gewesen? möget ihr selbst wissen. Gnug, ihr seyd beyde meine Töchter; du Malerey, die Zeichnerin für den Verstand, du Tonkunst die Sprecherin zum Herzen, und du, meine liebe jugendliche Dichtkunst, du, die Schülerin und Lehrerin Beyder.

Sie umarmten sich alle: Apollo krönte sie mit seinen unsterblichen Lorbeerkränzen, und Hebe bot ihnen auf ihr langes Gespräch die erquickende Necktarschaale.

3.

Cäcilia. a)

1793.

---

a) Aus dem fünften Band der zerstreuten Blätter, nach der zweiten Auflage von 1798.

Vorerinnerung.

Die H. Cäcilia hat einen besondern Ursprung. Die ungewöhnliche Art, wie sie zum Schutz=Patronat der Musik kam, veranlaßte zuerst ein kleines Gespräch in ein geschriebenes Journal. Mein Aufenthalt in Italien ließ mich über die gottesdienstliche Musik mehr nachdenken, als dazu in Deutschland Gelegenheit gewesen wäre; und so widmete ich aus Dankbarkeit der H. Cäcilia diesen kleinen Aufsatz. Spreche man nicht von Hindernissen, von schönen Träumen; ich weiß, was sich darüber sagen läßt, und daß es endlich auf den Satz hinausgeht: „Die Zeit der christlichen Kirchenmusik ist vorüber." Sei sie es, das Gefühl der reinen Herzensmusik wird nie aussterben auf Erden, in welcher Gestalt diese Himmlische auch erscheinen möge.

Weimar, den 14. Juny 1793.

Vielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amt unschuldiger gekommen, als Cäcilia, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunst. Sie kam dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte, und mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ. So schreibt die Legende: a) „Eine edle Jungfrau, Cäcilia, hörete Gottes Stimme, und trug das Evangelium Christi verborgen in ihrer Brust. Mit Thränen bat sie den Herrn, daß unter seinem Schutz sie eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüngling, Valerian, ward ihr Bräutigam, von brennender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der Tag ihrer Hochzeit bestimmt; mit Goldgestickten Kleidern ward Cä-

*) Dei vocem audiens Cæcilia Virgo clarissima absconditum semper Evangelium Christi gerebat in pectore, Dominum fletibus exorans, ut virginitas ejus ipso conservante inviolata permaneret. Hæc Valerianum quemdam juvenem habebat sponsum, qui juvenis in amore Virginis perurens animum, diem constituit nuptiarum. Cæcilia vero subtus ad carnem cilicio induta, desuper auratis vestibus tegebatur. Parentum vero tanta vis et sponsi circa illam erat exæstuans, ut non posset amorem cordis sui ostendere et quod solum Christum diligeret indiciis evidentibus aperire. Quid multa? Venit dies, in quo thalamus collocatus est. Et *cantantibus organis*, illa in corde suo soli Domino decantabat, dicens: fiat cor meum et corpus meum immaculatum, ut non confundar; et biduanis ac triduanis jejuniis orans commendabat Domino, quod timebat. Invitabat angelos precibus, lacrimis interpellabat apostolos, et sancta omnia Christo famulantia exorabat, ut suis eam deprecationibus adjuvarent, suam Domino pudicitiam commendantem. *Acta Cæcil.*

cilie bekleidet; aber an ihrem Leibe trug sie ein haarenes Gewand. Eltern und Bräutigam stürmeten auf sie, daß sie die Liebe ihres Herzens, mit der sie Christum allein liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hochzeit kam, das Brautbett war gesetzt, die Instrumente tönten; sie aber in ihrem Herzen sang zum Herrn allein und sprach: " reinige mein Herz, mein Leib sei unbefleckt, daß ich nicht vor dir erröthe." Sie fastete zwei, drei Tage und empfahl sich Gott in ihrer Furcht. Sie lud die Engel in ihren Gebeten zu sich; mit Thränen flehete sie die Apostel und alle Heiligen des Himmels, die Diener Christi, um ihren Beistand an, dem Herrn ihre Tugend zu empfehlen u. s. w." Sie erhielt diese, bekehrte ihren Bräutigam und dessen Bruder, die beide den Engel sahn, der sie begleitete; sie litt endlich das Märtyrerthum, und ward eine Heilige der Kirche."

So sprach die Legende, und vergebens standen jetzt die Worte: *cantantibus organis* illa in corde suo soli Domino decantabat, nicht im Brevier der Kirche. Ausser dem Zusammenhange, bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung, dachte man sich an den Hochzeit-Instrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte, jetzt — eine Orgel; man machte sie also gar zur Erfinderin derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand, und ließ diese ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam sie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderin der Orgel zu seyn, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede seyn konnte.

Endlich ward ihr eine dritte, ihrem Charakter noch fremdere Ehre. Seitdem sie zur Schutzpatronin der Musik (man weiß nicht, wann? und wo?) erwählet war, und sich an ihrem Heiligentage, den 22. November, die Meister und Zunftgenossen derselben versammleten, ihre

Schutz-

Schutzgöttinn musikalisch zu preisen, empfing sie mit der Zeit Opfer, die sie an ihrem Hochzeittage nicht angenommen hätte, und als eine Heilige des Himmels noch minder annehmen konnte. Man sang und musicirte vor ihr die Geschichte der Thais und des trunkenen Alexanders, wie er aus Kraft der Musik Persepolis in Brand steckte; die Geschichte Orpheus, den die Liebe ins Höllenreich trieb u. s.

So geht's mit dem Namen der Menschen, mit ihrem Charakter und ihren Verdiensten. Auf dem Markte des Nachruhms, wenn alle auf ihm versammlet stünden, wie Mancher würde über das, was man an ihm pries, und wie man's an ihm preiset, erröthen! —

Weit entfernt indessen, die heilige Cäcilia von ihrem schönen Sitz der Unsterblichkeit verdrängen zu wollen, und statt ihrer, wie ein Schriftsteller gethan hat, a) die heil. Ysoie, St. Vincenz, St. Odo, St. Aldric, St. Gall, oder gar den heil. Dunstan zum Patron der Musik vorzuschlagen, preisen wir dießmal den Mönchsirrthum sehr glücklich. Er hat eine schöne christliche Muse geschaffen, die durch Gemählde und Gesänge berühmt worden, und durch beide auf's Herz der Menschen wohlthätig gewirkt hat. Das einzige Gemählde Raphaels von ihr in Bologna macht sie, als eine himmlische Erscheinung, der Unsterblichkeit werth; sie hat in ihm einen eignen Charakter gewonnen, der weder eine Clio, noch eine Maria oder Magdelena darstellt; eine erhabne, standhafte Heilige ist sie, und zugleich die personificirte himmlische Andacht.

Desgleichen hat ihr Festtag Compositionen hervorgebracht, die, wenn sie auch in Wahl der Materie nicht

---

a) Variétés historiq. et literair. Par. 1752. T. III. p. 242.

eben alle zum persönlichen Charakter der heil. Cäcilia stimmten, dennoch zu den classischen Meisterwerken der Kunst gehören, z. B. Drydens, Pope's, Addisons, Congreve's Oden zum Cäcilientage, und vor allen andern Händels Musik zum erstgenannten Gedichte.

Schön ist's überhaupt für jede Kunst, eine solche Schutzgöttinn, und einen Tag des Wetteifers zu ihrem Preise in Ausübung der Kunst selbst zu haben. Man freuet sich dabei ihrer innern Natur, als eines himmlischen Geschenkes, erinnert sich der Wohlthaten, die sie dem Menschengeschlecht brachte, und sieht, eben durch diesen festlichen Wetteifer neubelebt, ein fernes, unerreichbares Ziel vor sich; man fühlt die Kunst in ihrer unsterblichen, immer neuaufblühenden Jugend-Schönheit. Noch edler und anständiger wird der Cäcilientag dadurch, daß er eine christliche Heilige singet: denn Andacht, dünkt mich, ist die höchste Summe der Musik, heilige, himmlische Harmonie, Ergebung und Freude. Auf diesem Wege hat die Tonkunst ihre schönsten Schätze erbeutet, und ist bis zum Innersten der Kunst gelangt. Alle lustigen, kleinen Ergötzungen, die die Musik erschafft, sind unschuldige Spiele oder leichte Vorübungen zu dem erhabnen, umfassenden Genuß, den nur die reine heilige Musik unsrer Seele gewähret.

Nach diesem Gruß an Cäcilia sey es mir erlaubt, einige Worte über ihre Kunst zu sagen.

* * *

I. Die tiefste Grundlage der heiligen Musik ist wohl der Lobgesang, Hymnus; ich möchte sagen, er sey dem Menschen natürlich. Wir finden uns nemlich so ganz umringt von ungeheurer Macht und Uebermacht der Schöpfung, daß wir in ihr nur wie Tropfen im Ocean zu schwimmen scheinen; und wenn dieß Gefühl über einen

Gegenstand oder in einer Situation zur Sprache kommt, was kann es anders, als ein Ausdruck des Seufzers werden: „ungeheure Macht, erdrücke mich nicht! hilf mir!“ Die wildesten Nationen haben auf solche Weise Anlässe zu Hymnen gezeigt; gesetzt, daß sie solche auch nur an ein mächtiges Thier, an einen ungeheuren Wasserfall oder Fels, an die Nacht, an Sonne, Mond und Sterne gerichtet hätten. Je mehr indeß der menschliche Verstand sich sammlet und gleichsam selbst begreift, desto mehr findet er in dieser ungeheuren Macht auch Regeln der Weisheit, einen Gang der Ordnung, der ihm dienen kann, und dem er dienen muß, mithin Gesetze der Güte und Milde. Sein Hymnus wird also immer beredter; er erzählt die wohlthätigen oder wunderbaren Eigenschaften der großen Schöpfung in Beziehung auf sich selbst und auf andre mit ihm lebende Wesen: er nennt die Eigenschaften seines angebeteten Gegenstandes mit tausend Namen, deren ganzer Inhalt dieser ist: „Du bist groß; sey auch gut! schade mir nicht, hilf mir!“ Wenn endlich der Geist sich zum höchsten Ideal der Schöpfung, zu Gott, erhebt; ein Meer, in dem alle Vollkommenheiten zusammen fließen; ein Mittelpunkt, aus welchem alle Radien strömen: was kann ein Wort an ihn seyn, wenn es ein Wort seyn soll, als Hymnus?“ Von „Dir, durch Dich, in Dir bin ich; zu Dir gehe „ich wieder. Du bist Alles, Du hast Alles, Du gabst „mir Alles; gib mir das Edelste, Dir ähnlich zu seyn; „hilf mir!“ Alle Völker, die Gott erkannten, haben in Hymnen solcher Art ihr Herz ausgeschüttet, und ihre Vernunft gesammlet; auch in der höchsten Poesie ist der Plan solcher Lobgesänge äusserst einfach.

Es giebt nemlich zweyerlei, physische und historische Hymnen. Jene wenden sich an Gegenstände der

Natur, und suchen gleichsam den großen unumschränkten Himmel, unter dem sie ertönen; diese können nur entstehen, wenn die Religion schon Geschichte, menschliche Geschichte worden ist, und lieben einen engern Kreis; aber auch sie gehen noch den einfachen Gang der alten Naturhymnen. Von beiden werden wir ein andermal in Beziehung auf die Griechen reden; jetzt bleiben wir bei dem, was dem christlichen Hymnus Materie und Form gegeben.

Ohne Zweifel war dieß vor allem andern das ebräische Psalmbuch. In ihm sind Lobgesänge der vortrefflichsten, reinsten Art vorhanden, Gesänge, die noch von keiner Nation übertroffen worden, ja die in jedem ihrer Glieder Jubel und Klang gleichsam mit sich führen. Der Geist der Tonkunst wohnt ihnen so innig ein, daß er sich jeder Sprache mittheilt, in welche sie übersetzt werden; auch in den härtesten Mundarten roher Völker fängt sich mit ihnen heiliger Gesang an zu regen. Und zwar ist es Tempel- und Chorgesang. Dieser Charakter ist ihnen mit dem Parallelismus ihrer kurzen Verse und Glieder unaustilgbar eingepräget: daher auch ins Christenthum mit ihnen sogleich die zwo Stimmen, (Priester und Volk,) die Antiphonieen kamen. Mußte Musik nicht die Basis eines öffentlichen Gottesdienstes seyn, dessen Religion sich die ganze Schöpfung, ja die Freuden des Himmels selbst als einen Tempel- und Lobgesang, als ein ewiges Hallelujah gedachte? Das Dreimal-Heilig, das Ehre sey Gott in der Höhe, das ewige Hallelujah der Schöpfung bewegte also auch das Schiff der christlichen Kirche; in Hölen und Tempeln ward ihre Gemeine davon ein leises oder lautes Echo.

Damit schließe ich nicht aus, daß nicht auch griechische und lateinische Modulationen den christlichen Kirchen-

gesang bestimmt haben; die alten Hymnen zeigen dieß unwidersprechlich. Nothwendig mußte das Christenthum, sobald es aus Judäa ausging, in jedem Lande, in dem es sich festsetzte, den Charakter und die Modulation der Sprache dieses Landes annehmen, also auch von ihrer Dicht- und Tonkunst lernen; und am meisten war dieß bei der griechischen und römischen Kirche der Fall, da beide dieser Sprachen, insonderheit die griechische, so poesie- und tonreich waren. Indessen war und blieb dieß alles nur ein Geräth, das man im Geist der Psalmen und des jüdischen, hin und wieder auch des ehemaligen heidnischen Gottesdienstes gebrauchte, an dessen Stelle die neue Liturgie trat. Das Volk sollte beschäftigt, ergötzt, erbauet werden; wie konnte dieß anders geschehen, als daß man sich seinem Ohr, Auge und Genius bequemte?

II. Nicht aber macht der Hymnus allein den Gottesdienst aus; die menschliche Seele, ein Instrument vieler Tonarten und Saiten, will auch ein sanftes, erbauliches Lied, den Zeugen einer stilleren Freude und leiseren Belehrung; sie will auch in Gefahr und Angst, in Kummer und Sehnsucht ein „Herr erbarme dich unser," ein klagendes, ängstliches Miserere. Für alle diese Gemüthszustände und Situationen des Lebens hatten die Psalmen einen reichen Vorrath; und da die Kirche oft in Umstände gerieth, in denen sie solcher Angstgebete nöthig hatte, so ward dieser Vorrath der Psalmen vielfach gebrauchet. Daher also die Bußpsalmen, die girrende Stimme der Turteltaube in den Hölen und Steinklüften, die langen, klagenden Litaneyen mit dem wiederholten Echo des Kyrie Eleison; daher die Seufzer um Errettung, die Gesänge der Hoffnung eines andern Lebens. Auf Glaube und Zuversicht war die christliche Kirche gegründet; Glaube und Zuversicht erheben und beflügeln sich am stärksten

mit dem Gesange der Andacht. Ueber den Gräbern der Entschlafenen tönte nicht heidnische Verzweifelung und Furcht für'm Todtenreiche; sondern sanfte Trauer und fröhliche Hoffnung, Hoffnung des Wiedersehens, des ewigen Zusammenlebens mit einander.

III. Das heilige Geheimniß endlich, das Geheimniß eines der Kirche beiwohnenden, sie erfüllenden, im Sakrament theilhaft werdenden Gottes, wie konnte es anders, als mit Intonationen einer göttlichen Gegenwart und Begeisterung gefeiert werden? Daher die hohen und tiefen Accente bey Einweihungen, und in den Momenten des Wunders. Selbst das christliche Glaubensbekenntniß, konnte von der Musik nicht ausgeschlossen seyn: denn es ward ein Gelübde des Herzens auf Leben und Tod über heiligen Gebeinen. Die ganze Idee der christlichen Kirche, daß sie eine Einzige, allgemeine, unter einander durch Einen Geist verbundene Gemeine sey, machte an sich schon Gesang, Gebet, Segen, Fürbitte zu einem allgemeinen Opfer, zu einem weltverbreiteten Hallelujah.



Nachdem, was hier in größester Kürze angedeutet worden, ist es nicht zu verwundern, daß die ganze Einfassung der christlichen Liturgie insonderheit in der griechischen und römischen Kirche Gesang ward; auch die syrische, und keine andre, hat sich davon ausschließen mögen. Vom frühesten Strahl der Morgenröthe beginnet der Gottesdienst mit Versikeln und Intonationen, Antiphonieen und Doxologieen; Psalmen und Hymnen wechseln; die Lesungen und Gebete, die Ermahnungen ans Volk sind gleichsam nur zwischengestreuet. Das Christenthum nemlich begann bey Völ-

kern, die voll lebendiger Einbildungskraft und von großer Reizbarkeit waren; diese liebten Erweckungen des Herzens, einen Aufschwung der Phantasie durch Ohr und Auge. Und da ihnen, angezeigtermaßen, das Psalmbuch der Juden, sammt der Poesie und Tonkunst ihrer Landessprache, ja der Inhalt und Zweck der Religion nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, und des früheren Gottesdienstes, an welchen sie von Kindheit auf gewöhnt waren, zu Hülfe kam; so ward aus Gesängen und Sprüchen des alten und neuen Testaments, aus dem Gloria und Ave, aus Credo und Kyrie Alles gemacht, was die andächtige Tonkunst daraus machen konnte. Man gehe das Ritual der griechischen und römischen Kirche in diesem Gesichtspunkte durch; sie sind große Gebäude, ich möchte sagen, Labyrinthe des musikalisch-poetischen Geistes, in denen Geschichte und Lehren nur ihre kleinen Wohnungen haben. Propheten und Psalmen sind hin und wieder vortrefflich gebrauchet, und über das Ganze ist ein Strom der Begeisterung, der lyrischen Fülle und eines so lauten Jubels verbreitet, daß, wenn man es auch nicht wüßte, man es mit großer Gewalt fühlet: „eine solche Anordnung sey nicht das Werk eines Menschen, sondern die Ausbeute ganzer Nationen und Jahrhunderte in verschiednen Himmelsstrichen und den mannigfaltigsten Situationen.“ Einem Dichter, der für die Kirche mehr als einzelne Lieder dichten will, sind diese Bücher zu studiren eben so unentbehrlich, als dem Tonkünstler, wer er auch seyn mag, die unerreichbaren Muster der ältern Musik der Kirche. Denn, heilige Cäcilia, mit welchen Wunder- und Herzenstönen hast du deine Lieblinge, einen Leo, Durante, Palestina, Marcello, Pergolese, Händel, Bach u. s. begeistert! In und aus ihnen tön-

ke die heilige Musik in vollem, reinen Strome; bis sie sich nachher in tausend anmuthige Bäche zertheilt hat.

* * *

Ziehen wir aus dem, was historisch bemerkt worden, einige Folgen: so ergiebt sich vor allem, daß der christliche Kirchengesang von Anfange bis zu Ende eines Gottesdienstes oder Festes ein Ganzes seyn müsse, das vom ersten bis zum lezten Tone ein Geist belebet. Aus unsern protestantischen Kirchen ist diese Einheit ziemlich verschwunden, auf welche es doch in der ersten Kirche so fühlbar und groß angelegt war. Wir fangen freilich mit einem demuthsvollen Kyrie an, und unterbrechen es zuweilen mit einem Gloria. Ein Allein Gott in der Höh sey Ehr! soll das Gemüth erheben; Antiphonieen und Lectionen werden eingestreuet; ein sanftes Lied, ein gesungener Glaube sollen die Seele zum Gehör göttlicher Worte bereiten; der Genuß des Abendmahls endlich soll in der feierlichsten Rührung mit Gesang und Segen den Gottesdienst beschließen; wie weit sind wir aber davon weggekommen, daß dieß Alles ein Ganzes auch im sinnlichgeistigen Eindruck werde! Die Musik der Kirche sollte dieß Band seyn: denn sie ist sinnlich und geistig; zwischen ihren Ufern sollte der Strom der Begeisterung und Andacht sanft oder stärker fortströmen. Aber die Orgel allein thut's nicht; Instrumente allein werden's auch nicht bewirken. Die Anordnung des Gottesdienstes selbst im Innern und Aeußern, Sänger, Leser, Prediger, die Gemeine, also ihre Erziehung, der Zweck und die Art, wozu und wie sie beisammen ist, müssen dazu beitragen, daß Klopstocks goldener Traum, die Chöre, erfüllt werde. a)

a) S. Klopstocks Oden, Hamburg bei Bode S. 227.

Und ehe dieser goldene Traum erfüllet wird, wollen wir wenigstens einige Worte von dem reden, was dem musikalischen Dichter und seinem Tonkünstler auch jezt schon vor der Hand zu liegen scheinet; so bald sie darauf Rücksicht zu nehmen geneigt wären.

1. Die Basis der heiligen Musik ist Chor: denn eine Gemeine soll singen, und wenn zwei oder drei versammlet wären, so machen sie mit der ganzen Christenheit auf Erden eine Gemeine. Arien also, Duette, Terzette u. dgl. sind nie das Hauptwerk einer Musik der Kirche, gesetzt, daß sie auch in die Kirche gehörten. Nur auf dem Wege des Chors, (im weitesten Verstande genommen,) gelangt man zu jener Bewegung und Rührung, die diese Musik erfordert. Die tiefste Demuth, ja ich möchte sagen, Vernichtung und Zerschmelzung vor Gott, alle Ermunterungen zu Trost, Hoffnung und Freude, jene Ausbrüche des Glaubens, der Hoffnung, Frage und Antwort, Zweifel und Zuversicht, Kummer und Trost, Fluch und Segen sind in den reichen Sätzen und Gegensätzen der Chorsprache alten und neuen Testaments zu finden. Einen großen Theil der biblischen Bücher schlage man auf, wo man will; und es fallen Stellen in's Auge, die, wie Stimmen Gottes und der Gemeine, der Dichter nur aufnehmen und anwenden, der Tonkünstler nur fühlen und für das Herz der Menschen accentuiren darf. Hier ist Vorrath auf ewige Zeiten.

2. Der Chor des heiligen Gesanges ist aller Abwechselungen und Veränderungen fähig, die irgend nur in der reichen und weiten Sphäre seines Inhalts liegen. Die Sprache der Psalmen und Propheten ist uns auch hier Muster. Man sehe z. B. den 2. 24. 42. 43. 46. 50. 68. 82. 87. 95. 113—118. 121—129. Psalm; welche Abwechselung des lyrischen Ge-

sanges vom leisesten Solo bis zum vollesten Chor, in allen Stuffen und Inversionen, ist in ihnen vorgezeichnet! Und der Gebrauch derselben, die Anwendung einer jeden Stimme und Antwort, wie mannichfaltig darf und kann sie seyn nach Inhalt und Zeiten! Hier also ist das lyrische Gebäude in höchster Würde und Vollkommenheit zu erbauen; hier oder nirgend: denn mit Worten und Tönen wirkt die Kunst hier rein. Es sind Stimmen, die sich hören lassen, und keine Personen; aber alle Stimmen der Welt, von der Stimme Gottes an, bis zum Laut und Seufzer jedes Herzens, jeder reinen menschlichen Empfindung. Die Symmetrie zweier Stimmen und Chöre bleibt indessen die Hauptabtheilung, wie bey jedem symmetrischen Gebäude, so auch hier; dieß ist der Einfalt gemäß, die sowohl das Herz als die lyrische Kunst wünschet.

3. Daß die Chöre von Hymnen und Liedern unterbrochen oder gleichsam aufgenommen, besänftigt, oder beflügelt werden, liegt abermals in der Natur der Sache. Wir sind aber auch hierinn hinter der ältern Kirche zurück geblieben. Die lateinische hatte nur wenige, kaum neun Hauptsylbenmaaße zu ihren Hymnen; diese sind alle popular und sehr faßlich; und doch sind von ihnen kaum zwei und drei sehr unvollkommen zu uns hinüber gerettet worden. Das prächtige pange lingua gloriosi, die sapphischen und anapästischen Metra wagen sich nicht in unsern Kirchengesang, der größtentheils aus den Meistersängerzeiten seine Melodieen erhalten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wollte man diesen mit weicheren, abwechselnden Sylbenmaaßen vermehren; meistens aber geschah es so ganz ohne Geschmack und Würde, daß sich die neuen polymetrischen Gesänge zum Glück nicht erhalten haben;

daher die ältern, unter welchen mehrere Vortreffliche sind, immer noch die vorzüglicheren bleiben. Und doch, wer sollte es dem Kirchengesange wehren, alle die Abwechselung, allen den Flug zu nehmen, den der Hymnus oder das Lied fordern? Aber Musik muß diese Melodieen einführen; sie müssen zuerst in einem größeren Gebäude der Tonkunst erscheinen, daß die Gemeine sie, unvermerkt gleichsam und willig, lerne. Was in der Welt bedeutete sonst der einzelne Vers eines Chorals, den wir jezt unsern Kirchenmusiken einstreuen? Bey der einzelnen Strophe eines Liedes wird ja die Seele nie warm; man spüret, wenn die Strophe aufhöret, eine unangenehme Leere; und es bleibt bey diesen Zertheilungen Alles ein künstliches Flickwerk. Nicht also die ältere Kirche. Ihre Hymnen sind kurz; allemal aber von mehreren Strophen, und zu allen blieb ihr das Dreimalheilig ein Muster. Da es nun überdem ausser allem und über allen Widerspruch ist, daß unsre Poesie und Sprache gegen die Sprache unsrer Vorfahren zehnfach ausgebildeter worden; warum wollten wir fortfahren, nur zwo Saiten zu berühren, da wir ein Instrument von zwanzig, von hundert Saiten in unsrer Hand haben? Sehen wir nicht, daß ausser der Kirche die Musik erstaunende Fortschritte gethan hat, daß durch diese selbst das Ohr des Volks vieltöniger worden ist, und daß wir folglich nicht mehr wie unsre alten Vorfahren leyern und singen können, weil wir nicht mehr, wie sie, accentuiren, sprechen und leben? Eine Reformation des Kirchengesanges dünkt mich also ein natürliches Erforderniß der Zeit zu seyn; auf dem angezeigten Wege, unter den breiten Flügeln der Kirchenmusik kann sie am leichtesten und angemessensten erlangt werden. Hier wird sie in allen Theilen harmonisch gebildet und eingeführet; der Chor der Kirche nimmt sie willig auf.

4. Die Recitative können in der Kirchenmusik nichts als die Stelle der Lectionen vertreten; sie müssen also nur eingestreuet werden, dabei äusserst einfach, kräftig und kurz seyn. Sind uns die Evangelien nicht bekannt? lies't sie der Lector nicht vor dem Pult? und wir wollten uns damit aushelfen, daß wir ihre einfachen Worte, an denen die Wahrheit der Erzählung haftet, mit fremdem, rhetorischen oder poetischen Schmuck verbrämen? Durch dieß beschwerliche Kunststück erreichen wir nur Eins, daß wir mit vieler Mühe in langen Phrasen unmusikalisch sagen, was an sich in seiner alten evangelischen Erzählung größten Theils sehr musikalisch gesagt war: denn es ist nicht zu bergen, daß der historische Styl der Bibel, so wie Ossian, ja jede von Kindern und einfachen Völkern erzählte Geschichte der Musik viel empfänglicher ist, als unsre künstlichsten Recitativ-Perioden. Die ältere Kirche fügte es also anders. Nur wenige Hauptworte nahm sie aus den Lectionen zum Gesange auf, ließ diese in Antiphonieen wiederkommend ans Herz dringen, als Hauptdenkmale der ganzen Geschichte. Dieß, dünkt mich, sey der wahre zweckmäßige Gebrauch derselben nach Ort und Zeit: denn warum dörfte der Gemeine eine Geschichte vorgesungen werden, die sie weiß, ja die sie eben gehört hat? Und welches sogenannte malende Recitativ könnte eine Geschichte malen? Aber Worte, Stellen aus der Geschichte ans Herz legen, das kann die Tonkunst.

5. Hiemit zeigt sich also, daß die Kirchenmusik auf keine Weise dramatisch seyn könne, und wenn sie dieß seyn wolle, sie ganz ihren Zweck verfehle. Auf dem Theater ist alles auf dramatische Vorstellung, Charakterschilderung, auf's Spiel der Personen eingerichtet; hier zeigen sich, wie gesagt, keine

Personen, hier wird nichts repräsentiret. Es sind reine, unsichtbare Stimmen, die unmittelbar mit unserm Geist und Herzen reden. Wollte man biblische Geschichten dramatisiren; so gehören sie nicht für die Kirche, sondern mögen zu Hause in sogenannten geistlichen Cantaten gesungen oder gespielt werden. Vor der Gemeine verliert die einzelne Person, sie möge einen Petrus oder Johannes, eine Maria oder Magdalena vorstellen, nicht nur alles Ansehn mit ihrer Geberde, sondern das Wort ihrer Stimme verliert auch alle Wirkung. Dieß Wort muß ihrem Munde schon entnommen, und allgemeiner Gesang, ein Wort an alle menschliche Herzen geworden seyn: alsdann wirds eine Stimme der heiligen Tonkunst. So z. B. der Gesang Simeons, so selbst die Worte Christi, der Propheten und Apostel. Die heilige Stimme spricht vom Himmel herab; sie ist Gottes Stimme und nicht der Menschen; weh ihr, wenn sie, um sich sichtbar zu machen, ein theatralisches Gewand anleget! Diese Unsichtbarkeit, wenn ich sie so nennen darf, erstreckt sich bis auf die kleinsten Anordnungen und Verhältnisse der geistlichen Tonkunst. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln glänzet, jede Sylbe, in welcher der Dichter oder Künstler spricht, um sich zu zeigen, schadet der Wirkung des Ganzen, und wird dem reinen Gefühl unausstehlich. Dramatische und Kirchenmusik sind von einander beinahe so unterschieden, wie Ohr und Auge.

Hieraus ergiebt sich aber auch, daß Eine die Andre nicht schmähen, oder verachten sollte: denn sie sind und bleiben, obwohl sehr ungleiche, Schwestern. Es war Natur der Sache, daß aus der Kirchenmusik dramatische Musik entstand, so wie bey den Griechen aus dem Chor und Dithyramb die Tragödie ward, und diese in natür-

lichen Stuffen fortgieng. Es war Natur der Sache, daß die dramatische Musik vieles gewann, wozu sie im Heiligthum nie kommen konnte, insonderheit, ich möchte fast sagen, sichtbare Bestimmtheit. Sie mußte an einer vorgestellten Handlung Theil nehmen, diese vorbereiten, leiten, ausdrücken helfen; tändeln und lachen, sogar niesen und gähnen mußte sie lernen. Da sie einzelne Charaktere auszudrücken, individuelle Situationen zu beleben hatte: so ward sie auf's feinste und lebhafteste charakteristisch. Dieß alles lag ausser den Grenzen der heiligen Tonkunst; sie vergiftete sich selbst, wenn sie nach solchen verbotenen Früchten greifen wollte. Dafür aber blieb ihr ihr Baum des Lebens um so sicherer, die reine, allgemeinmenschliche Rührung; die dramatische Tonkunst selbst mußte nach seinen Blättern und Blüthen greifen, wenn sie auf's Herz des Menschen, nicht blos auf Auge und Ohr wirken wollte. Wie oft schließen wir unser Auge bey einer schönen Musik des Theaters, und mögen die Geberden des Sängers, die Reitze der Sängerin nicht mit ihr verbinden! Wie oft trennen wir einen Gesang des Herzens von der ganzen Scene, in der er gesungen ward, und nehmen ihn als ein Privat-Eigenthum mit uns! Hat endlich die wahre Musik sich nicht sogar über alle Instrumente ergossen, und mit jeder Situation des menschlichen Lebens gleichsam familiarisiret, ohne daß sie weder hier noch dort als Drama erscheinet? Warum müßte sie denn im Tempel dramatisch werden?

„Also ist doch, wird man sagen, die wahre Musik dem Tempel jezt ziemlich entflohen? und wird sie je in denselben zurückkehren?“ Ganz entflohn ist sie daraus nicht; und es ist wahrscheinlich die Schuld der Tempel mit gewesen, wenn sie daraus hie und da entfliehen mußte. In andern Tempeln wohnet sie noch, ob zwar uner-

kannt der theatralischen Welt; und wenn sie sich aus ihnen in den Meisterwerken der älteren Zeit weit verbreitet hat, so werden diese Meisterwerke von allen innigen Tonkünstlern noch jezt auf's höchste geschäzt, in der Stille studirt, auch angewandt, wo sie irgend angewandt werden mögen. Die heilige Musik ist so wenig ausgestorben, als das wahre Gefühl der Religion und Einfalt aussterben kann; indessen wartet und hoffet sie freilich auf eine Zeit der Wiedereinsetzung und Offenbarung. Sollte ihr diese auf immer versagt seyn? Ich sehe dazu keine Ursache. Lasset drei dazu geschaffene Menschen aufleben, und einander begegnen, einen Beschützer, einen Tonkünstler und einen Dichter; so könnte in einem kleinen Kreise schon viel werden. Der Dichter dörfte selbst nicht vom ersten Range seyn; nur von einer Art, in der er hier der Erste wäre, ein Mann, der, mit einem Gefühl für das, was heilige Musik ist, und allein seyn kann, allen Vorrath derselben in den heiligen Büchern kennte, das alte Ritual von den Schlacken, unter denen es begraben liegt, zu reinigen wüßte, sich von allem Hergebrachten des neueren Modegeschmacks entfernt halten könnte, und darnach, unserer Zeit angemessen, eine simple, große Anordnung machte. Ein Tonkünstler, der mit warmem hohen Gefühl für das Göttliche seiner Kunst diesen Tempel erfüllte, diesen Tempel belebte; ein Beschützer endlich, der diesem Allen zur lebendigen Anwendung einen Platz, eine Schule der Kunst gönnte; setzet diese drei zusammen, und es könnte in der protestantischen Welt geschehen, was in ihr vielleicht noch nicht gethan ist. Ob es zu unsern Zeiten geschehen wird, ist eine andre Frage. Es werden indeß noch manche andre Zeiten kommen, und was nicht heute geschieht, geschiehet morgen. Cäcilia wird wiederkehren vom Himmel, und sich hie und da eines rei-

nen, eines ganz reinen Tempels freuen. So lange wollen wir jeden Funken des heiligen Feuers in der Asche bewahren.

Ich füge ein Lob der Tonkunst bey, das im musikalischen Kunstmagazin erschienen, übrigens aber zur Composition auf einen Cäcilientag nicht bestimmt ist. Es ist nur eine Schilderung, ein Lob der Tonkunst.

Die Tonkunst.

Eine Rhapsodie.

Die du droben den Reihn der Sterne
Und der Unsterblichen führst,
In ewig-jungem schwebenden Jubeltanz
Nah und näher hinan des Allvollkommenen Thron;
Und tief hienieden im Erdenthal
Unter des Himmels heiligem Blau
In leisen Tönen, im verlohrnen Laut
Der Ahndung, unser Herz
In die Chöre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie!
Kling' ein in meine Saiten.
Heilige Harmonie!
Kling' ein in meine Seele.
Sie fühlet dich, sie will, sie wird dich fühlen!
Des Wohllauts ewige Kette zieht
Auch meinen Geist. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiser Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf' entquollest du. Dich hauchte

Der

Der Ewige selbst mir ein.
Und bist mir Ewigkeit,
Bist Gottes-Gefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahnende Verkünderinn.
Wenn einst mein Geist
Vom Erdenstaube sich hebt empor,
Und seiner Fesseln sanft sich windet los;
Zu Hülfe komm' ihm dann, du heil'ger Strom
Von Tönen andrer Welt,
Umström' ihn ganz, und trag' ihn sanft hinüber.

Des Himmels Gabe bist du uns,
O Tonkunst! bist ein Tropfe
Von jenem hellen melodischen Wohllustmeer,
In dem das Weltall wallt,
Ein Meer von Zahl und Maas und Lieb' und Tanz und Leben! —
Der Tropfe floß hernieder
Dem Wandrer zur Erquickung,
Zur Labung ihm, hin in sein Vaterland,
Ein ziehend Sehnen nach dem vollen Strom. — —
Als Adam, als die erste Mutter einst
Den ersten Todten sahn, ach ihren Sohn,
Und den erschlagnen kalten Leichnam (nun
Auf ewig kalt, auf ewig todt!)
Mit starrer Hand umfaßten,
Und ihre Seelen untergehn,
Versinken wollten im verstummten Schmerz;
Da wars, da regten Töne sich
Des Mitgefühles einer andern Welt;
Der Ewigkeit verschlossenes
Gewölbe brach; Musik erklang auf Erden.

Des Seraphs Laute in der Hand
Schwebt über ihnen der Gestorbene
In unsichtbarem Glanz. Es sangen leise Töne
Den Armen Trost ins Herz. Es träufelte
Mit jedem neugehörten Ton —

Der Ruhe Thau in ihr zerlechzetes
Gebein. — Der Unsichtbare
Sang mächtiger, zog aus den Himmelssaiten
Den Ton der Unvergänglichkeit,
Des ew'gen Wallens hin zu höherm Licht,
Des steten Sehnens nach dem vollern Strom;
Er sang das Lied der Sterne,
Den Wandelgang um ihres Vaters Thron;
Den ewigguten Vater
In aller seiner Liebe.
Und stieg, ein sel'ger Geist,
Stieg auf dem lezten, innigsten der Töne,
Der ewig tief in ihrem Herzen blieb,
Gen Himmel wieder auf.

Wenn in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul' und Höllenstimmen,
Mein Herz erbebt,
Und über sich verzagt,
Und nirgend Ausgang findet;
Des Himmels Tochter, süße Zauberinn,
Nicht mit Syrenen=, nicht mit Feenklang
Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße
Mir Ruh' in's Herz. = =
Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
Ihr sanftes Schweben wie im Mondesstral?
Sie spricht mir zu; ein Engel spricht zu mir,
Ein Himmelswesen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende
Gerührte Laute! und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlassener, was zagest du
In trüber Einsamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menschen Herz.

Er giebt dem Schiffe seinen Weg,
Den Winden ihre Bahn;
Er wird auch Dir, im Wellenmeer
Des Lebens, Weg verleih'n.

Was zagest du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei.
Und was Dir heute Mißlaut dünkt,
Ist morgen Harmonie.

„Schau gen Himmel und sieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne; da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.
Kann dein Auge sie zählen? Dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt.
So tönt Alles um Dich. Ein Stral der Sonnen erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang'.
Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; du lernst ewig und ewig daran.
Maas, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen dir zu: Eines in Allem ist Gott!“

- - - O Harmonie, ich flehe dir,
Du Freundin meines Seyns zum höhern Seyn,
Du Seele meiner Seele. Rufe mir,
Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerinn durchs Leben! Freundschaft ist
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt,
Der immer reiner, immer höher steigt —
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen — —

4.

Die Lyra. *)

Von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst.

1795.

Wenn man eine Reihe von Kunstwerken gesehen hat, unterrichtet man sich gern über die Kunst derselben. Man sammlet die gemachten Bemerkungen, und ordnet sie zu Regeln; man giebt sich Rechenschaft über seinen Genuß, und fragt in verwickelten Fällen den Künstler. Sollte unser Verstand auch bey lyrischen Compositionen diesen Weg nicht gern nehmen wollen? In ihnen ist manchem so manches fremde; Gesänge ohne wirklichen Gesang, wiederkehrende Strophen ohne eine wiederkehrende Melodie nach unserer Weise, eine lyrische Muse ohne Lyra. Einige Leser, die, was eine Fabel, eine Erzählung, ein Drama sey, sehr wohl begreifen, können nicht einsehen, was man an einem Pindar, an einem Horaz liebe. Es ist ihnen dunkel, worinn das Wesen einer Kunst unsangbarer Gesänge zu finden sey, und schreiben den Werth, den man ihnen beilegt, auf die Rechnung alter Traditionen. Andre glauben, die lyrische Poesie sey nur für rohe Zeiten; Zeiten, in denen Orpheus mit seinem Gesange das scheue Wild bezähmte; Zeiten, in denen Amphion mit seiner Lyra Theben erbaute, und andre in der Fabel berühmte Namen durch süße Gesänge

*) Aus dem 2ten Bande der Terpsichore.

dem thierischen Menschengeschlecht Gesetze, Religion, Lehre und Zucht einschmeichelten. Für gebildete Jahrhunderte sey dieser Zauber dahin; man dürste nach einem mehr abwechselnden, feineren, geistigern Vergnügen, als das uns die einförmige Ode gewähren könne. Andre, die zwar in Arkadien, aber etwa in Einäthe geboren scheinen, finden in der ganzen Gattung nichts, als Leyergesang, ein phantastisches, ermüdendes Geklimper.

Sollte es nicht der Mühe werth seyn, diesen widersprechenden Meinungen und Gefühlen dadurch zu entkommen, daß man sich über die Natur und den Zweck der lyrischen Dichtkunst unterrichtet? Denn am Ende sind wir doch alle Menschen, mit einerlei Organen des Genusses und Verstandes begabt, auf deren verschiedne Ausbildung auch hier alles ankommt.

I.

Auge und Ohr, die feinsten Sinne unsrer Natur, die Organe alles Wohlgefälligen, Reizenden und Schönen, sind, wie mich dünkt, in ihrem glücklichsten Zusammentreffen die Ureltern der lyrischen Dichtkunst.

Das Auge erfaßt Bilder; die Seele erschaffet sich durch dasselbe Gestalten; seine Welt ist das Nebeneinander, der Raum. Ja sollte man nicht sagen können, die Seele schaffe sich selbst den Begriff des Raumes, indem sie nemlich Bewegungen der Gestalten wahrnimmt, und sich eben hieraus durch die Folge ihrer Empfindungen das Nebeneinander klar macht?

Das Ohr höret den Schall, die mancherlei Töne, durch welche sich die Gestalten in ihrer Bewegung ankündigen; diese Folge von Empfindungen giebt der Seele das Maas der Zeit, die in unserm Innern eben

das ist, was im Aeußern der Raum vorstellet. Sie selbst hat sich diesen Begriff durch die Folge ihrer Gedanken, harmonisch mit der Folge ihrer Empfindungen gebildet.

Die zwei verschiedensten Sinne also (denn welche Aehnlichkeit gäbe es zwischen Auge und Ohr, so wie zwischen ihren beiderlei Sensationen?) werden einander dadurch ähnlich, daß sie nach einerlei Gesetzen, unter dem Maaße des Raumes und der Zeit, das fühlende Subject bestimmen helfen. Eine Folge von Anschauungen wird ihrer Natur nach Modulation: denn die Eindrücke wechseln, sie heben, stärken, schwächen einander. Eine Modulation von Tönen setzt in jedem wohlorganisirten Wesen eine Folge von Bewegungen, mithin von Anschauungen voraus, die eben durch jene ihren Gang ankündigte. So schöpft die Seele auf einmal aus zwei verschiedenen Quellen; eine doppelte Welt dringt auf sie, die Welt des Gesichtes und Gehörs. Beide führt sie in sich ein, bestimmt den Raum durch die Zeit, die Zeit durch den Raum, durch's Ohr das Auge, durch's Auge das Ohr, schmelzt die Empfindungen beider Sinne in einander, und wird, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam das Ohr des Auges, das Auge des Ohrs, die Form aller Formen.

Man verzeihe diesen metaphysischen Anfang, der uns im Gebiet der Terpsichore manches Räthsel lösen wird. Auch in Anschauungen z. B. herrscht eine Musik; daher selbst die bildenden Künste sich den kühnen Namen des Wohllauts, der Eurythmie nicht unrecht zugeeignet haben. Wenn sie ihre Gegenstände nicht todt darstellen wollten, so mußten sie nicht allein Leben, Bewegung in dieselbe bringen, sondern selbst in der Zusammenordnung ihrer Theile für eine Folge glücklicher Augenblicke im Betrachtenden, mithin für eine Art

Musik seiner Seele sorgen. Wiederum konnte sich die Musik mit einer Folge gefälliger Anschauungen vermählen, weil sie Bewegungen der Seele oder des Körpers, inneres und äußeres Leben ausdrückt. Terpsichore also begleitete den Tanz, sie belebte die Pantomime; ihr Rhythmus bezeichnete das Maas jeder Bewegung, ihre Töne drückten die Geberde, die Leidenschaft, die Empfindung aus, die das Gemählde allein nicht ausdrücken konnte. So gesellten sich die Musen; Eine ward die Bezeichnerinn, die Sprecherinn der Andern.

Wie arm ist die Welt eines Blindgebornen! Er hört Töne von Bewegungen der Gestalten, die er nicht siehet; er lebt in einem dunkeln Grabe. Wie arm ist aber auch die Welt eines Taubgebornen! Er sieht Gestalten und Bewegungen, deren Inneres er durch ihre Töne nicht vernimmt; er lebt in einem stummen Grabe. Der Geist des Weltalls erfand eine glückliche Organisation, in der sich beide Sinne, beide Welten verbinden. Was sich beweget, tönt; was lebt, beweget sich und verkündigt sein Daseyn; so ward die Schöpfung für den durch beide Sinne Empfindenden gleichsam ein lyrischer Hymnus.

Man gehe die ältesten Hymnen durch, die der menschliche Geist ersann, und seine Brust ausströmte; sie sind Lobpreisungen der Natur, in welchen Laub und Baum, Bach und Strom, Wind und Hauch, alle Elemente tönen. Wer in wilden oder in sanften Scenen des Jahres und Tages je diese Symphonie der Natur empfand, und den großen Concent des Sicht- und Hörbaren rings um ihn her in stiller Einsamkeit belauschte; unwillkührlich vielleicht gerieth er selbst in diesen Strom des Wohllauts, des Zusammenklanges der

Schöpfung, also daß Davids, Miltons, Thomsons, Kleists, Klopstocks Melodieen in ihm erwachten, und ihre Naturpsalmen die seinigen wurden. Auch unser Dichter hat an mehr als einem Ort das prächtige und leise Lied der Schöpfung fein belauscht, mächtig verkündigt. Auf dem Schiff seiner Urania wetteifert er mit Klopstocks unsterblichem Gesang, die Gestirne; von allen Sonnen, von allen Welten höret er das Concert der Schöpfung a).

II.

Wir betrachteten jezt Materialien der lyrischen Dichtkunst, die uns die Sinne zuführen; lasset uns dem innern Subject näher treten, das diese Geräthschaften annimmt und gebrauchet.

Allem, was lebt, gab die Natur mehr oder minder Stimme. Und wer hat hier nicht das angenehme Wunder der Schöpfung bemerkt, durch welches sich über Meer und Erde ein feineres Luftmeer erhob, das unzählbare Stimmen lautbar machte? War es eine Muse, die den stummen Fisch in den Wellen zum singenden Gefieder der Lüfte erhob, wie Horaz von seiner Muse rühmet? Floßfedern wurden zu Flügeln; ein heiseres Fischhaupt ward zur Kehle der Nachtigal und der Lerche. Unser Dichter hat diese Sängerinnen im Hain-Theater, jene Träumerinnen, die uns im Frühlinge ihre Winterträume erzählen, und die gleichsam der lebendige Laut, das Echo des unsichtbaren Genius der Schöpfung sind, mehrmals so schön bezeichnet b), daß ich alle seine Philomelen-Gesänge ausdrücken zu können wünsch-

---

a) S. Seite 49. 60. und an mehreren Orten.
b) S. 54. 130. 158.

te. Ob ich gleich nicht der Meinung bin, daß die Menschen nur von den Vögeln ihren Gesang gelernt haben, und ohne sie dazu nicht gelangt wären; so war es wenigstens nicht dieß mannichfaltige, schöne Chor im Concert der Schöpfung, das den Menschen bey seinen höheren Kräften und Empfindungen, bey seiner gesangreichen Kehle stumm zu seyn lehrte.

Denn ihm gab der Schöpfer nicht nur Stimme, sondern auch Sprache. Da jede Sprache nun, schon ihrer Natur nach, Musik ist: so war, auch ohne Lyra und Cither, dem Menschen mit ihr das Werkzeug einer lyrischen Poesie gegeben.

Jede menschliche Sprache nämlich hat

1. Naturlaute der Empfindungen, die der Mensch theils aus sich selbst schöpft, theils andern nachahmet. Hiemit bezeichnet er

2. Die Gegenstände, die ihm vortreten, die Bilder, die er von ihnen abzieht, die Gesinnungen, mit denen er sie begleitet; und gelangt damit endlich zu einer allgemeinen Charakteristik der Schöpfung. Da dieß alles nun

3. Gemäß der Natur seiner Seelenkräfte, vorzüglich seiner Phantasie und Empfindbarkeit, zugleich aber auch seinen Sprachwerkzeugen gemäß geschehen muß; war uns hiemit nicht die lyrische Poesie als eine Blüthe der menschlichen Sprache gegeben?

Denn

1. Die Sprache, als Laut der Empfindung, nimmt von dieser alle Gesetze an, die sie ihr gütig oder hart auflegt. Sie seufzet und ächzt; sie frohlocket und jauchzet. Wie einst Interjectionen zu Worten wurden; so formen sich die Worte nach dem Accent, dem Rhythmus, dem Intervall der Empfindung. Dieses Wort,

steigt; jenes sinket. Dieß tritt in mehreren starken Sylben einher; jenes verändert die Töne. Allem aber drücket der Charakter der Nation, ihr Klima, die Gegend, aus welcher sie kam, die Lebensart, zu der sie sich gewöhnte, die Stuffe der Cultur, auf welcher sie steht, endlich das mächtige Gesetz des Gebrauchs und der Mode sein herrschendes Siegel auf.

Nach solchem Allem bekommt Eine Sprache klingende, die Andre dumpfe Worte. Jene zeichnet sich durch stolze Pracht, diese durch flüchtige Leichtigkeit, eine dritte durch weiche Fülle, eine vierte gar zischend aus; und allenthalben kommt's vorzüglich auf den Ton an, in welchem man spricht, auf den Accent, den man den Wörtern giebt, auf die Modulation, mit welcher man seine Empfindungen ausdruckt. Hier thäte sich eine große Pforte auf, verschiedne europäische Sprachen in Ansehung ihrer lyrischen Fähigkeit zu bezeichnen; gnug aber, jede Sprache, die ihre Laute der Empfindung, ihre Schallworte und Sylbenmaase hat, ist ihrer Art nach einer Gattung lyrischer Poesie empfänglich. Je mannichfaltiger, stärker und zarter sie jede Art der Empfindungen bezeichnet; je reiner und voller sie die Worte aushallen lässet, und die Intervalle der Empfindungeu moduliret, desto lyrischer ist die Sprache. Eine einsylbige, eintönige Mundart, die die Worte verschluckt, und den Mund kaum zu öffnen waget; eine Sprache, die gleichgültig in Schmerz und Freude weinend lacht, und lachend weinet, die endlich aus ihrer Stelle sich kaum beweget, an überflüßigen Hülfswörtern reich, an nothwendigen arm ist; sie kann zu Vielem gut und vortrefflich seyn, nur Apollo und die Musen haben sie nicht gebildet.

2. Da jede Sprache durch ihre Töne äußere und innere Gegenstände, Gestalten, Bilder, Vorstellun-

gen, Gedanken bezeichnet; so ist es nicht gleichgültig, in welcher Ordnung diese zu bezeichnen, sie sich zum Gesetz gemacht habe. Ob z. B. die Sprache in ihren Constructionen dem Eindruck der Sinne und der Phantasie, oder der Abstraktion und kalten Vernunft folge, macht einen wesentlichen Unterschied im Gange und Rhythmus ihrer Bilder, in der ganzen Form des Verhältnisses ihrer Glieder. Wie anders construirten Griechen und Römer! wie anders die neueren Völker, und auch diese wie verschieden gegen einander! Da ist eine Sprache, die der Phantasie folgen darf, gewiß biegsamer und lyrischer, als eine andre, die sich in den Fesseln der Logik windet. Jene darf die Gegenstände auch im Bilde folgen lassen, wie der Sinn sie ihr darbeut; sie kann eine kleine Veränderung in der Folge des Bildes blos durch Stellung der Worte mühelos bemerken. Und wenn sie, an wesentlichen Bezeichnungen reich, ihren Bildern todte Flickworte nicht zwischenschieben darf: wie fester wird dann ihr Gang! wie gehaltner der Flug der Muse! Ihre Gemählde werden ein Tanz der Worte, weil die Gegenstände dem Auge und Ohr der Nation ursprünglich also erschienen, und ihrer Sprache die schwebende Spur ihres Ganges eindrückten; da andre Mundarten wie Fels und Blei am Boden haften.

3. Die Sprachorgane des Menschen endlich sind, wie die Zergliederung zeigt, ihrem Baue nach, selbst Lyra und Flöte. Sie fordern Abwechselung; der Athem der Stimme will Absätze, Ruhe, Erholung. Natürlicher Weise sucht also die Rede einen Umfang (periodum), und dieser will Absätze (cola), Strophen. Eben so natürlich erwartet das Ohr schöne Abfälle und Endungen; es liebet eine sanfte Auflösung, und zu gewissen Zeiten ein Wiederkommen der Töne, die es

gleichsam als alte Freunde aufnimmt, und als Lieblinge beherberget. Bey dieser Einheit aber begehrt es zugleich Veränderung, nicht nur in den Gegenständen selbst, sondern auch im Verhältniß der Glieder, in welchem ihm diese zugeführt werden; es liebt einen Zug der Worte, ein immer wachsendes Vergnügen, bey welchem es zuletzt eine stolze Befriedigung erwartet. Denn nichts ist zarter, ja ekler und gebieterischer, als das hörende Ohr; zubald wird es verscheucht, zubald ermüdet. Die Zunge also mit allen Werkzeugen, die ihr zu Gebote stehn, hat allen Fleiß nöthig, ihre Cither und Tuba so anzustimmen, daß diese wählende Hörerinn nicht nur nicht beleidigt, sondern auch in wachsend-höherem, bis zum höchsten Grad befriedigt werde. Wer siehet nicht, daß auch ohne Gesang und Cither in diesem Allem der Saame der lyrischen Poesie, als einer höchsten Blüthe der menschlchen Sprache liege?

Denn was kann der Gesang zu diesem Allem hinzuthun? Nichts, als daß er die Töne erhebe und daurend mache, daß er sie klar und schön in harmonischen Intervallen dem Ohr zuzähle. Hierinn muß auch Er dem Gange der Empfindungen, so wie den Gesetzen der Sprache folgen; Er declamirt nur höher, bestimmter, pathetischer, rührender. Was ist Gesang? als Ausdruck der Empfindung, sowohl des Leides als der Freude; Sprache der Begeisterung, die belebende Gegenstände verkündigt; Erhebung unsrer Stimme zum angenehmsten, zum kräftigsten Tonausdruck der Worte. Kann also durch den Gesang auch ohne Instrumente die Sprache ein solcher Ausdruck der Empfindungen, eine solche Bezeichnung lebendiger Bilder und Gesinnungen, im reinsten Umriß, im schönsten Wohllaut werden; so sind Worte Gesang, wenn sie gleich nicht gesungen

wurden; gnug, daß eine Musik der Empfindungen, der Bilder, der Sprache ihr Körper und Geist ist. Was componirt die Musik nicht? Sie kann ein Zeitungsblatt componiren. Und wie sie dieß thun kann, so kann ohne ihre Beihülfe auch eine Rede Musik seyn; ja sie muß dieß vorher und durch sich selbst seyn, damit sie ihrer Beihülfe werth werde.

Hieraus erklären sich die Bilder, mit denen man die lyrische Poesie oft bezeichnet. Man nennet sie einen Strom, der unvermuthet aus einer lebendigen Quelle entsprang, jetzt als ein Bach daherschleicht, jetzt brauset, als Wasserfall stürzt, bald wieder still in Ufern fließet, und endlich sich in's Meer ergießt oder verlieret — ein treffendes Bild für die Gattung der Oden, die als Ströme der Empfindung auf mancherlei Art ihren Lauf nehmen. Oder man verglich sie mit einem Fluge, da die Muse sich aufschwingt und niederläßt, sich zu verirren scheint, und nie sich verirret, zuletzt entweder zum Ort ihres Aufschwunges zurückkehrt, oder in den Wolken verschwindet — ein schönes Bild für die Gattung der Oden, die enthusiastische Gemälde der Phantasie sind. Wie man sie sonst benenne und erkläre: die lyrische Poesie ist

„der vollendete Ausdruck einer Empfin-
„dung, oder Anschauung im höchsten Wohl-
„klange der Sprache."

III.

Es folgt aus dieser Erklärung, daß bey verschiedenen Völkern ihre Gestalt sehr verschieden seyn müsse: denn wie weit gehen die Gedanken- und Empfindungsweisen der Nationen, ihre Sprachen und Tonarten aus einander!

Sinnliche Völker cultiviren sinnliche; geistige Nationen geistige Gegenstände. Weiche Völker drücken weiche Empfindungen, fast in sapphischen oder anakreontischen Sylbenmaasen; härtere Völker stärkere Leidenschaften aus. Von mehreren derselben wird uns Terpsichore Proben zeigen.

Manche Nationen, die wir uncultivirt nennen, haben Lieder, die an die Skolien der Griechen reichen; und die Griechen — hier wendet die Muse traurig ihren Blick auf die verlornen Schätze dieser einzigen Nation zurück, die Natur- und eigentliche Kunstpoesie besaß, die Musik und Sprache, Tanz und Pantomime im feinsten Punct zu verbinden wußte. Wir werden indeß noch einige Töne aus ihrer goldnen Lyra hören.

Die Römer ahmten den Griechen in der Kunst des Gesanges nach; und unter ihnen war Horaz der Glückliche, der als ein Isthmus zwischen der alten, größtentheils verlornen, und der neuern lyrischen Poesie dastehet. Er verdient den Namen, den er sich giebt, Romanae fidicen lyrae, ja wenn es nicht ein Wortspiel zu seyn schiene, würde ich ihn des schönen Inhalts seiner meisten Oden wegen humanae fidicen lyrae nennen. Er verdient den Kranz der Unsterblichkeit, den ihm die Muse reichte, Kraft dessen der Klang seiner Cither so viel edle Seelen mitten in der Nacht einer dunkeln Barbarei geweckt hat, und sie auf Schwanenflügeln des Gesanges in eine beßre Region trug. Unser Dichter gehört auch unter diese Erweckten; daher er seinen Horaz schön preiset *). Auch wir wollen ihm Kränze winden, wenn es unsrer Hand gelinget. Die neuere Theorie der Oden ist meistens nach seinem Muster gebildet.

---

*) S. 65.

Unter allen jetzt blühenden cultivirten Sprachen Europa's ist es die unsere, die sich, frei von den Fesseln des Reims, und zwar nicht in unprosodischen Declamationen, sondern in den Sylbenmaasen der Alten selbst ihrem lyrischen Gesange hat nachschwingen mögen. Ein unverkennbarer Vorzug, der sie uns werth machen sollte. Und wer ist's, der ihr zu diesem Aufschwunge geholfen? Undankbar wäre es, den Namen des Mannes zu verschweigen, der gethan hat, was achtzehn Jahrhunderte vor ihm nicht thaten, Klopstock. Mit leichter Hand machte er das Ei Columbus stehend, von dem man grammatisch erwiesen hatte, daß es nicht stehen könne, weil es keine pedes habe. Durch Wort und That hat er es dahingebracht, daß manche schwergereimte, ehemals hochgepriesene Ode uns jetzt so gezwungen und fremde dünkt, als alten Lesern damals das leichteste griechische Sylbenmaas in unsrer Sprache kaum dünken konnte. Damit hat er nicht nur Griechen und Römer uns näher gebracht, daß wir ihre lyrische Kunst natürlicher ansehn, richtiger schätzen, anmuthiger und würdiger gebrauchen können; sondern, was ungleich mehr sagt, Er hat uns in diesen Gedanken- und Empfindungsweisen der Alten für unsre eigensten und reinsten Empfindungen gleichsam eine neue Sprache geschaffen, und damit dem innigsten Gemüth eine Bildung, der Seele eine Selbsterkenntniß, dem Herzen einen Ausdruck, der Sprache eine Zartheit, Fülle und Wohlklang verliehen, von der man vor ihm nicht träumte. Großer, lieblicher Dichter, du Sprecher der eigensten Empfindungen unsrer Seele, du kannst dein Haupt einst fröhlich neigen; in deinen Gesängen bist du ein Schwan worden, dessen Stimme nur mit den letzten Tönen unsrer Sprache verklinget.

IV.

Soll die lyrische Poesie Empfindungen singen, welche Empfindungen sind des höchsten Reizes ihrer Kunst, des ganzen Wohllauts ihrer Sprache werth? Nur ein Unedler wird diese an gemeine, niedrige Begierden, die selbst der Prose unwerth sind, verschwenden.

Soll die lyrische Poesie Gesinnungen, Thaten, Begebenheiten verkündigen: so seyn es merkwürdige Thaten, große Begebenheiten, oder seltne, liebliche, interessante Augenblicke; und die Gesinnungen des Dichters darüber seyn des Gottes werth, der ihn begeistert.

Die lyrische Poesie darf sagen, was die Prose nicht sagen darf; sie kann es reiner, andringender, mächtiger sagen, als wenn es in eine Fabel verhüllt, oder in Scenen verkleidet, uns gleichsam nur von fern zuwinket. Wohlan, sie verwalte ihr edles Amt; in ihr spricht nicht die Person des Dichters, sondern ein Gottbegeisterter, ein Priester der Muse, also aus ihm die Muse, der Gott selbst.

Warum verkleidet sich so oft und gern der lyrische Dichter? Ists nicht dazu, daß er uns zeige, er spreche nicht in seiner Person; einer höheren Macht zufolge habe er jetzt über höhere Dinge, in einem weiteren Gesichtskreise, aus einer tieferen Brust zu reden, als ihm vielleicht sein Stand, seine irdische Lage erlaubte. Diese will er uns vergessen machen, indem er uns Wahrheiten enthüllet, mit denen ihn der Gott begeistert. Von jeher war die lyrische Poesie heiligen, öffentlichen Dingen; sie war den Göttern, den Regenten und Weisen, der guten Sache der Menschheit, dem Volk und dem Vaterlande geheiligt.

Oder spricht der Dichter in eigener Person, öffnet er uns als solcher sein Herz und seine Seele; auch dann fordert die Muse von ihm, daß er uns einen reichen Schatz

edel öffne. Er lud Gäste zur Unterhaltung mit sich, aus sich, über sich ein; wie unangenehm täuscht er uns, wenn er uns in seinem Schneckenhause einen dürftigen Haushalt, eine erkenntnißlose Seele und ein gemeines, alltägliches, niedriges Gemüth zeiget. Unter allen Nationen waren daher der wirklich großen lyrischen Dichter immer nur wenige; manchen fehlte es daran ganz und gar. Sie sollten, wie der Seidenwurm, das Gespinnst ihres Gesanges aus sich selbst weben; und hatten nichts in sich. Oder mit der Biene aus tausend Blumen Honig sammlen, und waren keine Bienen. Dergleichen heilige, leichte, geflügelte Geschöpfe, wie Plato die Dichter nennet, die gleich den Bienen umherfliegen, und ihre Melodie aus den Gärten der Musen sammlen, gab es zu aller Zeit und allenthalben nicht Viele. — Wir leben z. B. jetzt in großen Zeiten; die merkwürdigsten Begebenheiten haben wir erlebt; wie Vieles ist darüber gesprochen und geurtheilt worden; und wie Weniges möchte seyn, das, als lyrische Verkündigung der Stimme der Musen, des Ohrs der Nachwelt werth wäre! —

Hieraus erklärt sich also einem großen Theile nach, weßhalb die lyrische Poesie so viel von ihrem Werthe verloren, und in der Achtung der Menschen tief hinabgesunken ist; sie ward nemlich von vielen schnöde gemißbraucht. Der wiederkommenden gemeinen Bilder, des Trödels von Gesängen und Gesangweisen alltäglicher Empfindungen und Gegenstände war und ist man so satt; man hat den Baum so oft rauschen, den Bach rieseln, den Donner krachen gehört; Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Mädchen, Wein, Liebe, Genuß sind in gemeinen Vorstellungen so oft besungen worden, daß man an mancher Aufschrift des Gesanges schon gnug hat, und dem Dichter auch die etwa eingestreuten neuen Züge gerne

schenket. Selbst dem Horaz rückt man Wiederholungen vor; und er war Horaz: er wiederholt sich mit der schönsten Abwechslung über einen Inhalt, von dem man nie gnug singen und sagen kann, über den fröhlichen, weisen Genuß des Lebens. Meinem Dichter, dünkt mich, werde man (so arm seine nähere Welt gegen die Welt des Horaz war,) diesen Vorwurf nicht machen können. Er umfaßt viele, große, merkwürdige Gegenstände mit einer großen Seele; und an Formen der Composition, an lyrischen Abwechselungen und Einkleidungen ist er so reich, als irgend kaum ein andrer Dichter. Auch mit Rosen ist seine Leyer umkränzt; und das falsche Feierliche, die Mutter der Einförmigkeit und Langenweile, jener Odengang im Reifrock auf klappernden Stelzen ist ihm ganz und gar fremde.

V.

Sollen die Gegenstände der lyrischen Dichtkunst, jeder im schönsten Umriß und Wohlklange verkündigt werden, so hat dieß Werk seine Regel schon in sich. Energie heißt die Regel, fortwährende, wachsende Wirkung von Anfange des Stücks bis zu dessen Ende. Die Begeisterung, die den Dichter vom Boden empor, ja über sich selbst hob, so daß er sich vergißt, und nur im Gegenstande lebet; die lyrische Weise, ein Anklang der Leyer Apolls, der ihm das Ohr rühret, daß er den Gesang der Muse zu hören glaubt, und ihre Töne nur wiederholet; sie werden ihn, wenn sie gefühlte Wahrheit sind, durch das ganze Stück begleiten, und jedem seiner Ausdrücke die unzerstörbare Form geben, die für diesen Gegenstand jetzt, und für ihn allein gehöret. Einzelne Regeln hierüber vorzuschreiben, ist eben so vergeblich, als unmöglich. Jeder Gegenstaud will nach

seiner Weise verkündigt werden; jedes Sylbenmaas, jede Hora desselben trägt ihr eigenes Saitenspiel in den Händen. Der Gott in ihnen ist's, sagen die Dichter, der ihnen die Wege des Gesangs zeigt, und sie durch die verschlungenen Labyrinthe der Harmonie hindurch geleitet. D. i. Einheit des Gefühls, anhaltende, stille Aufmerksamkeit, Durchdrungenheit von dem Gegenstande selbst, und innige Kenntniß dessen, was zum Vortrage, zur Sprache gehöret; sie sind's, die den Gesinnungen des Dichters den Adel, die Würde, die süße Anmuth, seinem Ausdruck den Ton, den gehaltenen Tact, die reiche Modulation geben, bey deren fortwachsenden Wirkung die Seele sich zuletzt angenehm befriedigt fühlet. Da wird, wie durch eine Schöpfung von innen hinaus, der Gesang mit jedem Wort, mit jedem Accent und Bilde ein lyrisches Ganzes, das den, der dafür einen Sinn hat, eben sowohl als ein schönes Gemählde, oder irgend ein andres vollendetes Kunstwerk mit der süßen Empfindung beseeligt: „es ist ganz, es ist vollendet.“ Wenn also Eines Theils das Hauptgesetz der lyrischen Begeisterung dieß ist: sich selbst Gesetz zu seyn, und keines andern Gesetzes zu bedörfen; so ist andren Theils dieß Gesetz, das dem Dichter der Gott auflegt, der ihn begeistert, das schwerste von allen. Er ist's, der nichts Unvollendetes duldet; die Empfindung soll im schönsten Maas ganz ausgesprochen seyn; der Gegenstand soll im reinsten Umrisse da stehn, und keine Mühe gespart werden, die ihn zu diesem Punct erhebe.

Balde, der mehreren seiner Oden den Namen Enthusiasmus überschrieb, weil, wie er sagt, er bey ihrer Geburt mehr in einem leidenden als wirkenden Zustande gewesen, ergreift jede Gelegenheit, seinen Freunden Fleiß und Feile, als unumgängliche Mittel zu Vol-

lendung ihrer Werke anzurathen *). Lasset uns hören, wie er diesen Gegenstand selbst lyrisch behandelt, indem er einem jungen Freunde zeigt, wie er gleichsam sein Saitenspiel zu stimmen, und die Bilder des Gesanges zur Harmonie zu bringen habe. Da das Stück sich aber auf die lateinische Sprache bezieht, so kann ich es nur unvollkommen und verkürzt geben. Ein Lehrer und Schüler des Gesanges sind in ihm die Redner.

Die Symphonie.

Eh wir das Lied beginnen, laß uns, Freund,
Die Saiten deiner Leyer erst befragen
Um ihrer Töne Symphonie.
„Des Ruhmes windige Freuden begehre nicht;
Wie Winde gehn sie vorüber. Der Schiffer traut
Dem blauen Marmor nicht, auf den der Ostwind
Furchen und Wellen gräbt.“
Hörst du nicht, wie die Töne
Feindlich streiten gegen einander?
In solchem Streit erklingt der Musen Stimme nie.
Tritt näher zur Mauer hinan,
Damit den wiederhallenden Ton
Dein eignes Ohr vernehm' und deine Hand
Der Saiten Aufruhr bändige.
Vor allen stimme die tiefsten Töne fest,
Auf denen die höheren ruhn; so hebet sich
Der Genius des Liedes rein empor;
Die falschen Töne verklingen und goldne Eintracht tönt.
„Vom Raube leben die Sterblichen;
Mein Raub sey, was mit Heldenhand
Dem Schicksal Tugend entreisset;
Das Uebrige verweht, wie die leichte Luft.“

*) S. 321. 327. u. a.

— „Stärker als Herkules ist,
Dem das hundertköpfige Ungeheur,
Der Pöbelwahn, gebändigt
Zu Füßen liegt."

Die Saiten stimmen schon mehr; jedoch ermüde nicht,
Den Zwist zu dämpfen, der noch in ihnen schwirrt.
„Wie viel Nebel umfangen, o welche finstere Nacht drückt
Unsern hellesten Tag. Folge den Göttern nach,
Die aus Nebel und Dämmrung
Licht aufrufen und Morgenroth."
„Würdiger ist kein Schauspiel;
Daß ein Gott es erschau', als der geduldge Mann,
Der im Ungemach fester steht.
Alle Pfeile des Schicksals
Prallen zurück von ihm; er seufzet nicht."

Reiche die Leyer mir her, damit ich der freundlichen Echo
Sie geselle; wohlan! nun stimme das Lied an. —

„Einen Helden nenne nicht Den,
Der, von Beute des Krieges schwer,
Jetzt der Spindel des Weibes dient;
Das ist Herkules Tugendpreis,
Nicht zu dienen wie Herkules."

Rücke näher hinan zu Flaccus lieblicher Weise,
Theil' in Sprüche das Lied:

„Miß aus die Laufbahn, eh' du zu laufen wagst.
Der ist ein Vielbesitzer, der Nichts begehrt;
Wer keines Reichs bedarf, ein König;
Jeder ein Dürftiger, der vom Wunsch lebt.

Lob, das man suchet, fället in Schmach zurück.
Wenn Dich die Welt nicht kennet, so kenne Dich.
Wie manche standen, da sie lagen;
Andere lagen, indeß sie standen."

Genug, genug! Der Würze
Auch nicht zu viel! — Beginne
Gehaltnen lyrischen Flug:

„Verzeuch nicht länger. Treibe die Hunnen aus
Dem Vaterlande. Tugend erprobet sich
In Uebung, wie der Pflug im Acker
Glänzender wird und geschärft durch Arbeit.

Durch frühern Tod ein ewiges Leben sich
Erwerben, ist kein Jahre-, kein Zeitverlust;
Wer eingedenk des Vaterlandes
Matt auch erlieget, ist dennoch Sieger."

Im Leben dieses Dichters wird über den Gesichtspunkt, aus dem er die Alten ansah, und über seine unglaubliche Versatilität im Gebrauch ihrer Sylbenmaaße ein Mehreres gesagt werden.

VI.

Aber wozu dies Alles? Welche Wirkung kann die lyrische Dichtkunst in unsern Zeiten thun? welchen Erfolg kann sie gewähren?

Uns ist ein Volk bekannt, dessen Hoffnung und Glaube auf Millionen menschlicher Gemüther in Gegenden und Zeiten, die man die cultivirtesten nennen kann, den größesten Einfluß gehabt hat. Eine Religion entstand in Judäa, die die Retterinn des menschlichen Geschlechts seyn sollte; woraus entstand sie? Aus Sprüchen alter Weissagungen, die der Mund göttlicher Propheten ausgesprochen, und eine Psalmenstimme verewigt hatte. Jahrtausende hin hielt sich an sie die Hoffnung, der Glaube; und hält sich an ihnen noch. Man kann also sagen: selbst das Christenthum mit allen seinen ungeheuren Folgen ist durch die Stimme lyrischer Propheten entstanden, und hält noch fest an diesem Wort.

Wir kennen ein andres Volk, das ohne Widerspruch das cultivirteste der alten Welt war; wodurch gelangte es zu diesem auf alle Jahrhunderte wirkenden Vorzuge? Die Griechen waren einst wie andre Völker, ihre Sprache so roh, wie andre Sprachen; da stiegen Musen, da stiegen Götter hernieder, und verfeinten sie durch Cither und Lyra. Mit Recht ist Orpheus Leyer unter die Sterne versetzt; sie hat mehr gethan, als Herkules Keule; sie machte den Unmenschen menschlich. Alle Genossen der griechischen Kunst, Linus, Musäus, Eumolpus, Homer und wer das Saitenspiel je würdig berührte, nehmen an diesem höchsten, unsterblichen Ruhm, die Menschen menschlich gemacht zu haben, Antheil. An der Lyra entstand der Hymnus, die Epopee; an Homer bildeten sich Dichter, Weise, Gesetzgeber, Philosophen, Künstler. Aus lyrischen Gesängen entstand das Drama. Gesang cultivirte die Griechen an Festen, an Altären, bey öffentlichen Spielen, auf dem Schlachtfelde, und an der Tafel der Freude. Gesang folgte ihnen bis in's Todtenreich nach, und milderte dort die Schrecken des Orkus. Was also je Gutes von der Cultur der Griechen andern Völkern zu Theil geworden ist, hatten jene ursprünglich der Lyra zu danken.

Vom wohlthätigen Einfluß des Horaz auf die Bildung der Nachwelt ist schon geredet worden. Er, Boethius und wenige andre wurden auch in den dunkelsten Jahrhunderten gelesen, und streueten einen Schimmer auf die Nacht hin. Mehrere, denen Virgil zu lang, zu trocken, zu ernsthaft war, lasen Horaz in seiner kürzeren, lieblichen Weise.

Selbst die christliche Poesie, so schlecht sie in den mittleren Zeiten war, sie hat ihre Wirkung auf menschliche Seelen nie verfehlet. Die Hymnen der Kirchenväter,

die Kirchenlieder, die Passionsgesänge haben von Alters her mehr gewirkt, als Predigten und gelehrte Commentare.

Ja was erhielt den Geist, die Sitten, den Charakter aller Völker der alten Welt, der Indier, Araber, Sinesen, Galen, Gothen? Neben Gesetzen oder Gebräuchen war's die Stimme ihrer alten Gesänge. Ossian sey hier statt aller ein Zeuge. Ein Volk, das keinen Nationalgesang hat, hat schwerlich einen Charakter; und wie hoch es in seiner Bildung gestiegen sey, an welchen Empfindungen und Gegenständen es am liebsten und innigsten hafte, dieß zeigt nichts so sehr, als die Art und Gattung der lyrischen Muse, die unter ihm wohnet.

Und warum sollte unsre Zeit der lyrischen Poesie entwachsen seyn? Bedürfen wir keiner Empfindung mehr, keiner Gesinnungen im edelsten Ausdruck? Geschehen keine Merkwürdigkeiten um uns her, die in Haß und Liebe unsrer Theilnehmung werth sind? Oder sind wir so prosaisch worden, daß kein Pfeil aus dem goldnen Köcher Apoll's an uns gedeihet? Kommen wir als Greise auf die Welt? und leben keine Jünglinge unter uns, deren neues, frisches Gefühl durchaus die Stimme der lyrischen Muse fordert? Lasset uns nicht zweifeln! Es leben Jünglinge, es schlagen jugendliche Herzen, denen Pindar und Horaz, denen die drei Altväter unsres lyrischen Gesanges, Uz, Gleim, Klopstock, denen Kleist, Götz und Ramler, Gerstenberg, Claudius, die Stolberge, Voß, Hölty, und unter fremden Nationen die schönsten lyrischen Dichter werth sind. Oft sagt uns Eine Strophe von ihnen mehr, als große Scenen der Anschauung uns sagen könnten: denn sie ergreifen das Herz. In verwickelten Situationen, in Dämmerungen unsrer Seele kommt ihre Stimme uns wie

aus einer andern Welt, weckend, aufmunternd, belehrend. Mehr als Ein Jüngling empfing aus der Lyra eines Dichters einen Anklang auf sein ganzes Leben.

Vor allem, was man poetische Nachahmung nennt, habe ich große Hochachtung, mag auch nicht wiederholen, was Plato und Rousseau dagegen sagen; eine blos poetische Nachahmung aber ohne das Pünktchen der Waage, das uns auf ein Haar lehret, was wahr, gut, ehrbar, recht und schön sey, gestehe ich, ist mir die geistreichste Nachahmung ein Marionettenspiel, eine sinnreiche Maskerade. Für die Jugend ist mir der Mann lieber, der, wenn es auch ohne Einkleidung geschähe, uns die Bekenntnisse seiner Brust, die verborgnen Schätze seines Geistes und Herzens, als eine Ausbeute seines Lebens rein darlegt; seine Gesinnungen nemlich, wie Er die Dinge der Welt ansah, welche Grundsätze er sich aus seinen Erfahrungen bildete, wie er in Freude und Leid sich daran hielt, und sie gegen Freunde und Feinde erprobte. Weder Plato noch Rousseau wollten diese Gattung Poesie aus ihrer Republik verbannen: denn sie ist andringend, moralisch, eine Stimme der Zeiten, der Völker, und in ihnen der edelsten Menschen. Der dreißigjährige Krieg z. B. ist längst vorüber: seine Raubscenen lesen wir als einen schlechten Roman mit Grauen und Abscheu; in unserm Dichter hören wir die Stimme eines mitfühlenden Wesens, das diese Gräuel erlebte, und über sie zugleich die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Großmuth, des Erbarmens hören ließ; eine edlere Stimme, als diese, giebts nicht auf der Erde. Wo sie ertönt, rein, klar und im rechten Maas, da wird sie vernommen; sie töne aus der Cither oder der Tuba. „Nur, was Zevs nicht liebt, sagt Pindar, bebt zurück vor dem Liede der Musen, es leb' auf

Erden oder im Ocean, oder sey, wie das Ungeheuer Typhos in den Tartarus geschleudert. Sonst horcht Alles der goldenen Harfe Apollo's; der Adler auf dem Scepter Jupiters läßt seine Flügel sinken, und selbst des ewigen Feuers spaltenden Blitz löschet sie aus."

5.

Alcäus und Sappho. a)

Von zwei Hauptgattungen der lyrischen Dichtkunst.

1795.

Wenn Horaz in einer seiner schönsten Oden sich nahe dem Todtenreich fand b): „er sah die Reiche der dunkeln Proserpina, den richtenden Aeakus und die abgetrennten Wohnungen seliger Seelen:“ so höret er auch „die Klagen der Sappho zu ihrem äolischen Saitenspiele;“ er hört den Alcäus, „der in volleren Tönen auf goldner Harfe das harte Ungemach singet, das er auf dem Meer, auf der Flucht, im Kriege erduldet. Beider Lied, eines heilgen Schweigens werth, bewundern die Schatten; begieriger aber trinkt das Ohr des Haufens, Schulter an Schulter gedrängt, das Lied von den Schlachten und von verjagten Tyrannen.“

An mehreren Orten preiset Horaz den Lesbischen Bürger, Alcäus, der die Lyra also zu beherrschen wußte, „daß er, ein tapfrer Krieger, selbst unter den Waffen, oder wenn er das umhergetriebene Schiff am nassen Ufer befestigt hatte, den Bacchus, die Musen, die Mutter der Liebe, und ihren Knaben besang, mit ihnen auch seinen

a) Aus dem 2ten Bande der Terpsichore.

b) Ode 13. B. 2.

schwarzäugigen, schwarzlockigen Lykus a).“ Er nennet seine Muse die drohende, so wie des Stesichorus die ernste Kamöne. Und Quintilian, dessen strengem Urtheil wir trauen dörfen, hält den Alcäus in seinen strafenden Oden des goldenen Plectrums werth b); „ein moralischer Dichter, sagt er, im Ausdruck kurz, prächtig, fleißig, oft dem Homer gleich; auch wenn er zu Scherzen und zur Liebe hinabsteiget, fühlt man in ihm den höheren Dichter.“

Sappho, die Landsmänninn und Zeitgenossinn Alcäus, besang die Liebe in allen ihren Freuden und süssen Quaalen. „Ganz Feuer ist sie, sagt Plutarch c), die Glut des Herzens flammt in ihren Liedern.“ Und Horaz: „noch athmet die Liebe, noch leben die Flammen, die das Lesbische Mädchen den Saiten vertraute d).

Alcäus und Sappho, der Lesbier und die Lesbierinn, können uns also für Urbilder der Ode in ihren beiden Hauptgattungen, der kühnen und zarten Ode gelten; und hätten wir die Gesänge beider, (da wir von der Sappho nur wenig und von Alcäus beinahe nichts haben,) e) so besäßen wir wahrscheinlich den reinsten und schönsten Kranz der griechischen Lyra.

Denn werfen wir ein Auge auf den Fortgang der lyrischen Kunst bey diesem Volke; so zeigt uns dieser drei Perioden.

---

a) Ode 32. B. 1. b) B. 10. Kap. 1.

c) de amore. d) Ode 9. B. 4.

e) Diese Reste sind in bekannten mehreren Ausgaben hinter den lyrischen Dichtern, auch von Brunk in der niedlichen Ausgabe des Anakreon, Strasb. 1786. 12. gesammlet.

I. Als eigentliche lyrische Weisen noch nicht erfunden waren, gebrauchte man den Hexameter, den ich nach seinen Hauptgestalten das Orphische und Homerische Sylbenmaas nennen möchte. Eine prächtige, vielumfassende Gesangweise; sie vereinigt Umfang, Fülle, Verschiedenheit und Anmuth. Kein Gegenstand ist ihren Tönen zu hoch, keine Lebenswahrheit zu tief und gemein; mit großer Einfalt, bey einem immer wiederkehrenden Ausgange, giebt sie jedem Bilde das rechte Maas, und ist gleichsam eine gemessene Area des Rhythmus. Ueber sie hinaus reicht nicht leicht das Ohr ohne Verwirrung; in ihr unterscheidet es jeden veränderten Tritt des Tanzes der Sylben.

In Hexametern also wurden die ersten Hymnen gesungen; diese mochten Naturgegenstände, oder die Geschichte und Thaten der Götter verkünden. Dem Hymnus blieb der Hexameter auch vorzüglich eigen, ein heiliger Chortanz, der sich langsam um die Altäre bewegte.

Indessen enthielt er in seinen verschiednen Regionen schon den Saamen der schönsten Melodieen der Lyra, die ohne ihn so abwechselnd und wohlklingend nicht entstanden wären. Viele spätere Gesangweisen behielten ihn sogar noch als den Choranführer bey, und ließen ihm kleinere Verse nur folgen. Sein Strom ist der Vater aller lyrischen Bäche und Ströme, die wir zuletzt als verschlungene Mäander erblicken werden. Heil dem Manne, der dem Ohr diesen prächtigen Ambitus erfand! war er Orpheus, so verdiente er, daß ihm die Bäume folgten.

Wie die Natur ein doppeltes Geschlecht liebet: so führte man diesem Heldenmanne mit der Zeit eine Heldenjungfrau, den Pentameter, zu; ihm gleichsam entnommen, und mit ausgezeichneterm Tanz in leichterer Grazie ihm zugehörig. Der ernste Anklang dieses Syl-

benmaaſes, in der Mitte ſein unerwarteter Stillſtand, und dann in einem beſtimmteren Schwunge ſein angenehmer Ausgang nähern ihn ſchon dem lyriſchen Fluge. Denn indem er die majeſtätiſche Breite des Hexameters verengt und dem Ohr auffallender umſchränket, auch einen Schluß hinter ſich liebet: ſo entſteht zwiſchen ihm und dem heroiſchen Verſe gleichſam eine Art Ehe, in welcher ſich Hoheit und Milde, Pracht und Gefälligkeit, in Empfindungen gleichſam Freude und Leid paaren. In ſolchen Sylbenmaaſen ſangen Callinus und Tyrtäus ſogar Schlacht- und Kriegsgeſänge *). Sie munterten zur Tapferkeit, zur Liebe des Ruhmes, zum Leben und zum Tode für's Vaterland andringend auf; nicht im Pauken- und Tompetenſchall, ſondern von Flöten begleitet, in heroiſch-ſanftem, elegiſchen Tone.

Der Joniſche Mimnermus ſtimmte die Helden-Elegie zu weicheren Klagen hinunter. Er beſang die kurze Dauer der Jugend, der Freude, der Roſe des menſchlichen Lebens; ſeine Geſänge athmen eine zarte Empfindung, und ſind unter andern auch dem Horaz ſehr lieb geweſen. Solon ſchritt auf ſeiner Bahn lehrender fort; und ſo entſtand hinter dem Epiſchen Hymnus, die Elegie, die der Flöte zugehörte, mithin zuletzt ſanfte Klage oder belehrenden Unterricht ſich zum Eigenthum machte. In der letzten Gattung haben wir unter Theognis Namen eine beträchtliche Sammlung der ſchönſten Sinnſprüche, bey denen man natürlicher Weiſe keinen lyriſchen Flug erwartet.

*) Sie ſind einzeln und in größern Sammlungen oft herausgegeben, auch vielfach überſetzt worden. S. Vollſtändige Sammlung aller Ueberſetzungen der Griechen und Römer, Frankf. 1785.

Die erste Periode also, die ich die epischelegische nennen möchte, war eine Vorbereitung zur eigentlichen lyrischen Gattung, deren Stelle sie damals schon vertrat.

In dieser Periode that sich ein kühner Sänger, Archilochus mit wüthenden Jamben hervor, und machte einen neuen großen Schritt zur lyrischen Dichtkunst. Sein Jambus, der in spätern Zeiten nicht blos auf dem Theater, sondern auch in lyrischen Gesängen auftrat, dringt wie ein Kriegsheer vor, das kurze Schwert in der Hand; mit jedem verdoppelten Schritt fürchterlicher, unaufhaltsam. Diese Gattung ist die schärfste Würze der lyrischen Dichtung; vortrefflich gegen die Fäule, vielleicht auch gesund; sie muß aber mit weiser Behutsamkeit gebraucht werden.

Da nun Archilochus mit dem Dreitakt auch die geschwindere Uebergänge aus einem in den andern Rhythmus erfand, woraus die Epoden von selbst folgten; da er seine lebendigen Jamben nicht nur in bloßer Declamation von der Lyra begleiten ließ, sondern sie theilweise auch lyrisch machte, mithin Sprache und Musik in größter Biegsamkeit zusammenfügte, so konnte nach solchen Vorschritten, zu welchen mehrere Tonkünstler, die damals auch Dichter waren, mithalfen, bald eine zweite Periode der lyrischen Kunst entstehen, die ich, ihrer Urheber wegen, die Lesbische Kunst nennen möchte.

II. Auf Lesbus nemlich, nahe dem glücklichen Jonien, wo so viele Epische und andre Dichter gesungen hatten, blühte Terpander auf, der die Lyra mit drei Saiten vermehrte, und ihr, wie es scheint, eine Schule stiftete. Des Lesbiers, Arions, Name ist in der Fabel berühmt; Alcäus, Sappho, und ihre Freundinn Erinna erfanden oder bearbeiteten Gesangweisen, die der ei-

gentlichen Ode gleichsam Flügel ertheilet haben, und ihre ewigen, süßen Vorbilder worden sind. Den Römern gieng es, wie es uns geht; sie konnten sich in die verwickelten Gesänge des Chors der Griechen, Pindars oder gar der Dithyramben entweder nicht finden, oder sie nur mit Mühe nachahmen. Aber die lesbischen Gesänge Alcäus, der Sappho, und ihrer Genossen bequemten sich ihrer, bequemen sich unsrer Sprache. Jedes dieser Sylbenmaaße ist mit einem eignen Charakter bezeichnet; alle aber beeifern sich dahin, daß sie Stärke und Milde, Schwung und Senkung, Auf- und Abspannung der Töne angenehm mischen und damit der lyrischen Strophe gleichsam einen Kranz flechten. Daß z. B. keine Strophe der andern gleich ist, daß in jeder die Cadenz, der Abschnitt und Periodenbau wechselt, daß Strophe in Strophe angenehm hinüberläuft, und sich damit die einzelnen lyrischen Kränze selbst in einander winden, daß jede Gattung der Gegenstände und des Affects ihr Metrum bis auf die Wahl und Stellung der Worte, im Maaße der Bilder und Sylben, in Abschnitten und Ruhepunkten mit einem eignen Geiste belebet; diese und andre Schönheiten des Ausdrucks wird sich das feiner gebildete Ohr, bey diesen Sylbenmaaßen selbst sagen. Die griechischen Grammatiker sind in Entwicklung derselben oft so fein, daß unser vielleicht härtrer Sinn, der von Kindheit auf an eine andre Sprache gewöhnt, und des lebendigen Vortrages jener alten Gesänge unkundig ist, sie zu begreifen oft Mühe hat, und was sie mit Entzückung bemerken, hie und da kaum wahrnimmt.

Außer dem Angeführten halfen insonderheit drei Dinge bey den Griechen der lyrischen Kunst auf: der Wechselgesang, die Skolien, und Wettkämpfe der lyrischen Muse.

Der

Der Wechselgesang, (er töne zwischen Hirten auf dem Felde, oder zwischen Chören am Altar,) liebt wiederholte, Amöbäische Verse. Ein Hirt muntert den andern, ein Chor ruft das andre auf; so kommt ein gegebenes Thema, so kommen angenehme An- oder Ausklänge wieder. Der lange Gang des Hexameters wird unterbrochen; der Gesang antwortet dem mit ihm streitenden Echo, und nähert sich dadurch der Strophe.

Die Skolien *) oder überhaupt die Lieder der Griechen, die sie nicht etwa nur beim Wein und der Tafel, sondern auch bey andern Gelegenheiten, fast bey jedem Geschäft des Lebens sangen, trugen zur höheren lyrischen Poesie noch mehr bey. Aus angenehmen, kurzen Cadenzen entsprossen, (deren jede Nation nach Art ihrer Sprache und Sitten einige hat,) konnten unter dem griechischen, insonderheit jonischen Himmel, und bey der Lebensweise dieser freien, fröhlichen, leichten Menschen sie nicht anders, als fröhlich ertönen. So halte ich z. B. das Anakreontische Sylbenmaas für Eine vielleicht der ältesten griechischen Lieblingsweisen, ob ihm gleich ein späterer Dichter, der in ihm am glücklichsten sang, den Namen gab. Es hat bey seiner lieblichen Einfalt ein so schönes Maas, sowohl zu Aufstellung eines Bildes, als zum Ausdruck einer leichten, fröhlichen Empfindung, selbst wenn diese auf Witz und Scherz hinausgeht, daß ich es einen Veilchenkranz der Lyra, die Jonische Blume des Gesanges nennen möchte. Die Naivetät des Tejischen Greises, Munterkeit und Einfalt ist sein Charakter. — Aber die griechische Skolie blieb

*) la Nauze Abhandlung von den Liedern der Griechen, von Ebert übersetzt, hinter Hagedorns Oden und Liedern ist uns Deutschen classisch worden.

nicht bey dieser spielenden Jugendeinfalt; auch in Sylbenmaasen wand sie reichere Kränze, weil sie in Empfindungen zu reichern Gegenständen aufstieg. Denn was besangen die Griechen in ihren Skolien nicht? Götter und Helden, Freiheit und Freundschaft, Tugend und Vaterland, Genuß des Lebens, so wie Aufopferung, Beruf, Pflicht; Pflicht und Würde in allen einzelnen Berufsarten und Ständen. — Götter und Helden wurden gepriesen; der Freund geliebt, getröstet, ermuntert; der Feind gehaßt, der Tyrann verfolget. Da sehe ich z. B. jenen Jüngling Kallistratus den Myrthenzweig, (das gewöhnliche, an der Tafel umhergehende, Zeichen des Sängers) ergreifen; und welche Anwendung macht er von diesem Zweige?

In die Myrthe will ich mein Schwert verbergen,
Wie Armodius und Aristogeton,
Die den Tyrannen niederstürzten,
Und Athen die Gesetzesgleichheit schenkten u. s.

In einem Volk, wo dergleichen Lieder Tafel-Impromptus waren, konnte wohl ein Insulaner, Alcäus, aufstehen, und die Schlachten, die verjagten Tyrannen, in volleren Tönen singen. Unter einem Volk, wo die Liebe öffentlich verehrt ward, durfte auch Sappho die Glut ihres Herzens der Lyra schenken.

III. Mit den öffentlichen Wettkämpfen gelangten wir zur dritten Periode der lyrischen Kunst, von der wir künftig reden werden. Jetzt bleiben wir bey der Blüthe des Gesanges, ehe sie sich ganz entfaltet; Alcäus und Sappho stehen als Muster seiner beiden Hauptgattungen vor uns.

2.

Musik und Sprache nemlich, sofern sie Affecten bewegen, können dieses auf zwiefache Art thun, indem sie

Empfindungen aufregen, und das Gemüth gleichsam über sich selbst erheben, oder indem sie solche niederlegen und besänftigen. Ein Drittes, daß die Empfindung schwebend erhalten wird, liegt in der Mitte, die aus den beiden Enden der Kunst von selbst folget.

Zuerst also. Wenn mit jedem Gange der Töne, als einer Bewegung, eine Bewegung des Gemüths verbunden ist, so muß, wenn diese Töne in Intervallen aufwärtssteigen, das Gemüth mit ihnen steigen. Der Ton hat es aus seinem Schlummer geweckt, leise oder schrecklich; nur mußte auch das Schrecken, sofern es die Kunst gebraucht, in den Gränzen der Kunst bleiben, und kein wildes Getümmel werden. Bey Horaz und den Griechen werden wir sehen, wie bescheiden sie sich kühner Anfänge bedienen, indem sie ihren prächtigsten lyrischen Tempeln Säulen und ein Portal vorbaun. Auch der Affect der Furcht, der leisen, immer wachsenden Furcht mußte einen edleren Zweck haben, als daß er in sinnlose Kleinmuth oder in Verzweiflung das Gemüth stürzen wollte. Entschluß ist dieser Zweck, der nicht erreicht werden kann, als durch wachsende, stark- und stärker anhaltende Vorstellungen und Töne; mit deren Fortgange gleichsam die innere Kraft der Seele sich gestärkt fühlet. Ein reines, ich möchte sagen, ein Göttervergnügen ist's, wenn hinter allen bestandnen Kämpfen und Stürmen das Gemüth sich im Besitz einer neugewonnenen Ansicht der Dinge, oder eines muthigen Entschlusses, als eines unzerstörbaren Gutes weiß und erfreuet. Diese Oden gehören zur prächtigen Art, dem μεγαλοπρεπει der Rede; sie liebet eindrückliche, langtönende Worte, einen Siegsaufzug der Gedanken, eine Vestigkeit und Härte der Composition,

die jeden kleinfügigen Zierrath verachtet. Das Gewicht, die Majestät der Rede, der prächtig-auffliegende Federbusch (ογκος) ist ihr Charakter. Wie Wellen auf Wellen, drängen sich Vorstellungen, Bilder, Figuren auf einander, bis das Gemüth, über ihnen hinaus, sich am Felsenufer; der Adler, über Stürme und Wolken erhoben, sich auf dem Felsengipfel fühlet. Der muthige Entschluß, die That, das helle Epiphonema steht da; der Gesang ist geendet; ein errungner Kranz, den uns der Dichter darreicht, den sich die Seele selbst windet.

Das prächtigste Bild dieser Vollendung war der Pythische Nomus, ein gewöhnlicher Wettkampf der griechischen Tonkünstler und Dichter; er bestand aus fünf Theilen. Im ersten rüstete sich Apollo zum Kampf; im zweiten forderte er den Drachen heraus; der dritte enthielt den Streit; der vierte den Sieg des Gottes, der fünfte ein tanzendes Siegeslied. Wir werden von diesem großen Bau noch einige Reste in lyrischen Gesängen der Alten wahrnehmen —

Wo aber auch diese Vollendung in ihrer ganzen Größe nicht erscheint, ist eine Annäherung zu ihr merklich. Der Päan muß flehen, bis er den Gott erweicht fühlt; dann verlässet er muthvoll den Altar. Das Kriegslied muß den Schritt des Heers bis zur Zuversicht des Sieges stärken. So auch jede moralische Aufmunterung; sie erhebet die Seele zur Festigkeit, zur Gewißheit, mindestens zur ausdaurenden Hoffnung. In Zeiten der Gefahr, des Angriffs und eines großen Unternehmens sind diese Gesänge von unbeschreiblicher Wirkung gewesen, wie die alte und neue Geschichte zeiget. Glücklich, wenn die Musik, die den Muth aufregt, nicht wild, sondern menschlich macht, und wahrhaften erhabenen

Gesinnungen einflößt. Die Töne wirken alsdann mit einer beglückenden Allmacht, da ohne Sprache der Musen der Krieg ein Thiergemetzel seyn müßte.

Nicht so erfreulich als die Ode des Muths ist die Ode des Unmuths, wenn sie sich an ihm als einem Ziel endet. Indessen giebt es Felsen und Dämme der menschlichen Zustände, da für den Augenblick dieß Ziel das höchste ist, an welchem sich sodann die berstende Welle desto prächtiger hinanschleudert. Tausend brechen sich hinter ihr, und ihre Kraft war doch nicht vergebens. Es giebt einen edlen Unmuth, vielleicht die höchste Summe der Menschenfreundschaft; der eben deßhalb sich weder in Aristophanischen Scherz, noch in Archilochische Satyren auflöset, sondern wie die Muse des Trauerspiels, oder wie die gewaffnete Pallas mit ernstem Blick dasteht, und zürnet. Diese Odengattung ist von einer fürchterlichen Grazie (δεινη χαρις) beseelt; je stiller und gehaltner ihr Zorn ist, desto stärker trifft er. Noch stehen jene ernste Gestalten der Vorwelt, die man Propheten nannte, vor uns; Alcäus drohende, Stesichorus schwere Kamöne ist zwar verschwunden, aber auch im höflichen Horaz sind seine strafenden Oden gewiß nicht die schwächsten. In Uz und Klopstock sind Stücke voll so edlen patriotischen Unmuths, daß sie, obgleich zum Theil vor fünfzig Jahren geschrieben, noch jetzt von sämmtlicher deutscher Jugend auswendig gelernt werden sollten. Und wenn ich dieser Reihe patriotischer Männer meinen Dichter bescheiden zugesellen darf: in ihm sind Oden des Muths, des Entschlusses, des edlen Unmuths enthalten, die ihn des Namens eines deutschen Alcäus wohl werth machen möchten. Allenthalben drängt er zum Ziel, und setzt das Gemüth in sich selbst fest; bereitet Muth im Unglück, unauslösch-

baren Haß gegen Frevel, Willkühr und Sittenverderbniß, ohne sich dennoch freche Anzüglichkeit zu erlauben. Von dem stärkenden Tranke, den er uns darreicht, werden unsre Augen wacker, unser Herz frisch: denn er ist geschöpft auf den Höhen des Rechts, aus dem Quelle der Wahrheit.

Oden, die mit der höchsten Freude, mit Jubel und Hallelujah, so wie andre, die mit der feinsten Lehre endigen, gehören auch zur Erhebung der Seele, zur aufsteigenden Odengattung; nur haben sie einer besondern Weisheit nöthig. Eine Freude, die uns blos von aussen kommt, ist so lange ein fremdes Geschenk, bis sie uns eigen wird, und unser inneres Glück befestigt. Eine Hoffnung, die wir von aussen erhaschen, betrüget oft, und verfliegt mit jedem wehenden Winde. Oden also, die über äußere Zufälle nur lobjauchzen, lassen uns meistens kalt, und wenn es Dithyramben wären: denn die Natur des Menschen ist einmal so eingerichtet, daß sie sogar lieber am Schmerz des Andern Theil nehmen, als sich über ein äußeres, fremdes Glück müßig erfreuen wollte; zur Mithülfe, zur Thätigkeit ist sie gebildet. Vollends die Glückwünschungs-Oden sind Blümchen des Tages, oft schon am andern Tage verwelkt, wenn sie nicht ein Thautropfe des Herzens, wie ein himmlischer Nektar befeuchtet, oder eine künstliche Hand sie auch als verwelkte Blumen angenehm zu machen wußte. Die sogenannten Lehroden können auch nichts anders, als Oden des Muthes seyn. Nicht aus der Spekulation, sondern aus der Erfahrung mußten sie hervorgehn; alsdann auf eine lebendige Situation oder auf ein Beispiel der Geschichte gegründet, schreiben sie sich in Herz und Seele selbst ein.

Zweitens. Die herabstimmende, besänftigen-

de Gattung der Gesänge ist von einer gefälligen Art: denn selten lässet sich der Sturm eines aufgebrachten Gemüthes durch einen Sturm der Worte bezwingen; er will den Sonnenblick der Vernunft, den erwärmenden Zuspruch eines liebenden Herzens. Kaum Einmal hat es Horaz gewagt, ein wüthendes Volk mit einem Zuruf zum Schweigen zu bringen; und doch konnte er's auf solchem Wege nicht mehr als beschämen. Seine Römer stehen erstaunt; sie erröthen. Nur die Stimme der Ueberzeugung ist's, die durch ihr Beispiel Ruhe gebietet; sie stillet den chaotischen Lärm, indem sie Harmonieen hervorruft, und damit die Hölle selbst bändigt. Darf ich abermals unsern Dichter anführen? Mit einer Stimme der Macht und Liebe gebietet, erflehet, erschmeichelt er seinem verworrenen Vaterlande Eintracht, seinem bedrängten Vaterlande Frieden.

Die Stimme des Mitleids fordert einen noch sanftern Ton. Der Hauch der Liebe endlich erträgt durchaus keine Stürme. Liebe will Gegenliebe, oder vielmehr sie setzt solche voraus, und sucht den schlafenden Funken nur zu erwecken, daß er sich selbst fühle. Wie flehend ist der Sappho Gebet um die Beihülfe ihrer Göttinn! welche stille Glut haucht ihre Ode im Anblick des Geliebten! So jedes ihrer kleinsten Fragmente. Die Oden des Horaz, die diesen Gegenstand betreffen, sind zwar nicht voll Sapphischen Feuers, aber voll Artigkeit, Grazie und Anmuth. Die Oden unsres Dichters, die zu dieser Classe gehören, athmen den Hauch einer himmlischen Muse.

Ich würde, da ich von Lesbiern zu reden anfing, auch die sogenannte Lesbische Regel zu gebrauchen scheinen, wenn ich mehr in's Einzelne ginge; der Lesbischen Regel nemlich ward der Vorwurf gemacht, daß

sie, statt Dingen ein Maas zu seyn, sich selbst den Dingen anmesse und bequeme. Nur sieben Töne hat die Tonkunst; die Melodieen aber, die Gänge und Modulationen, die innerhalb dieser Intervalle von einem glücklichen Künstler hervorgefunden werden; wer könnte, wer wollte sie zählen? Der unglücklichste ist der, der regelmäßig immer auf derselben Saite umherirret, und keine, als die Melodie der alten Langenweile herausfindet. Neuheit gefällt, das unerwartet-Vortreffliche entzückt; Scherz und Grazie wollen nichts Gemeines.

Drittens. Hiemit kommen wir auf die Wirkung zurück, die Horaz den Gesängen Alcäus und der Sappho, selbst im blutlosen Schattenreiche zuschreibt. „Sie waren werth der heiligen Stille, die um sie herrschte. Beiden Sängern horchte bewundernd die Schaar; enger aber drängte sie sich zusammen, Schulter und Schulter, wenn Alcäus sein Lied sang." Sagt uns diese schöne Fabel nicht manche treffende Wahrheit?

I. Der Schall gebietet Aufmerksamkeit; der Gesang weckt die Seele, und reißt das Herz an sich.

Woher der Unwille, den wir empfinden, wenn einen Gesang, oder irgend sonst die Vorstellung eines Werks der Musen-Geschwätz unterbricht? Nicht etwa nur fühlen wir unsre Aufmerksamkeit widrig gestörte; wir empfinden es allgemein, daß bey Ungeweihten die Kunst ihren Zweck nie erreiche. Das „Hinweg, unheilger Pöbel! ich hasse dich!" womit sich der lyrische Dichter ankündiget, schwebt uns auf der Zunge, das wir mit dem gelindern „Favete linguis!" vertauschen. Die Geschichte Orpheus mit dem Cerberus kommt uns in's Gedächtniß.

Schon dies Gebot der Aufmerksamkeit ist eine Wohlthat der Musen. Aus unsrer Trägheit, aus einem alltäglichen Gedankenschlummer werden wir erweckt, um eine fremde, höhere Stimme zu hören. Bisweilen kann uns dieß unangenehm seyn; sodann entferne man sich, und setze in beliebter Einsamkeit oder in Gesprächen seine Gedankenreihe fort. Auch meinen lyrischen Dichter lege man gütig aus der Hand, wenn in einer etwannigen Mißstimmung man eine fremde Stimme zu hören nicht Lust hat. Er erwartet ein freundliches, ein liberales und freies Gemüth, oder wenigstens eine Seele, die sich des Traums, der sie umhüllet, der Bürde, die auf ihr liegt, auf einige Augenblicke zu entheben bereit ist.

Mit allen Vorstellungen der Muse hat dieses die lyrische Dichtkunst gemein, daß sie zu ihrem Vortrage freie Seelen fordert, und es darf ihr gewiß zu keinem besondern Vorwurf dienen, daß bey einer widrigen Stimmung des Gemüths oder bey klang- und tonlosen Seelen ihr Gesang nicht wiederhalle, oder wie man sagt, der Ton des Dichters nicht anschlage. Nicht am Dichter, sondern am Hörenden liegt hier die Schuld; wie solches die Fabel längst bemerkt hat. Sie erzählt, daß allen, denen die Götter unhold sind, der Gesang der Musen nicht gefalle, und daß Tiphöus unter der Last seines Bergs sich sogar dabey krümme und Schmerzen empfinde. Sie erzählt aber auch, daß, als Orpheus sang, die Eiche ein Ohr empfieng, daß Irions Rad stille stand, und die Danaiden ihre unselige Mühe vergaßen.

Wenn, wie mehrere bemerkt haben, der Mensch sich nur dann am behaglichsten fühlt, wenn er nicht zu scharf an sich denket; so müssen wir jeder Kunst danken, die uns nicht etwa blos zerstreut, sondern uns aus uns selbst

hinauszieht, und an etwas Großes, Würdiges, Schönes heftet. Die fortschreitend, d. i. energisch wirkende Muse thut dieß am kräftigsten, oft sehr gelinde und unbemerket. Ein Gemählde gehe ich vielleicht vorüber, und sehe es nicht; oder lasse, was ich bemerken sollte, mit Fleiß unbemerket. Es spricht, sagt man, nicht zu mir: es stehet außer mir da. Der Ton, der in mein Inneres dringt, spricht oft auch wider meinen Willen zu mir; ein ungestümmer, obgleich wohlthätiger Freund. In Kurzem hat er mich mir selbst entnommen; mein Herz ist in seinen Händen. Wie manchen Roman, wie manches Drama, Buch, Blatt und Rede begannen wir, unvorbereitet, äußerst kalt: es kostete uns Mühe, uns in die Welt des Dichters, des Redners, des Philosophen hineinzusetzen, hineinzudenken. Kein Vorwurf für den Urheber des Werkes. Nur dann war sein Zweck verfehlt, wenn er uns auch im Verfolg nicht hineinzuziehen vermochte, und am Ende gar mißvergnügt entließ. Auch dann aber traf die Schuld nicht die Kunst, sondern uns oder den Künstler. Er war kein Orpheus, oder wir waren Sand, aus welchem kein Ton zurückhallen konnte.

2. Wie Luft und Schall, so sind Sprache und Töne das Medium, das empfindende Wesen verbindet.

Wohl kann es seyn, daß der Dichter mit Zufriedenheit sage: „ich singe mir selbst und den Musen;“ seine Flöte tönt, unbekümmert, ob sie der Nachhall oder ein menschliches Ohr vernehme. Hindern kann er es indessen doch nicht, daß die Echo sie nicht vernehme, daß ein menschliches Ohr sie nicht belausche: noch weniger kann er die Töne verstummen machen, die gleichstimmig oder widrig in Menschenherzen schlummern. Für diesen Con-

cent von Harmonieen und Disharmonieen, für die Symphonie und Antiphonie menschlicher Empfindungen hat die Natur gesorget. Sie war's, die dem Dichter vorarbeitete, und wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, in deren großem Webestuhl er wirket. Alle kleinen egoistischen Zweifel von Wirksamkeit oder Unwirksamkeit des lyrischen Gesanges auf cultivirte Denker verschwinden vor der lauten Stimme der That, dem großen Concert in allen menschlichen Gemüthern, so lange diese aus der ganzen Natur sich noch nicht hinausgedacht haben.

Und diese Eintracht der Stimmen, diese Harmonie des Vergnügens in gemeinschaftlich-empfundenen Gedankenformen und Regungen des Gemüths, sie ist der Ocean, auf dem der lyrische Dichter rudert. Sprache hat die Menschen gebunden, und für einander gebildet; sie entriß jeden Einzelnen dem stummen Grabe seiner eignen Existenz und Gedankenweise. Musik trug ihn auf ihren Flügeln noch höher empor, indem sie ihm fremde Empfindungs- und Gedankenweisen zauberisch eindrückte. Gleich denkend, mit einander fühlend, bleiben Menschen einander nicht mehr fremde, sobald sie Ein Aether umfängt, Ein Hymnus belebet. An Einer gemeinschaftlichen Regel lernen gleichsam ihre innersten Lebensgeister den Takt und Ton einer edlen Empfindungs- und Denkart, indem viele an der Denkart eines Einzigen Theil nehmen. Sey es ein Mensch oder Genius, der also sang; gnug, er dachte, er handelte also; seine Gedankenweise ist der Sprache einverleibet, und klingt wieder. Was ich an Homer, Pindar, Horaz und andern lernte; warum sollten es nicht auch andre fühlen? Von jeher war die Lyra ein Sinnbild der Eintracht, der Uebereinstimmung des

Mannichfaltigen zu Einem, nach Maas, Zahl, Ordnung, Fortgang, auf eine unerwartete, anmuthig-zarte Weise; dies Sinnbild war sie und wird sie bleiben. Auch der Verstand und die Vernunft haben ihre Lyra; Wahrheit klingt in jedem menschlichen Gemüth wieder.

Was unterscheidet Völker mehr von einander als das Medium ihrer Gedanken, in welches sie den Ausdruck ihrer Sitten, den Ausdruck ihrer Empfindungen, ihrer Ansichten der Dinge, ihrer geheimsten Lieblingsneigungen gebracht haben, ihre Sprache? Indem sie diese einander mittheilen, erziehet sich die Nation; in ihrer Sprache wird sie charakteristisch gebildet. Nun umfassen der Materie nach alle Sprachen ohngefähr einerlei Bedürfnisse und Gegenstände; der Form nach aber, wie jede Nation die Gegenstände ansah, und den Bedürfnissen abhalf, wie weit gehen sie hierinn aus einander! wie weit geht hierinn eine der andern vor! denn eben in dieser Form liegt es, was Bildung der Nation heißet. Wer also behauptete, daß die edelste lyrische Poesie für eine cultivirte Nation nicht gehöre, sagte eben damit, daß diese Nation in den reinsten und zartesten Empfindungen noch nicht cultivirt sey; denn sonst müßten eben diese Gedanken- und Empfindungsformen, aus dem Innersten ihres Herzens genommen, ihr nicht nur einheimisch seyn, sondern auch Lieblinge seyn und bleiben.

3. Dem lyrischen Gesange schwebt also ein immerwachsendes Ideal vor; ein Reichthum der edelsten Gedanken- und Empfindungsweisen im wohlklingendsten Ausdruck.

Jeder, der die Dichtkunst liebet, hat seine Lieblingsdichter; wer wünschet sich aber bei diesen nicht manche Stücke weg? An andern nahm er weniger Theil; und vielleicht die wenigsten wurden seine Gedanken- und

Empfindungsweisen. So manches z. B. hat man mit Recht und Unrecht an Horaz getadelt; einige seiner Stücke aber, in andern einzelne Sentenzen und Strophen sind und bleiben allen Nationen die Lieblingscadenzen ihres Ohrs, die Sittensprüche ihrer Muse des Lebens. Skaliger, der über mehrere sehr frei urtheilet, fand einige, die ihm alle Hoffnung, dergleichen hervorzubringen, nahmen; und unter allen zwei, die „süßer als Ambrosia und Nectar," er lieber componirt haben wollte, als alle Pythischen und Nemeischen Oden Pindars, ja um deren Composition er, König in Spanien zu seyn, gern aufgäbe; es sind die Oden: Quem tu Melpomene, und Donec gratus eram tibi. Andre werden mit minderm Enthusiasmus andre wählen; kein alter Dichter aber hat auch unter Männern von Geschäften so viel Liebhaber gehabt, und sich erhalten als Horaz. In ihm wohnt die Grazie des Lebens. — So die lyrischen Dichter andrer Nationen. Der Gesang mancher verhallete; gewähltere, schönere Formen der Empfindung, angemessenere Gedankenweisen löseten die vorigen ab, die indeß zu ihrer Zeit auch nicht ohne Verdienst waren. Aus Liedern der besten Dichter verlieren sich Strophen, die man nicht mehr singet; und überhaupt hat alles, was zur Sprache gehört, gleich dem Laube des Waldes, seinen Frühling und Herbst, nach Horazens Ausdruck. In diesem Kranz indessen auch nur mitzublühen, ist rühmlich; nur in einigen Gedankenweisen auf seine Nation zu wirken, und mit seiner Flöte den Gang ihrer Empfindungen zu stimmen, ist Etwas.

Mehrmals hat man die Frage aufgeworfen; „woher es komme, daß auch unangenehme Empfindungen in der Nachahmung des Dichters angenehm werden?" und hat sie theils witzig, theils verständig beantwortet. Natür-

lich liegt die Antwort in der angenehmen Weise des Dichters. „Oft, sagt Pindar, täuscht ein Mährchen im bunten Fabelschmuck, mehr als die Wahrheit, der Sterblichen Herz. Der Dichtung Grazie ist's, die dem Menschen Alles versüßt." — Statt einer so allgemeinen Frage ist's nützlicher, auf das Maas und die Grade der Mischung zu merken, nach welchen uns in den Händen der Muse das Unangenehme schön, das Bittere süß wird: denn daß dieses seine Grenze, seine Schranken habe, zeiget uns, insonderheit mit der Musik vermählt, die lyrische Dichtkunst. Wessen Nerven sind nicht oft durchschnitten worden, wenn zwei Künstler, einer durch den andern verführt, die Affecten der Furcht, des Grausens, des Schreckens, des Schauders, der Angst, der Verzweiflung zu lange festgehalten, oder übel gemischt und schlecht aufgelöset hatten? Wer erröthete nicht, wenn er die rührendsten Töne und Tonweisen an die schlechtesten Worte verschwendet, und mit den niedrigsten Empfindungen vermählt sah? Wer fühlte nicht seinen Busen in Aufruhr und zuletzt alle seine Glieder zerschlagen, wenn er die lyrische Bühne zur Frevel- und Lasterbude erniedrigt sah? Widrige Empfindungen solcher Art macht kein Honig der Musen süß; vielmehr wird unser Herz zerrissen, wenn man in jedem Augenblick die süßeste Gabe der Götter, die Musik, so mißverstanden, so entweiht sieht.

Könnte es überhaupt ein reineres Ideal geben, als was der lyrischen Dichtung vorschwebet? — Der Chor der alten Schaubühne hatte nach Horaz a) die Rolle,

Den Guten hold zu seyn, sie zu berathen,
Im Zorne sie zurückzuhalten und
Im Kampf der Leidenschaft und Pflicht zu unterstützen.

---

a) Horat. de arte poët. nach Wielands Uebersetzung.

Er preis' uns an, die leichtbesetzte Tafel
Der Mäßigkeit, und das heilsame Recht,
Das Glück des Ruhestands bey offnen Thoren.
Was ihm vertraut wird, wiß' er zu verschweigen;
Auch wend' er öfters an die Götter sich
Mit feirlichem Gebet und flehe um die Rettung
Der unterdrückten Unschuld und des Stolzen Fall.

Dies war die Rolle des Chors der Alten; der lyrische Dichter hat keine Rolle; seine Person verschwindet; denn durch ihn singet die Muse. Er wähle sich also mit der schönsten Form des Gesanges auch den edelsten Inhalt. Möge dieser unsre Seele zu Muth oder Unmuth, zur Freude oder zur Pflicht erheben, unser Herz zur Zufriedenheit beruhigen, oder in Mitleid und Liebe zerschmelzen, gnug, er singe in den süßesten Gesangweisen, in ewigen Formen der Sprache nicht Empfindungen des Menschen, sondern der Menschheit.

II.

Andenken
an
einige ältere deutsche Dichter.

Briefe.

1793.

*) — Ueber Andreä und Wekhrlin hatte ich vor Jahren im deutschen Museum einige Briefe drucken lassen, die mich natürlich auf ältere Dichter zurückführten. Gewiß werden diese Briefe, der eingerückten Stellen wegen, vielen Lesern nicht unangenehm seyn: denn ich glaube kein Wort davon, daß die Deutschen mehr als andere Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren fühllos seyn sollten. Der Keim alter Rechtlichkeit, Biederkeit und Treue ist in ihnen; ob sie gleich in ältern und neuern Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen, oft verführt und fast immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unserer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Endzwecken unserer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen. —

---

*) Aus der Vorrede zu den zerstreuten Blättern, 5r Th.

6.

Andenken an einige ältere deutsche Dichter.

1793.

Erster Brief.

Wenn bey einer Nation das Andenken ihrer alten Dichter verschollen und verklungen ist: so ist's wohl bey der deutschen; die Ursachen davon mag ich nicht herzählen. Um so angenehmer ist mir's, daß Sie mich daran erinnern, und indem Sie eine Nachricht der Merkwürdigkeiten begehren, die mir auf diesem Wege vorgekommen seyn möchten, mich selbst zurück unter die Trümmer führen, die mir in früheren Jahren manche lehrreiche Stunde gewährten. Eins muß ich vor allem sagen: zu einer Geschichte der deutschen Dichtkunst habe ich nie gesammlet; es hat mir dazu jederzeit entweder an Gelegenheit, oder an Muße und Geduld gefehlet. Ich gebe Ihnen also nichts als Stückwerk, sofern ich darauf traf, oder sofern es auf mich Eindruck machte; und empfehle Ihnen dabey nebst manchen Verzeichnissen und Entwürfen zur Geschichte deutscher Dichter, die Ihnen bekannt sind, ein unlängst angefangenes Magazin dieser Gattung, dem ich einen guten Fortgang wünsche *). Zween Männer wollen hier ausführen, was so viele deutsche Gesellschaften nicht ausgeführt haben; das Glück hat ihnen

*) Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. Bisher 2 Bände, Leipz. 91. 92.

geschickte Mitarbeiter zugeführt, deren ich ihnen noch mehrere wünsche. Ich werde mich also durchhin sowohl auf diese Schrift, als auf ältere Sammlungen beziehen, und Ihnen gleichsam nur Winke meiner Erinnerung geben; ein Mehreres verlangen Sie auch nicht.

Daß unsre alten Barden untergegangen sind, ist bekannt; ohne Spur sind sie hinweg. Dörfen wir indeß aus den ältesten Versuchen, die deutsche Sprache vers- oder reimbar zu machen, (die uns aus der christlichen Zeitrechnung übrig sind,) auf das, was vor ihnen war, und ihnen doch hie und da, dann und wann zum Muster dienen mußte, schließen, so hatte die Poesie unsrer Barden mit der Poesie der Skalden Aehnlichkeit, wenigstens im Ton und Gange der kurzen Verse, die Otfried und seine Nachfolger sich gewiß nicht erfunden haben. Wenn dieser z. B. anfängt: *)

Ludwig, der schnelle
der Weisheitvolle,
der Ostreich richtet all,
wie der Franken König soll;

Dem sey immer Heil,
und Seligkeit gemein; (gemeine Wohlfahrt)
Gott höh' ihm das Gut,
erfreu' ihm den Muth.

Denn er ist edler Franke,
Weiser Gedanken,
Weiser Reden,
thut alles mit Ebne. (mit Gleichmuth.)

In sein selbst Brust
Ist Herz viel fest,
mannichfalte Güte;
drum ist er den Seinen gemuthe (angenehm.)

*) *Schilter*, thesaur. antiquitat. Teutonicar. T. 1. p. 1.

Feiner Gedanken
ist derselbe Franke;
so ist derselbe Edeling
der heißet Ludwig. — —

Oder wenn das Siegeslied über die Normänner anhebt: a)

Einen König weiß ich,
heißet Herr Ludwig,
der gern Gott dienet,
weil er's ihm lohnet. — —

so fallen Ihnen nothwendig die alten Skaldengesänge ein, die wir in der nordischen Sprache noch haben. Ungleich dichterischer sind diese; (ohne Zweifel sind unsre alten Bardenlieder auch dichterischer gewesen, als die christlichen Mönchsversuche es seyn konnten;) der Nachklang jener tönt aber in diesen noch wieder. Auch im Lobgesange auf den heiligen Anno, der von späterer Zeit ist, kommen diese kleinen Verse altdeutscher Kraft und Kürze wieder, sobald sich die Rede belebet: b)

O wie die Waffen klungen,
da die Rosse zusammen sprungen,
Heerhörner tönten,
Blutbäche strömten u. s.

daß man also diese Versart, die mit den einsylbigen Wurzeln der deutschen Sprache, und dem einsylbigen, biedern Charakter der Nation, ohne Zweifel auch mit ihrem Gesange, ihren Sitten und Geberden zusammenzustimmen scheint, für den ächten Nachhall des uralten deutschen Bardits halten könnte. Die längeren, ich möchte sagen, ruhigern Sylbenmaaße scheinen viel später in die Sprache gekommen zu seyn, theils durch die Cultur derselben mit

---

a) Schilter, T. II. (Uebersetzt, S. Th. VIII, 457. dieser Sammlung.)

b) Schilter T. 1. das lezte Stück des Bandes.

dem Fortgange der Sitten, insonderheit aber aus fremden, der lateinischen und Provenzalsprache, wie wir bey den Dichtern des schwäbischen Zeitalters sehen werden. Reine Reime also und eine Scansion nach unsrer Weise in diesen uralten Gedichten suchen zu wollen, wäre ganz ausser Stelle und Ort, da wir einerseits die damalige Aussprache vieler dem Otfried noch fast unschreibbaren Worte nicht wissen, andrerseits die Poesie der Nordländer, den Skaldengesängen zu Folge, auf einem freieren Wege der Assonanz, des Zusammentreffens der Töne einen rauhen Wohlklang suchte. Damit schließe ich die Mühe nicht aus, die der Mönch Otfried seinem eigenen Geständniß nach sich gegeben, mit Griechen und Römern im Sylbenmaas zu wetteifern. Er redet darüber weitläuftig und mit ängstlichem Zwange; seine Arbeit selbst aber zeiget, wie weit er darinn gekommen, und was er geleistet.

So viel von den Füßen dieser uralten Versuche; lassen sie uns auch von ihrem Körper und Geist reden.

Die Sprache der Deutschen, wie wir sie in Otfried und seinen Nachfolgern finden, hat Trotz ihrer noch undisciplinirten Härte, die zum Theil von den unversuchten Händen zeigt, die sie bearbeiteten, eine Macht, Fülle und Biegsamkeit, daß wir sie in Manchem beneiden möchten. Viele von Notkers a) Psalmen sind selbst in der Prose Poesie; und über Otfried wünschte ich eine verständige Grammatik zu dem Glossarium, das der fleißige Schilter gesammlet b). Flexionen hatte die Sprache damals, wie sie der unsterbliche König Friedrich für sein Ohr wünschen mochte; c) und es ist überhaupt zu

a) Schilter, T. I.

b) T. III. Antiq. Teutonic.

c) In seiner bekannten Schrift sur la littérature Allemande.

bedauren, daß die oberdeutsche Sprache, insonderheit seit der Reformation, aus Büchern so weit verdränget worden.

Was den Geist betrifft, müssen Sie zwar in Mönchen, die zum Wohl der Seele schrieben, zumal in Otfried, der eine Harmonie der Evangelisten in's Metrum einer ihm ungeläufigen Sprache zusammen zwang, keinen poetischen Genius suchen; was aber bey ihm deutschen Geist, Begriffe von seiner Sprache, seinem Lande, seiner Nation charakterisiret, ist sehr merkwürdig. Die Sprache seiner Deutschen lobt er um des Volks willen:

Sey's nie so gesungen,
mit Regeln bezwungen;
sie hat doch die Rechte,
in schöner Schlechte. (Simplicität.)

Eil du ihr zu Noth,
daß schön es gelaut';
sie sind gesungen
in edler Zungen.

Seine Deutschen (Franken) setzt er Römern und Griechen nicht nach:

Sie eignen ihnen zu Nütze
so gleiche Witze;
in Feld und in Wald
sind sie ihnen gleich bald. (kühn.)

Reich zur Gnüge,
und auch so kühne,
zu Waffen schnelle,
so sind die Degen alle.

Er rühmt ihr Land, daß es erz- und kupferreich, auch bey dem Mayn eisene Stein, auch Silber bringe, und daß man Gold in seinem Sande lese. Von der Nation sagt er:

Sie sind sehr muthig,
zu vielem Guten,
zu vielem Nutzen;
das ist ihr Witze.

Sie sind sehr fertig,
sich Feindes zu retten,
Man darf's an sie beginnen,
so haben sie überwunden.

Kein Volk hat sich entführet,
das je ihr Land berühret,
wo sie nicht aus Güte ihnen
in Nöthen dienen.

Unter den Menschen allen
ihnen alle zufallen.
Kein Volk ist, das beginne
und wieder sie ringe.

Das haben sie gemeinet,
in Waffen erzeiget;
sie lehrten mit Schwerten
und nicht mit Worten.

Kein Volk ist, das trachte
mit ihnen zu fechten,
Nicht Meder und Perser,
noch Nubier —

Er vergleicht sie mit den tapfern Macedoniern, und findet,

daß im Erdringe,
es keiner beginne,
und nirgend ein Volk ist,
das ihnen gebiete. —

Und schreibt dies alles ihrer Schnelle und Klugheit zu —

den Weisen und Kühnen,
die ihnen eignen zu Gnüge.

Wenn er hiebey auf seinen König Ludwig kommt, so äußert er sich mit der ganzen Innigkeit, Treue und Güte, die die deutsche Nation ihren Fürsten von jeher erzeigt hat. Ich habe den Anfang des Gedichts angeführt, und mag ihm bey Otfried nicht folgen. Dagegen folge ich gern dem bessern Siegsliede gegen die Nordmänner, dessen Anfang ich auch bereits angezogen habe *). Gleich nach dem Anklange desselben wendet sich der Dichter mit herzlicher Theilnehmung auf seines Königs Leben:

Kind ward er Vaterlos;
das ward ihm sehr bös';
Gott holt' ihn hervor,
ging selbst ihm vor.

Gab ihm tugendliche,
edele Diener,
Stuhl hier in Franken,
deß brauch' er lange.

Der Dichter nimmt Theil daran, wie er mit seinem Bruder Karlomann ohne Trug getheilet, und da das geendet war, wollte Gott ihn versuchen,

ob er Arbeiten
lang' mochte dulden,
ließ Heiden-Männer
über ihn kommen,
daß Frankenmänner
ihnen dienen mußten.

Einige giengen sogleich verloren, andre wurden verführet; Schmach mußte der leiden, der ihnen mißlebte.

Wer da ein Räuber war,
der genas;
er nahm seine Feste,
und ward ein Gutmann. (Edelmann.)

*) Außer Schilter T. II. ist es in den Gedichten von Gemmingen, den Volksliedern und sonst zu finden.

Der war ein Lügner,
der war ein Mörder,
der ein Verräther,
und er geberdet sich deß.

König war gerühret,
das Reich war verwirret;
erzürnt war Christus,
und ließ es geschehn.

Da erbarmt' es Gott;
er wußte die Noth.
Er hieß Herr Ludwig
eilig dahin ziehn.

„Ludwig, König mein,
hilf meinen Leuten.
Es haben Normannen
hart sie bezwungen.

Da sprach Ludwig:
„Herr, so thu ich.
Tod nicht rette mich deß,
was du mir gebietest.“

Da nahm er Gottes Urlaub,
hob die Kundfahn auf
ritt daher mit den Franken
gegen Normannen.

Gotte dankend,
sein erwartend,
sprach er: „hieher, o Herr mein!
lang' warten wir dein!“

Dann sprach er laute,
Ludwig der Gute:
Tröstet euch Gesellen,
Meine Nothstallen. (Nothhelfer.)

Hieher sandte mich Gott,
thut Ihr mir Rath.
Mein will ich nicht sparen,
bis ich euch befreie.

Nun will ich, daß mir folgen
alle Gottesholden.
Beschert ist unsere hiesige Frist,
so lang' es will Christ.
Er wartet unser Gebein,
und hält die Wache drob.
Wer also Gottes Willen
hier munter erfüllet;
kommt er gesund aus,
ich lohn' ihm das;
bleibt er darinnen
ist er Christs Hausgenoß.

Da nahm er Schild und Speer
ritt eilig daher;
wollt wehrhaft sich rächen,
an seinen Widersachern.

Es stund nicht an gar lange,
da fand er die Normannen;
„Gottlob!“ sprach er,
er sah, was er begehrte.

Der König reitet kühn,
sang freies Lied,
und alle zusammen sungen:
„Kyrie Eleison!“

Sang war gesungen,
Schlacht ward begonnen,
Blut schien in Wangen
spielender Franken.
Alle nahmen Rache gleich;
Nicht Einer wie Ludwig.

Schnell und kühn,
das war sein Sinn.
Jenen durchstach er;
diesen durchhieb er.

Gelobt sey Gottes Kraft!
Ludwig ward sieghaft.
Sagt allen Heiligen Dank.
Sein war der Siegskampf.

Sie glauben leicht, daß ich diesen Gesang als einen ältern Bruder der preußischen Kriegslieder nicht gering halte. Es ist Charakter in ihm; deutsche Brust, deutscher Muth, deutsche Treue; eine Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten, wie sie zu allen Zeiten der Deutschen Natur und auch ihrer Poesie eifrigster Ruhm war. Zu wünschen wäre es, daß alle Fürsten, wie es die popularsten und edelsten thun, dies anerkennten, und sich, wie der König Artasastha von Persien, bey schlaflosen Nächten die Bücher und Geschichten vorlesen ließen, was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeinet, gewollt und gethan haben. Nächstens etwas von einem uraltdeutschen Pindarischen Liede.

Zweiter Brief.

„Ein Pindar unter deutschen Mönchen der dunkelsten Jahrhunderte?" Kein Pindar, aber ein pindarisches Loblied. Thun Sie auf alles Verzicht, was die griechische Sprache, Mythologie und poetische Weisheit, vor dem versammleten Griechenlande, beym Lobe ihrer Helden und jedes Vaterlandes derselben Glänzendes hatte, und erwarten hier, wie es billig ist, deutsche Geschichte, deutsches Lob, Chronik- und Mönchssagen; bemerken dabey aber den epischen Gang des Gedichts, (die See-

le des pindarischen Liedes:) so wird Ihnen meine Benennung nicht anmaaßend dünken. Sie werden am Gebäude des Liedes keinen Tempel des olympischen Jupiters, sondern in der Zusammenstellung seiner Glieder einen gothischen Bau finden, der indeß auch von Sinn und Kraft seines Urhebers zeiget. Es ist der Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Kölln, den Opitz fand und zu finden verdiente *).

Wir hörten vielfach singen
von alten Dingen,
wie schnelle Helden fochten,
wie sie feste Burge brachen,
wie sich liebe Freunde schieden,
wie reiche Könige all zergingen. —
Nun ist Zeit, daß wir denken,
wie wir selbst sollen enden.
Christ, unser Herre gut,
so manche Zeichen er vor uns thut,
als er auf dem Siegberg hat gethan
durch den theuerlichen Mann
den heiligen Bischof Anno —

Bemerken Sie, wie groß der Bischof angekündigt wird, als ein letzter Zeuge und Botschafter des nahenden Endes der Welt, von dem man sich damals überzeugt hielt. Schön wäre es, wenn wir noch jetzt die interessanten Gesänge besäßen, die dieser Eingang anführt; sie sind aber dahin, und deßhalb wollen wir auf die wenigen Ueberbleibsel um so sorgsamer achten.

Als ein frommer Gesang kündigt sich also dies Lied an, und holet weit aus:

In der Welt Anbeginne,
da Licht war und Stimme, (das schaffende Wort)
da die heilige Gotteshand

*) Schilter, T. I. Opitz Gedichte, Bodmers Ausg. S. 179.

die weisen Werke schuf so mannichfalt:
da theilte Gott sie all' in zwei;
diese Welt ist das Eine Theil,
das andre ist geistig.
Da mengete die weise Gotteslist
von den Zweien Ein Werk, das der Mensch ist,
der beides ist, Körper und Geist;
dannenher ist Er nach den Engeln allermeist.
Alles Geschöpf ist an den Menschen,
wir sollen ihn zur dritten Welt zählen;
in solchen Ehren ist geschaffen Adam,
hätt' er sie sich erhalten!

Der Mensch wird verführet, und Gott wird gewahr, daß, da alle seine andre Werke recht gehen, der Mensch ausschweife:

Der Mond und die Sonne
sie geben ihr Licht mit Wonne;
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
sie geben Frost und Hitze stark.
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug;
Die Wolken tragen den Regenguß,
Nieder wenden Wasser ihren Fluß.
Mit Blumen zieret sich das Land,
Mit Laube decket sich der Wald,
Das Wild hat seinen Gang,
schön ist der Vogelsang.
Ein jeglich Ding die Art noch hat,
die ihm Gott zuerst vergab;
wären nicht die zwei Geschöpfe,
die er geschuf, die besten;
die verkehrten sich in Tollheit,
dannen erhub sich das Leid.

Fünf Welten fahren zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte, der als Befreier der Menschen edel und sieghaft eingeführt wird; der Schluß davon ist:

in der Taufe wurden wir Christusmann.
Den Herren sollen wir lieben.

Christus erhebt die Kreuzesfahne, und sendet seine zwölf Boten in die Länder:

Vom Himmel gab er ihnen die Kraft,
Daß sie überwunden die Heidenschaft,
Rom überwand Petrus,
Die Griechen der weise Paulus,
St. Andreas in Patras u. s.

bis auf den heiligen Johannes, der süß predigen konnte, und aus dessen Grabe noch Himmelbrod wächset; ja bis auf alle Märtirer,

die mit ihrem heiligen Blute
erfüllten Christus Gemüthe;
Mit Arbeiten kamen sie zu ihrem Herren,
nun hat er sie mit Ehren.

So kommt der Gesang auf die Bekehrung der Franken, insonderheit Kölln, wo eine Menge Heiliger von St. Mauritius Heer rasten,

auch die eilftausend Mädge,
durch Christus Lieb' erschlagene,
manche Bischöfe so herrlich,
und zeichenhaftig,
als die Mähr' ist von St. Annen,
deß loben wir Christ mit Gesange.

Zu Kölln ward er geweihet Bischof,
deß soll die Stadt loben Gott!
daß in der schönsten Burge,
die in der Deutschen Lande je wurde,
Richter war der frommste Mann,
der je zum Rheine kam;
dazu, daß die Stadt desto heerer gedieh,
wenn ein so weiser Herr sie erleuchtete,
und daß seine Tugend so heller wäre,
der einer so herrlichen Stadt pflegete.

Kölln

Kölln ist der heeresten Burge Eine,
St. Anno bracht' ihr Wohlfahrt heim.

Jetzt gehet er pindarisch zum Anbeginn der Burg zurück, kommt bis auf Ninus, Semiramis. Die Bilder der vier Monarchieen aus Daniel werden prächtig aufgeführt, und bei dem dritten Thierbilde Alexanders Feldzug nach Indien romantisch beschrieben. Mit vier Heeren fuhr er aus,

bis er der Welt Ende
an den goldnen Säulen erkannte;
In Indien er die Wüste durchbrach,
mit zweien Bäumen er sich besprach;
mit zweien Greifen
fuhr er in Lüften.
In einem Glase ließ er sich in die See —

Seine ungetreuen Männer werfen die Ketten weit hinaus, und rufen ihm zu:

willt du sehen Wunder,
so wälz' dich am Grunde.

Er sieht fürchterliche Ungeheuer: die Woge führt ihn weit fort,

bis er mit einem Blute
das scharfe Meer grüßte;
als die Flut das Blut empfand,
warf sie den Helden ans Land.
So kam er wieder in seine Reiche;
wohl empfingen ihn die Griechen.
Manches Wunders vergnügte sich derselbe Mann,
Drei Theile der Welt er ihm gewann. —

Das erzählte Abentheuer ist keine leere Ausschweifung: denn es hat Bezug auf ähnliche Schicksale des St. Anno.

Bei dem vierten Thierbilde, den Römern, eilt der Gesang zu Cäsar und zu den Deutschen, die dieser Held in mehr als Einem Jahr nicht bezwingen konnte und zu-

letzt mit Bedinge gewann. Hier kömmt der Dichter auf das Lob der Völker Deutschlands, der Schwaben, Bayern, Sachsen, Thüringer, und zuletzt seiner Trojanischen Franken. Die Ordnung zu einander ist mit Verstande bedacht und mit den Fabeln des Ursprungs dieser Völker, die damals für Wahrheit galten, sinnreich bekleidet. Wäre für Deutsche eine patronymische Mythologie in den mittleren Zeiten zu gewinnen gewesen; so wäre sie auf diesem, obwohl ganz falschen und fabelhaften Wege gewonnen. Da dies nicht seyn konnte, so mag jede Provinz wenigstens ihre alten Lobsprüche hören. Die Schwaben,

ein Volk, zu Rathe gut,
Redfertig gnug,
die sich deß fest vornahmen,
daß sie gute Helden wären,
wohl fertig und krieghaft;
doch bezwang Cäsar all ihre Kraft.

Den Bayern lobet er ihr Bayerisch Schwert, (Noricus ensis) das durch den Helm schlug; er lobt ihren Helm und Harnisch, und leitet sie aus Armenien ab, wo auf den Bergen Ararat die Arche noch zu sehen seyn soll.

Man sagt, daß auf den Gipfeln
noch seyn, die Deutsch sprechen,
gegen Indien so fern!
Bayern waren immer zum Kriege gern;
den Sieg, den Cäsar an ihnen gewann,
mit Blut mußt' er ihn gelten.

Der Sachsen Wankelmuth
thut ihm Leides gnug.
So er sie wähnt all' überwunden zu haben,
so waren sie aber gegen ihn —

Sie, meint der Dichter, seyn in Alexanders Heer gewesen, mit Schiffsmengen nieder zur Elbe gekommen,

da die Thüringer sassen,
die wider sie sich vermaassen.
Bei den Thüringern die Sitte war,
daß große Messer sie hießen Saß,
deren die fremde Krieger viele trugen,
damit sie die Thüringer schlugen.
Mit Untreu sie ihnen sprachen,
da sie Fried' gelobet hatten;
von den Messern groß
wurden sie geheißen Saß.
Und wie sie auch ihre Ding' anfingen;
den Römern mußten sie dienen.

Seine Franken endlich leitet er von Troja her; mithin werden sie Verwandte der Römer. Wie Aeneas in Welschland, so hat Franko in Deutschland sich angebauet; Lützelburg ist die kleine Troja, und Xanthen nennet sich vom Flusse Xanthus. Alle diese überwundenen deutschen Nationen folgen ihrem Bundsverwandten Cäsar Rom entgegen:

Wer mochte zählen die Menge,
die Cäsar'n eilten entgegen,
von Osten allenthalben,
als der Schnee fällt auf den Alpen,
mit Schaaren und Völkern,
als der Hagel fährt von den Wolken.
Da ward die hehreste Volksschlacht
die in diesem Mähregarten, (berühmten Lande)
je gerühmt ward.

O wie die Waffen klungen,
da die Rosse zusammen sprungen!
Heerhorne tönten,
Blutbäche strömten;
die Erde drunten spaltete,
die Höll' entgegen schimmerte;
da die hehresten der Erde

sich suchten mit Schwertern.
Da erlag dann manche breite Schaar,
mit Blute beronnen gar;
da mochte man sehn dräuen,
durch Helme zerhauen,
manchen Pompejus-Mann,
da Cäsar den Sieg nahm.

Cäsar erfreuet sich des Sieges, geht an der Spitze des Heeres nach Rom; die Römer holen ihn ein in ihre Stadt, fangen ein neu Regiment an: Cäsar läßt die neue Regierungsart auch den deutschen Nationen anpreisen, damit sie ihrem Reich einen neuen Glanz verschafften. Er thut zu Rom die Schatzkammer auf, und beschenkt seine Getreuen mit Goldstücken, Kleidern und Mänteln.

Seitdem waren Deutsche Mann
zu Rom lieb und werthsam.

Augustus folgt ihm; der läßt durch Agrippa Kölln bauen; Worms, Speier, Metz, Trier werden allesamt mit Ehren genannt; und da jetzt alles aus der Geschichte und Fabel vorbereitet ist, den St. Anno durch Lobgesang zu ehren, so wird der Gesang eigentlich christlich. Unter August wird der Heiland der Welt geboren; zu Rom erscheinen heilige Gotteszeichen:

Aus der Erden ein lautres Oel entsprang,
schön rann es über's Land;
um die Sonn' ein Kreis stund,
also roth als Feur und Blut.

Da begann zu nahen
uns allen die Gnade,
ein neues Königreich;
dem muß die Welt entweichen.

Petrus schickt aus Rom, den Franken zu predigen, Apostel, den Eucharius, Valerius, Maternus; sie werden mit

Thaten und Wundern hergenannt; drei und dreißig Bischöfe sind nach ihnen gewesen

bis auf St. Anno Gewalt;
deren sind nun heilig sieben.
Die scheinen uns vom Himmel,
wie das Siebengestirn des Nachts thut;
St. Anno's Licht ist hehr und gut;
unter den andern ist glänzender sein Schein,
wie der Hyacinth im goldnen Fingerlein.

Den viel theuren Mann
mögen wir nun zum Beispiel haben,
den sollen als einen Spiegel ansehn,
die Tugend und Wahrheit wollen pflegen —

So gehet der Gesang in seine Lebensgeschichte.

Wie die Sonne in den Lüften,
die zwischen Erd' und Himmel geht,
beiden Hälften scheinet:
so ging der Bischof Anno
vor Gott und vor Menschen.
Im Reichspallast seine Tugend solche war,
daß ihm das Reich ganz untersaß;
beim Gottesdienst in den Gebehrden
war er, als wenn er ein Engel wär'.
Seine Ehr' erhielt' er zu beider Seit,
und ward zu den ersten Herren gezählt.
Seine Güt' erkannte viel und mancher Mann;
Vernehmt, wie seine Sitten waren gethan.
Offen waren seine Worte;
für die Wahrheit er niemand furchte.
Als ein Löwe saß er vor den Fürsten,
als ein Lamm ging er unter den Dürft'gen;
den Tummen war er scharf,
den Guten war er sanft;
Waisen und Wittwen,
die lobeten hoch seine Sitten.

Seine Predigten und sein Ablaß
Niemand konnt' sie thun baß;
Selig stund die Köllnische Welt,
da sie solches Bischofs war werth.

Wenn jedermann des Nachts schlief, stund er auf, besuchte die Kirchen und Armen mit seiner Gabe, that Werke der Mildthätigkeit, daß er ein Vater aller Waisen heißen konnte. Desgleichen stand es im ganzen Reiche wohl, da er des Gerichts pflegte und den jungen Heinrich erzog. Auswärtige Könige sandten ihm darüber Geschenke, von denen er zu Gottes Lobe vier Münster erbauete;

das fünfte ist Siegeberg, seine liebe Stadt,
darauf steht nun sein Grab.

Jetzt kommen die Widerwärtigkeiten die er erduldet.

Daß nicht die große Ehre
verwirrte seine Seele,
thät ihm Gott, wie der Goldschmidt thut,
so er wirken will, eine Spange gut.

Dieser schmelzt das Gold im Feuer, erhebts mit feiner Arbeit, feinen Dräthen, schleift die Edelsteine mit mancher Zubereitung;

so schliff Gott St. Anno
mit mancher Arbeit.

Oft und viel fochten ihn die Landherren an, das Gott ihm denn immer zu Ehren wandte;

Viel ihn verriethen,
die ihn sollten behüten;
Viel ihn verachteten,
die Er zu Ehren gebracht.

Zuletzt konnte es niemand vermeiden; er wurde zu Kölln mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie David einst vertrieben ward,

All' nach des heiligen Christus Bild;
das sandt' ihm Gott vom Himmel.

Unter dem vierten Heinrich geräth das ganze Reich in Verwirrung:

Mord, Raub und Brand
verheerten Kirchen und Land;
von Dännemark bis in Apulien,
von Kerlingen bis in Ungarn.
Denen niemand mochte widerstehn,
wenn sie mit Treue wollten beisammen gehn,
die stifteten jetzt Heerzüge groß
wider Neffen und Hausgenoß.
Das Reich kehrt seine Waffen
in seine eigne Adern;
mit siegehafter Faust
überwand es sich selbst,
daß die getauften Leichnam'
dahin geworfen lagen
zum Aase den bellenden,
den grauen Waldhunden.
Da das nicht gelang St. Anno zu söhnen,
verdroß es ihn länger zu leben.

Jetzt kommen die Offenbarungen, die ihm geschehen sind; der Lobgesang hebt sich: denn er nähert sich Anno's Tode. Auf einer Reise im Thüringer Lande thut sich ihm der Himmel schön auf; er sieht die göttliche Wonne, die er nicht verkünden darf einem weltlichen Mann; er sieht, was zukünftig geschehen soll, und wird darüber so bestürzt, daß

von dannen an er begonnte zu siechen.

Eines Nachts dünkt ihn, er trete in einen königlichen Saal; er sieht wundersame Thronstühle, wie im Himmel seyn sollen, allenthalben behangen mit Golde:

Die vielen theuren Steine leuchteten da überall,
Sang und Wonne war da groß und mannichfalt;
Da saßen der Bischöfe manche,
sie schienen zusammen wie Sterne.
Der Bischof Bardo war ihr Einer,
St. Heribert glänzt als ein Edelstein;
Andere Herren genug,
und war ein Leben und ein Muth! —
Da stund ein Stuhl ledig und prächtig;
St. Anno ward deß hoch erfreut.
Der Stuhl stand ihm zu Ehren da;
nun lobt' er Gott, da er es sah.
O wie gern hätt' er da gesessen!
den lieben Stuhl, wie gern erfaßt!
aber das wollten ihm nicht erlauben die Fürsten,
eines Fleckens wegen vor seiner Brust.

Auf stand der Herren Einer, hieß Arnold,
zu Worms war er vormalen Bischof;
St. Anno'n nahm er bei der Hand,
sie giengen da besonders.
Er sprach: tröst' dich Gottes Treu!
Dieser Flecke wird dir weggethan.
Bereit ist dir der ew'ge Stuhl,
und das in kurzen Stunden;
Dann bist du diesen Herren willkommen,
Jetzt magst du unter ihnen nicht bleiben.
Wie lauter der soll seyn, den sie wollen leiden,
hat Christus dir in diesem Gesicht gezeiget.
O was wartet auf dich für Ehr' und Gnade!"

Hart ging es ihm zu Herzen,
daß er wieder kehren sollte zur Erde.
Wärs nicht mit ihm zur Stunde so bewandt;
um alle Welt hätt' er nicht geräumet das Paradiesesland.
Solch' ist die himmlische Wonne,
an die wir denken sollen Alt und Junge.

Von dem Schlafe der Herr da aufstund,
wohl wußt' er, was er sollte thun.
Er gab den Köllnern wieder seine Huld;
wie groß auch, daß er sie haßte, war ihre Schuld.

Von diesem Flecken ist er nun gereinigt und er nahet sich Gottes Lohne. Noch wird er kasteiet wie Hiob von Haupt zu Füßen und hart betäubt;

so schied die theure Seele
von diesem siechen Leibe,
von menschlichem Jammer
in's ew'ge Paradies.
Das Fleisch empfing die Erde,
der Geist fuhr auf zur Höhe.

Als er zu Gottes Antlitz kam
zu ewigen Gnaden,
thät noch sein edler Muth
wie der Adler seinen Jungen thut,
wenn er sie lehren will ausfliegen.
Er schwebet über ihnen in voller Zier;
Er schwingt sich auf zur Höhe,
das sehn die Jungen gerne.
So wollt' er uns auch führen,
wohin wir ihm sollten folgen;
Er zeiget uns hienieden,
welch Leben sey im Himmel.
Am Grabe, da sie wollten todt ihn haben,
da wirkt' er schöne Zeichen;
die Siechen und Gekrümmten
die wurden da gesund.

Mit ausführlicher Pracht wird Ein Wunder, das St. Anno an einem Blinden bewirkt, her erzählt, dies an die größesten, prächtigsten Wunder Moses geschlossen und mit einem sehr treffenden edeln Lobe der göttlichen Güte geendigt.

Was sagen Sie zu diesem Gedichte? Zu seiner Com-

position, zu seiner Würde, zu seinem Umfange, zu Zusammenleitung seiner Theile, zu seiner moralischen Schönheit, endlich zur Blume seines Vortrages? Hätte jeder Heilige einen solchen Lobredner, jedes Kloster einen solchen Dichter gezogen; wie reich wären wir! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren! Lesen Sie jetzt das Gedicht im Schilter oder lieber in Bodmers Opitz, und suchen das Ganze, (wie schwer es auch würde,) in Eins zu fassen; es ist wie eine ungeheure gothische Kirche im schönsten Styl dieses Geschmacks. Nur St. Anno's Leben und die Geschichte seiner Zeit müssen Sie dazu lesen; unglaublich ists, wie der Dichter von Allem die würdigste Seite zeigt und gleichsam die schönste Blume gepflückt hat *). Nächstens eröfnet sich uns ein neues Feld der Zeiten.

Dritter Brief.

Sie werden bemerkt haben, daß im Lobgesange auf den St. Anno schon eine biegsamere Sprache herrschte, als bei Ottfried oder dem Siegssänger gegen die Normannen zu finden seyn konnte. Wie wenn ich sie auf einmal in den Garten der feinsten Zucht und Sitte, der Ehre und Liebe einführe, wo jede Blume in der artigsten Sprache genannt und gepriesen wird?

Ich grüße mit Gesang die süße,
die ich vermeiden nicht will, noch mag.

---

*) Eben lese ich im Bragur, Th. 2. S. 440. daß eine Uebersetzung dieses Liedes mit historischen Anmerkungen von Herrn Prof. Hegewisch in Eggers deutschem Magazin, (1791. May) zu finden. Der eben genannte würdige Mann hat uns vom Erzbischof Anno bereits einige Nachrichten übersetzt, in seinen Charakterzügen der Deutschen.

Da ich sie von Munde selbst konnte grüßen,
ach leider, deß ist mancher Tag! —
Wer nun dies Lied singe vor ihr,
der ich so gar unsanftiglich entbehre;
Es sey Weib oder Mann, der hab' sie gegrüßet von mir.

Sie sehen, ich rede von den Dichtern des schwäbischen Zeitalters, und zürne auf mich selbst, daß ich auch diese erste Strophe eines Gesanges Kaiser Heinrichs des siebenden der Lieblichkeit ihres Dialekts entraubt habe. Sie soll auch die einzige seyn: denn man muß diese Poesien nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Jeden harten Buchstaben oder Vocal, den man aus unsrer rauheren Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt, weil es uns ungeläufig ist, jede Regel der Grammatik und Construction, die man verändert, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er diese Sprache so hoch pries, und Umbildungen dieser Gedichte nicht versuchte; sie sind äußerst schwer, ja fast unmöglich, es sey denn, daß man sie blos des Verständnisses wegen in Prose gebe. Sie kennen das schöne Lied König Konrads, (Vaters des unglücklichen Konradin:)

Ich freue mich mancher Blumen roth,
die uns der Maye bringen will u. f.

Sie kennen den ungemein schönen Klagegesang des Herzogs Heinrich von Breßlau, den uns Götz in seiner Manier verkürzt gegeben:

Ich klage dir, May; ich klage dir, Sommerwonne,

Sie kennen ohne Zweifel noch manche, die Gleim und andre in sehr glücklichen Nachbildungen gegeben; das Unmögliche ist aber unmöglich. Lesen Sie die Gedichte selbst und gewöhnen Sie sich an die Mundart dieses Zeitalters, oder vielmehr lassen Sie sich solche von einem zarten Mun-

de, der sich in den Resten des Dialekts jugendlich gebildet hat, vorlesen; und Sie werden über die fließende Anmuth und Süßigkeit der alten deutschen Sprache erstaunen. Noch mehr werden Sie erstaunen, wenn Sie diesen ganzen Lorbeer- und Myrthenwald allmählich mit Muße durchwandeln. Kaiser, Könige und Fürsten, Fürsten aus allen Gegenden Deutschlands in Böhmen, Schlesien, Brandenburg, Meißen, Thüringen, Brabant, am Rhein u. s. Edle aus den berühmtesten Geschlechtern aller Provinzen Deutschlands und der Schweiz; außer ihnen Bürger und eine Menge Personen, die auf einen Liederstreit als auf ein Abentheuer ausgingen, kommen darin vor; die Gewächse ihrer Poesie sind zwar sehr verschieden, bald ansehnliche Stämme, schöne, fruchtbare Bäume, bald kleine niedliche Gesträuche, hie und da auch ein verworrenes Gebüsch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dies dichterische Zeitalter ein Phänomenon in der deutschen Geschichte. Wer ist, der es uns erkläre, wie man die Entstehung eines Homers, Oßians, der Skalden erklärt hat? Bodmer hoffte mit seiner Ausgabe der Manessischen Sammlung solcher Dichter einen Commentar darüber aus den Umständen der Geschichte zu veranlassen *); dieser Commentar aber ist noch nicht erschienen. Und doch würde ein solches Unternehmen nicht nur das Lesen der Dichter selbst leicht und angenehm machen, sondern auch den lehrreichsten Aufschluß über eine der merkwürdigsten Perioden Deutschlands, ja des menschlichen Verstandes selbst geben.

Denn, m. Fr., warum haben diese merkwürdigen und großentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande

*) Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitalter, Zürich 1758. Vorr. des zweiten Theils.

bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erreget? Warum liegt Bodmers Ausgabe in unsern Buchläden todt da? Lassen Sie uns, so manche Ursache wir dazu hätten, nicht blos das Klaglied über die Unachtsamkeit der Deutschen gegen alles was vaterländisch ist, anstimmen; etwas dazu möchte immer doch auch in der Art liegen, wie die Sache behandelt ward. Der verdienstreiche Bodmer gab zuerst Proben dieser Poesie mit einer kleinen Grammatik, einem Glossarium, und einigen Nachrichten, so weit er sie damals hatte und haben konnte a); er war dabei auf einem guten Wege. Bei der ganzen Manessischen Sammlung ward ihm das Werk zu schwer; er gab sie ohne Glossarium, ohne erläuternde Anmerkungen, so gar ohne Unterscheidung der Lieder heraus, blos und genau wie er sie in der Handschrift fand b). Das war nun freilich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauch dieser Gedichte dem Leser zu viel zugemuthet, von ihm zu viel erwartet. Die gedrungene Menge der Verse von hundert und vierzig Dichtern übertäubte; und es mögen wenige in Deutschland seyn, die das interessante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studirt und sich nutzbar gemacht haben. Diesen schreckt die Einförmigkeit, oder, wie er meint, die Trivialität des Inhalts, in dem so viel von Minne und Weibern, von May und Sommer, von Zucht und Ehre gesprochen wird, ab; jener kommt mit der Sprache nicht fort: Ein unverständliches Wort hindert ihn am Genuß der ganzen Strophe; ein Dritter, der alles gern an Stelle und Ort betrachtet, weiß nicht, wohin er diesen oder jenen erwähn-

a) Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts, Zürich 1748.

b) Sammlung von Minnesingern, 4. Zürich 1758.

ten Umstand bringen soll? wer dieser Wenzel und Conrad, jener Rudolf oder Heinrich sey? er glaubt also, da er diese Gesänge mit der Geschichte nicht verbunden sieht, Stimmen außer aller Zeit, etwa das Erdmännchen zu hören, dem Bodmer in Einem seiner kritischen Briefe einige Strophen dieser Lieder in den Mund leget a). Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben.

Ich wüßte eine fügliche Auskunft. In der Jenaischen Universitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, schätzbarer Coder, von dem Wiedeburg vor fast vierzig Jahren Nachricht gegeben b) und zu dessen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Ich kenne ihn ziemlich genau, und habe mir einen Theil der Gedichte selbst abgeschrieben; er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die in der Manessischen Sammlung nicht sind, sondern auch von denen in dieser Sammlung vorhandnen neue Stücke, und endlich die schon herausgegebnen (der Manessische Coder ist viel reicher) in einem andern, dem Thüringischen Dialekt. In alle diesem kann er sehr lehrreich werden. Was herausgegeben ist, darf nicht wiederholt werden; eine Vergleichung dieser Stücke aber möchte Materialien zu einer Abhandlung über die allmählige Bildung der verschiednen Dialekte Deutschlands geben, die manches aufhellte. Eigentliche Minnelieder sind in ihm wenige; die meisten sind moralisch, lobend oder strafend, satyrisch, geistlich. Dies führt von selbst auf die Geschichte der Begebenheiten, Meinungen und Sitten der Zeit.

---

a) Neue kritische Briefe, Zürich 1749. S. 474.

b) Wiedeburgs Nachricht von einigen alten deutschen poetischen Manuscripten in der Jenaischen akademischen Bibliothek, Jena 1754.

Viele Lieder haben Melodieen, woran es dem Manessischen Codex fehlte; zum Verständniß der Sylbenmaaße und des Versbaues, überhaupt auch zur Geschichte der Declamation und des Tons der Zeiten sind diese ein schätzbares Hülfsmittel, gleichsam ein Aufschluß zur Form der Gedichte. Denn wenn wir unpartheiisch reden wollen, so dünkt uns oft doch, wo das Gedicht nicht eigentliches, muntres Lied ist, die Minnesinger-Weise langweilig; die Strophe ziehet sich in langen und kurzen Zeilen für uns tonlos und matt dahin, wie sie in späterer Zeit bei den Meistersängern sich fast unausstehlich schleppte. Ein Aufschluß, den uns hierüber ein Tonkünstler gäbe, wäre niemanden unwillkommen; und nicht unwillkommener die Untersuchung, wie diese schleichenden Sylbenmaaße in die deutsche Sprache gekommen seyn, die ehedem so kurze, rasche Wortschälle liebte. Am willkommensten wäre uns dabei ein erläuternder Commentar dieser Gedichte aus den Begebenheiten und Sitten des damaligen Zeitalters. Von selbst würde sich dieser auf Bodmers und Müllers Sammlungen *) erstrecken müssen; und so würde der Commentar den Dichtern selbst aufhelfen. Jenes zu gut würde man diese lesen. Nothwendig käme man dabei der Sprache auch zu Hülfe, welches jetzt nach Oberlins Glossario leichter ist, als es zu Bodmers Zeit war. Geschähe dieses durch ein Glossarium, oder durch Noten, oder durch eine prosaische Uebersetzung unter dem Text, wie es dem Herausgeber am Zweckmäßigsten dünkte; auf jede Weise würden diese Gedichte unterrichtend, angenehm, lesbar und lebendig.

Ohne Zweifel wünschen Sie mit mir, daß ein so rühmliches Werk bald erscheine. Es falle aber ja einem ver-

*) Berlin, 1783. 4.

ständigen Mann in die Hände, der uns die Schönheit der alten deutschen Muse nicht vordeklamire. Sie ist bescheiden und züchtig; sie will nicht gelobt, aber verstanden, geschätzt und geliebt seyn.

Dabei wollen wir uns alle Hoffnung vergehen lassen, daß unsre jetzigen deutschen Fürsten, Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen und Herren, wie ihre Vorgänger und Urahnen, Gedichte machen sollen und werden; die Zeit ist vorüber. Gnug, wenn sie aus diesem Werk die Sinnesart und den Ruhm ihrer Vorgänger und Urahnen kennen lernen; und dazu könnte für viele der edelsten Geschlechter im obengewünschten Commentar mancher Rath geschafft werden.

Mein heutiger Brief liefert Ihnen keine Poesie: denn was hülfe es, aus einem so reichen Garten ein paar welke, ausgerupfte Blümchen vorzuzeigen? In einer schönen Sommermuße müssen Sie den reichen Garten selbst kennen lernen.

Ueber die langen epischen Gedichte dieses Zeitalters werde ich Ihnen gar nichts schreiben. Die wenigsten habe ich gelesen; es hat mir zu ihnen Lust und Muße gefehlet. Dem Inhalte nach möchte ich sie gern, auch wo ihr Stoff aus fremden Sprachen entlehnt ist, in ihrem deutschen Geschmacke kennen lernen; und ich wünschte, (denn mein Brief ist einmal auf dem Wege des Wünschens) daß uns ein deutscher Treßan, angenehm und interessant wie der Französische, eine Bibliothek dieser epischen Romane gäbe. Er könnte auf seinen glänzenden französischen Vorgänger verweisen, und nur bemerken, welche neue Gestalt der fremde romantische Stof in deutschen Köpfen angenommen habe. Dies möchte eine nicht zahlreiche, aber sehr unterrichtende Bibliothek der deutschen epischen Romane werden; worüber seit einigen Jahren

die

hie und da in Schriften und Journalen manches Gute bereits versucht ist a). Leben Sie wohl, und erwarten, daß ich Ihnen nächstens eine deutsche Epopee nennen und sie (proh Dii!) dem Homer unmittelbar zur Seite setzen werde.

Vierter Brief.

Die deutsche Epopee, die ich Ihnen zu nennen hatte, ist nichts anders als der Ulysses aller Ulysse, Reineke, der Fuchs; eine der ersten Compositionen, die ich in irgend einer neueren Sprache kenne.

Ueber eine Sache, die uns lieb ist, mag man gern reden; erlauben Sie also, daß ich hier etwas weit aushole.

Leßing hat gezeigt, daß die Bestandheit der Thiercharaktere Thiere vorzüglich zu handelnden Personen der Fabel empfehle b). Er hat auch einen Vorschlag zu fortgesetzten äsopischen Fabeln gethan, und davon Proben gegeben; er wußte aber selbst, daß dergleichen fortgesetzte, ja zu einer größeren Composition zusammengeordnete Fabeln längst da und bei mehreren Völkern beliebt waren. Sie kennen die Indischen Fabeln Bidpai, die Wilkins vor einigen Jahren aus der Ursprache bekannt gemacht hat c). Diese waren vorher im Persischen, Arabischen, Griechischen und seitdem unter verschiedenen Namen in mehreren europäischen Sprachen be-

---

a) Journal von und für Deutschland, im deutschen Museum u. f. Auch die deutsche Bibliothek der Romane (Riga bei Hartknoch) hat für diese Werke ein eigenes Fach.

b) Abhandlungen hinter seinen Fabeln.

c) The Hitopades of Vishnu Sarma, Bath, 1787.

kannt, und allenthalben mit Recht gepriesen; gegen unsern Reineke Fuchs sind sie indessen nichts als ein zusammengereiheter Rosenkranz, oder vielmehr eine Einschachtelung von Fabeln, da eine in der andern steckt, so daß man zuletzt nicht weiß, wer erzählet? Die Morgenländer gingen auf dieses Kunststück eigentlich aus, und ich mag sie in ihrem Geschmack nicht tadeln; darf aber auch nicht bergen, wie lieber mir Reineke, der Fuchs, sey. Hier ist alles fortgehende Epische Geschichte; nirgend steht die Fabel stille; nirgend wird sie unterbrochen; die Thier-Charaktere handeln in ihrer Bestimmtheit, mit der angenehmsten Abwechselung fort, und Reineke, der in einem großen Theil des Gedichts, wie Achill, in seinem Schloß Malepartus ruhig sitzet, ist und bleibt doch, das Hauptrad, das alles in Bewegung bringt, in Bewegung erhält, und mit seiuem unübertreflichen Fuchscharakter dem Ganzen ein immer wachsendes Interesse mittheilet. Man lieset eine Fabel der Welt, aller Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charaktere. Eine Kenntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerbar, daß man beständig vor dem köstlichen Spiegel zu stehen glaubt, von welchem der Fuchs so angenehm lüget; und die Scenen der größesten Gefahr werden natürlich auch die lehrreichsten, die interessantesten Scenen. Alles ist mit Kunst angelegt, ohne im mindesten schwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchscharakters half nicht nur dem Reineke, sondern auch dem Dichter aus; sie half ihm zu sinnreichen Wendungen, in einer Leichtigkeit und Anmuth, die ihn bis zur letzten Zeile begleitet. Ich gestehe, daß dies alles der angenommenen Theorie ziemlich entgegen sey, und daß, wenn man mir von einer Thierfabel, die durch lange vier Bücher fortgeführt wird, erzählt hätte, man mich ungläu-

dig würde gefunden haben. In der Ausführung, je länger der Fuchs schwätzt, und betrügt, je gelehrter und künstlicher er lüget; desto angenehmer wird er. Durch unmerkliche Gradationen wurden wir auf alles zubereitet; und die Geschichte vom Schatz und von den Kleinodien, die Ihren beiden Majestäten bestimmt waren, ist vielleicht das Ergötzlichste, das in dieser Gattung je geschrieben werden konnte. Disputirte man von vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere, wie weit sie dem Fabulisten erlaubt oder versagt sey; das Genie spottet dieser unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht hie erhöhen könne, erhöhen müsse und dörfe. Diese innere Regel ist ihm Gesetz, und die Wirkung auf uns sein sicherer Bürge. Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedicht herrschet, die Unmoralität, ja sogar die Schadenfreude des Fuchses, die leider zum lustigen Gange der Welt mitgehöret; sie machen das Buch zur lehrreichsten Einkleidung eben dadurch, daß sie es über eine enge, einzelne End-Moral erheben: denn eine Epopee oder Tragödie, die sich zuletzt in einen einzelnen Satz zusammenzöge, wäre zuverläßig arm und elend.

Dank also dem Heldendichter des Fuchses, wer er auch sey; Dank allen, die sich mit diesem Buche bemüht haben. Auch Gottsched wollen wir unter diesen nicht vergessen, so viel er bei seiner Uebersetzung gefehlt haben möge *). Seine Ausgabe hat dies Gedicht wenigstens bekannt gemacht; die dabei gebrauchten Everdingschen Kupfer, Baumanns moralischen Commentar mit denen

*) Heinrich von Alkmar Reineke der Fuchs, übersetzt von Gottsched, Leipzig 1752. in 4.

in ihm oft vorkommenden Stellen alter deutschen Gnomologen hât man auch daneben; und hinten beigefügt ist die niederdeutsche Urschrift selbst. Allerdings ist diese von sonderbarer Süßigkeit und Anmuth; fast ohne gewöhnliche Flickreime fliessen die Verse, wie ein sanfter Strom; das Lustige, Naive, Poßierliche wird in ihm siebenfach natürlich und lustig.

Aber, werden Sie sagen, ist dieses Gedicht denn ein deutsches Produkt? ists nicht eine Uebersetzung aus dem Altfranzösischen, wie sein Verfasser selbst saget? Allerdings. Darauf lasse ich mich aber nicht ein; gnug, wir sind im Besitz, und kennen bisher kein französisches Original, aus dem es übersetzt wäre. Welche Nation sich des Werks anmaaßet, beweise ihre Anmaaßung, nicht durch Titel des oder jenes Romans, sondern durch Bekanntmachung des Originals selbst *). Fände sich auch ein solcher Roman (und ich wünschte, daß man sich um die in dieser Streitsache genannten Gedichte Mühe gäbe;) so bleibt meines Erachtens dem Alkmar oder wer der Verfasser unsres Gedichts sey, immer noch sein ganzes Verdienst; er hat, da er übersetzte, wirklich gedichtet. Da ist auch keine Lücke, kein Zwang einer Nachahmung oder eines Erborgten sichtbar; die Scene des Gedichts liegt um den Verfasser wie seine Welt da; jede Thierseele, ja der lebendige Lauf der Zeit hat ihn beseelet. In einem Jahrhundert, da Comines seine Geschichte schrieb, konn-

*) Den von Suhl aus der Lübeckschen Bibliothek herausgegebnen holländischen Reineke kenne ich noch nicht. Nach denen von Gottsched gegebnen Proben scheinet er dem Französischen Original näher zu kommen; das wahre epische Kunstgedicht bleibet indessen vor der Hand dennoch das deutsche, bis das Original selbst erscheinet.

te ein andrer wohl auch Reineke den Fuchs schreiben; sie lebten auf einem Gipfel des Glanzes der Höfe, so wie auch politischer Ränke und Unterhandlung. Damals waren diese Dinge vielmehr in sinnlichem Anblick, als sie es jetzt sind; die Politik hat sich seitdem immer mehr in die Cabinetter verkrochen, die Charakter-Bestandheit einzelner Stände ist geschwächt, ja hie und da ausgelöscht worden. Zu unsrer Zeit kann kaum jemand mehr einen Reineke Fuchs mit der anschaulichen Wahrheit schreiben, die in diesem Gedicht durchhin herrschet und lebet. Ein verdienter Jurist hat eine gelehrte und angenehme Abhandlung vom Nutzen dieses Gedichts in Erklärung der deutschen Reichsalterthümer, insonderheit des ehemaligen Gerichtswesens geschrieben a), die gelesen zu werden verdient; eine politische Abhandlung über Reineke aus dem Geist seiner und aller Zeiten macht Jeder sich leicht selbst in Gedanken.

Damit aber bin ich nicht auf der Seite derer, die dem ganzen Gedicht ein einzelnes historisches Factum, von dem es nur Einkleidung sey, unterlegen wollen. Eccard brachte eine solche Hypothese auf b), und neulich hat man sie sogar dahin erneuren wollen, als ob der ganze Reineke nichts als ein fränkischer Edelmann, ein Herr von Fuchs oder Voß gewesen c). Wahrlich, das wäre der Rede werth! Nein, mein feiner Reineke treibt seine Wirthschaft im Namen aller Füchse auf Gottes Erde; in ihrer aller Namen hintergeht er, beichtet, verantwortet sich und kommt von der Leiter des Galgens zu hohen

a) Dreyers Nebenstunden, Bützow 1762.

b) Vorrede zu Leibnitz collectan. etymolog.

c) Mich dünkt, im Journal von und für Deutschland habe ich die Hypothese gelesen.

Ehren empor. Sein Schloß Malepartus hat tausend und abermal tausend Namen; so wie Majestäten, Beichtvater, Geheimschreiber, Canzler und Räthe, (eben der von Leßing bewiesenen Charakter-Bestandheit wegen) ihre ewige Urbilder haben. Eine historische Hypothese solcher Art zerstört den Zweck und die Absicht der ganzen poetischen Schöpfung, und ist eben so unnatürlich als unpoetisch. Wenn alle Herren von Fuchs und Voß aussterben, stirbt das Geschlecht der Reineke zum Besten der Welt nie aus, und so lange es Löwen, Dächse, Wölfe, Bären, Kater, Böcke, Hasen und Schlangen giebt, wirds den Füchsen wohlgehen, für die Hof und Welt gemacht zu seyn scheinen.

Weil ich mit meinem Reineke der Zeit nach etwas vorgeschritten bin; so wollen wir nächstens einige Schritte zurückgehn. Im Wege sind wir dennoch geblieben.

Fünfter Brief.

Von jeher hat die deutsche Poesie die Moral geliebet. Gewiß nicht nur, weil sie seit der christlichen Zeitrechnung von den Klöstern ausging, und meistens religiösen Inhalts war; sondern wohl auch des biedern Characters und der Rechtlichkeit der Nation wegen. Ein hoher Aufschwung, eine zügellose Licenz lag weder in der Gemüthsart, noch in den Gewohnheiten, Sitten und Gesetzen der Deutschen; selbst das Klima begünstigte solche nicht, oder es foderte sie wenigstens nicht auf. Wenn man also den wärmern Nationen eine tiefere Empfindung zugeben, mithin auch manche raschere Ausschweifung zu gut halten muß: so haben wir uns dagegen den Weg der goldnen Mittelmäßigkeit gesichert, und dazu, wie alles, so auch

unsre Versart eingerichtet. Für Fabel und Sprüche, die beiden leichtesten Einkleidungen der poetischen Moral, ist die kleine Versart in achtsylbigen Jamben, die den mittleren Jahrhunderten die gewöhnliche war, gleichsam geschaffen. Beide haben sich ihr auch sehr glücklich, oft mit beneidenswerther Kürze und wenn ich so sagen darf, mit einer Rechtschaffenheit eingepräget, daß der ziemlich eintönige Vers gleichsam ein Echo der eintönig-starken Ueberzeugung zu seyn scheinet. Schon in den Dichtern der schwäbischen Zeiten bemerkt man, daß, so viel Kunst man auch auf die Bildung einer abwechselnden Strophe verwandte, die moralischen Sprüche die einförmigsten und durch das Wiederkommen ihrer Schwere gleichsam die prägnantsten werden; die Anmahnungen des Königes Tyrol an seinen Sohn, des Winsbeck und der Winsbeckin an ihre Kinder, (ob sie gleich noch lyrischer Art sind,) nähern sich schon diesem moralischen Rhythmus *). Vortreffliche Stücke, ein Kern der alt-deutschen Treue und Sitten-Erziehung! Im Manessischen sowohl als Jenaischen Codex kommen manche Fabeln, oder kleine allegorische Gespräche, z. B. zwischen der Treu und Untreu, der Wahrheit und Unwahrheit vor; leichte Einkleidungen, bei denen es wenig auf Kunst, desto mehr aber auf gute Meinung und Lehre ankam. Der alte Gnomolog, der unter dem Namen Freidank bekannt ist, brachte die kurze Sentenzen-Versart noch mehr in Gebrauch. Er scheint viel gelesen und auswendig gelernt worden zu seyn; und wahrscheinlich wird man bei Zusammenhaltung der Handschriften an mehreren Orten ihn dort und hier verändert, vermehrt, verbessert finden, nachdem

*) Schilter T. II. Bodmers Sammlung der Minnesinger, Th. 2. Bragur, Th. 1. 2.

man aus dem Schatz seiner Erfahrung oder Belesenheit neue Sprüche und Lehren hinzufügte. Da jetzt verschiedene Gelehrte ihre Aufmerksamkeit auf diesen alten Sittenlehrer zu richten scheinen a); so werden wir darüber bald nähere Auskunft haben. Und sodann sollte dem Freidank der Renner zugegeben werden, ein schätzbarer Moralist, nicht nur des Inhalts, sondern auch seiner Diction wegen, ob ich diese freilich bisher nur aus seiner gedruckten Ausgabe kenne. Leßings Gedanke, ihn aus Handschriften herauszugeben, unterblieb, wie leider mehrere seiner guten Gedanken; aber sollte nicht Eschenburg, der sich um Leßings Nachlaß so sehr verdient gemacht hat und ganz der Mann zu diesem Werk ist, den Gedanken seines Freundes aufnehmen, und uns den alten Hugo von Trimberg (etwa auch nur wie Leßing und Rammler den Logau gaben,) aus Handschriften wiederherstellen b)? Sollte unsre Nation der Kindheit so ganz entwachsen seyn, daß sie die alte Moral und Fabel-Unterweisung ihrer Väter, mit der glücklichsten Präcision biederherzig ausgedruckt, nicht wenigstens von den Motten befreit wünschte? „Nachdem alle Menschen, sagt „Flacius Illyrikus, gern von ihren Eltern und Vorfah„ren viel wissen wollen, auch alles so bei ihnen gewöhn„lich und gebräuchlich, hochhalten; weil auch alle Men„schen gern etwas, beides von den uralten und von frem„den Sprachen, wissen: so muß einer je gar ein Stock „und so zu reden kein rechter Deutscher seyn, der nicht „auch gern etwas wissen wollte von der alten Sprache sei-

a) Nach verschiedenen Notizen im 2. Th. des Bragur.

b) Im Bragur ist bereits der Anfang mit einigen Fabeln aus der gedruckten Ausgabe gemacht; die Sentenzen dünken mich das Vorzüglichere in diesem Autor.

„ner Vorfahren und Eltern.“ Mich dünkt, ich sehe eine Zeit nahen, da wir uns mehr als bisher zu diesem Studium thun, und unsre Fürsten selbst sich bemühen werden, ihr Volk von der Nachahmung fremder Sitten und Sprachen zu ihrer eignen, und zu den Sitten ihrer Vorfahren zurückzulenken. Dann kommt es nur auf fähige Köpfe und rüstige Kräfte an, der Nation diesen Weg angenehm zu machen und sie mit edler Gewalt darauf fest zu halten. Der französische Parnaß ist zerstöret, der italienische ist lange dahin, der brittische trägt mäßige Früchte; lasset uns unsre eignen Aecker, die Felder unsrer Väter und Urväter bauen; hier blühet uns Glück! —

Doch wo gerathe ich hin? Wo Sie mir indeß gewiß gern nachgefolgt seyn werden; ich komme wieder zu meiner Spruch- und Fabelpoesie der Deutschen.

Boners Fabeln sind bekannt; es haben sich ihrer nach und nach, zuletzt auf einmal so viel tüchtige und würdige Hände angenommen, Scherz, Bodmer, Leßing, Oberlin, daß jedem vergessenen Dichter der Deutschen ein ähnliches Schicksal und vom letztgenannten Gelehrten eine Ausgabe derselben zu wünschen wäre, wie Leßing sie vorschlug a). Da winkt uns aber noch ein andrer, meinem Urtheile nach viel schätzbarerer Fabeldichter als Boner, es ist Burkard Waldis b). Zachariä dichtete in seiner Manier und Eschenburg nahm Gelegenheit, sein Andenken wenigstens in einigen Proben zu erneuern; meinem Wunsche nach sollte, mit wenigen Ausnahmen, der ganze Burkard Waldis neu gedruckt werden.

---

a) S. Eschenburg über Boners Fabeln, im Bragur, Th. 2. S. 387.

b) Esopus, ganz neu gemacht, durch Burkard Waldis, Frankf. 1584.

Seine Erzählung ist so natürlich und leicht; er hat eine so schöne Anschauung der Dinge um ihn her; seine Sentenzen, die oft länger als die Fabeln sind, schütten ein ganzes Füllhorn von Lehren, Bemerkungen, Sprüchwörtern, Erfahrungen aus, daß er schon als Gnomolog vor vielem Anderm, was in unsrer Zeit gedruckt wird, den Druck verdiente. Manche kleine Seite von ihm möchte ich lieber geschrieben haben, als große Geschichten und Lehrgebäude.

Wie wäre es, wenn ich mich sogleich von Burkard Waldis unterbrechen und ihn diesen meinen trocknen Brief endigen ließe? Hier ist sein Buch; und damit ich keine Vorliebe zeige, möge die erste Fabel statt aller dienen.

Der Hahn findet eine Perle, und er erfreuet sich ihrer:

Er sprach: was thust du, edles Kleinod,
in diesem unfläthigen Koth?
Wenn dich ein reicher Kaufmann hätt',
viel großer Ehr' er dir anthät,
und würd' dich halten also hold,
daß er dich fassen ließ in Gold.
Du magst aber nicht nutzen mir;
so kann ich auch nicht helfen dir,
und dir erzeigen ziemend' Ehr;
ein Hand voll Gerst mir lieber wär',
damit ich möcht' den Hunger stillen,
der sich nicht läßt mit Perlen füllen.

* * *

Die Unverständ'gen merken beym Hahn:
Kunst, Weisheit zeigt die Perle an.
Ein Narr achtet nicht großer Kunst;
auch ist die Straf' an ihm umsonst.
Das Bös' den Guten ist nicht gut;
Das Gut' den Bösen Schaden thut.
Das Heilthum (Heiligthum) ist nicht für die Hund';
Perlen sind Säuen ungesund.

Der Muskat wird die Kuh nicht froh;
Ihr schmeckt viel baß grob Haberstroh.
Ein Alter sich zum Alten findt;
Auch mit einander spielen die Kind. (Kinder.)
Ein Weib geht zu den andern Frauen;
Ein Kranker will den andern beschauen.
Darum sichs in der Welt jetzt hält;
Zu gleichem Gleich sich gern gesellt.

Welch ein Reichthum an leichten aus einander fliessenden Sprüchen und Lehren!

Sechster Brief.

Warum ich von den Meistersängern noch nicht gesprochen? Weil sie mir oft herzliche Langeweile gemacht haben. Sie fangen dicht hinter den Schwäbischen Dichtern an, und es ist nicht zu läugnen, daß ein Theil dieser schon Meistersängerei enthalte; je mehr aber dies Zunftwesen mit der Zeit zunahm, desto unbarmherziger sangen die Meister. Da ihre ganze Kunst auf Weise, d. i. auf Melodie gestellet war, und Tonlose Handwerker hierin wohl nicht viel Gutes erfinden konnten: so wurden in kurzem die Morgenröth- und Abendröthweisen so gedehnt, so langweilig, daß ich mir bei den meisten nur den Tuchmacher, Schneider und Schuster denken kann, der seinen Faden lang und kurz ziehet. Da ist auch kein Seelerhebender Ton, keine Gegenwart der Dinge, kein plötzlicher begeisternder Augenblick, (denn wie konnte der in ihre Zünfte gelangen?) merklich; Christi Geburt und Auferstehung, der heil. Geist und geistlose Schwänke werden zu einem langen Seil gesponnen, und nach Handwerksgebrauch verdrehet. Viele ihrer Melodieen sind zum Einschlafen; die schönste Sage, das niedlichste Mährchen

wird ein Handwerkslied, so trödelhaft, daß es weder Gesellen noch Kinder singen mögen.

Und sie haben viel Schaden gethan, diese langweiligen Meistergesänge. Alle Gesangbücher wurden damit angesteckt: die Flickwörter, Flicksylben, jedes Yah der Meister gieng unvermerkt insonderheit in die geistliche Poesie über. Ich weiß wohl, daß man von dieser Seite die Sache nicht hat betrachten mögen; meine Behauptung ist aber wahr, und läßt sich aus der Geschichte erweisen. Die älteste Poesie der Deutschen war kurz, die Lieder der Kirchenväter kurz und bündig; das Trödeln kam von den Handwerksstühlen her, und wie konnts auch anders? Ein Mann ohne Gedanken und Kenntnisse soll lange Weisen ausfüllen! Ein Mann ohne große, geschweige außerordentliche Empfindungen soll neue Weisen erfinden und lehren! Nur unter den Deutschen, zumal in den Reichsstädten hat dieser Zunftkram so lange dauern und von da aus sich so weit fortbreiten können: denn der Deutschen Art nach wird alles gern langweilig und zünftig.

Erlauben Sie also, daß ich vom großen Uebel mir das kleinste wähle, mithin auf die geistlichen und weltlichen Schwänke der mehresten Meistersänger Verzicht thue und mich an ihre Grüße und Sprüche halte.

Sie wissen, die Meister sagen einander vor der Lade den Gruß; der Geselle hat seinen Spruch. Solche Grüße und Sprüche hat auch die Meistersängerzunft fleißig gehandhabet. *)

Sprüche einer gewissen Gattung nannte man Priameln, weil zuerst präambulirt wurde, ehe man zum Aufschlusse kam. Ich habe sie anderwärts das deutsche

*) Eine Sammlung derselben war diesem Briefe beigelegt; sie mag indeß auf einen andern Ort warten.

Epigramm genannt; die Form derselben ist aber sehr alt. In den Sprüchen Salomons und im Sirach ist schon der Keim zu Priameln da, woher ihre Form auch genommen scheinet. In den deutschen Zünften ward diese Form ausgebildet, und wenn ich so sagen darf, zum Handwerksleisten. Sie ist in ihrer Art gewiß nicht verächtlich; man kann viel Scharfsinniges in einer vortreflichen Kürze, mit Aufhalt der Erwartung, darinn sagen, welches allerdings die Seele des Spruchs zu seyn scheinet. Ich wünschte also, daß, wie Lessing und Eschenburg dergleichen bekannt gemacht haben, a) noch mehrere aus alten Papieren hervorgezogen würden; sie enthalten wirklich, wie Leßing sie nannte, Altdeutschen Witz und Verstand.

Auch will ich mit dem, was gesagt ist, keinem edleren Meister der Zunft seinen Ruhm absprechen; und Hans Sachs bleibt in Deutschland, vielleicht in Europa, der Meistersänger Meister. In seiner schönen Provinzialsprache herrscht eine so angenehme Naivetät, deutsche Urbanität, Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhundert in seiner Art einen Hans Sachs wünschte. Es war mir unlieb, zu bemerken, daß die angefangene Auswahl seiner Verse mit Spracherläuterungen von einem seiner geschickten Landsleute und Liebhaber vor einigen Jahren nicht zu Stande kam; ich hoffe, sie wird dazu kommen, oder ihr Urheber für sie auf eine andere Art sorgen. b) Leider erzeigen die Deutschen ihm nicht die Ehre, die die

a) Leßings Beiträge zur Geschichte und Literatur. Beitr. 5. S. 198. Bragur Th. 2. S. 332.

b) Auswahl Hans-Sachsischer Gedichte von Häßlein. Nürnberg 1781. Th. 1. Im Bragur hat er nebst andern auch aus Hans Sachse Beiträge gegeben.

Engländer ihrem früheren Chaucer beweisen;*) und doch hätten wir dazu Ursache. In Ansehung der kurzweiligen Geschichten, die Er, Waldis u. a. haben, wäre es kein übles Werk, wenn wir ihrem Ursprunge nachspürten; woher diese nämlich genommen sind? welche ausländische Schriften zu der und jener Zeit in Deutschland gegolten haben? Italiener, Engländer und Franzosen sind in Untersuchungen solcher Art vor uns voran; und zur Geschichte der Denkart der Nation sind sie unentbehrlich.

Noch ist eine Gattung von Sprüchen in dieser Zeit merkwürdig, die Bildersprüche, die emblematische Poesie der Deutschen. Von jeher liebte unsre ruhig-sinnliche Nation das Anschauen; und wie sie einst ihre Schilde bemahlte, ihre Wapen und Helme emblematisirte: so ließ sie sich Bilder und Embleme auch gern interpretiren. Mochten es gemahlte Fensterscheiben, Holzschnitte oder Kupferstiche seyn; man legte sie aus, und erfand gern etwas, was man auslegen könnte. Dies half der deutschen Kunst auf; und die alte Poesie gieng langsam und lehrhaft an ihrer Seite. Ich wollte, daß wir eine Geschichte dieser deutschen Bildersprüche, mit ihren merkwürdigsten Producten hätten; ohne Zweifel haben mehrere stille Liebhaber dazu gesammlet, und Meusels nützliche Journale dörften der beste Versammlungsplatz dazu werden. Wie Holbein des Erasmus unsterbliche Moria mit seiner Kunst begleitete: so rüstete Brand sein Narrenschiff in und zu Holzschnitten aus. In den Uebersetzungen dessel-

*) Die schöne Ausgabe dieses Dichters mit Tyrwitts Glossarium sollte ein Vorbild solcher Ausgaben werden. Ihren Spenser, Buttler u. s. haben die Engländer mit großen Commentarien und Noten.

ben, sie mochten prosaisch oder poetisch seyn, a) in Kaisersbergs Predigten u. s. kamen diese wieder zum Anblick. Wie Aretino seine berühmten Sonnetten zu unzüchtigen Zeichnungen erfand: so suchte der deutsche keuschere Geist sittliche Embleme kurz- oder langweilig zu empfehlen; dagegen ihm auch die damals vortrefliche deutsche Kunst zu Gebot stand. Beide haben zu Vorbereitung und Ausbreitung der Reformation das ihrige tapfer beigetragen, b) so daß ich auch im Druck und in Verzierungen dies Zeitalter fast unübertroffen finde. Man ahmte den alten Mönchsgemählden nach; aber mit viel Verstand und großer Anschauung der Dinge, daher ich dies Zeitalter beinahe das emblematische nennen möchte.

Unvermerkt sind wir also der Reformation nahe gekommen; und Sie verzeihen, daß ich von den berühmten Produkten unsrer Sprache, die eine kaiserliche Majestät betrafen, dem Theurdank, Weiß-Kunig u. s. gar nicht rede. Aus keiner andern Ursache, als weil ich, sie zu lesen, bisher nicht Zeit gehabt habe; wie vieles überhaupt hätte ich noch zu lesen! und wie manches Gelesene könnte ich entbehren! Nächstens erwarten Sie etwas über die Reformation; doch daß Sie für die Poesie ja nicht zuviel davon erwarten!

---

a) Von Jacob Locher, Iodocus Badius u. s.

b) Einer der Liebhaber, Kenner und Sammler altdeutscher Kupferstiche, Holzschnitte, Gespräche, Satyren, Verse und Schwänke sollte der Materie nachgehn, was dies alles zur Reformation und Aufhellung des Geistes beigetragen habe. Unglaublich frei, dreist und kühn waren die damaligen Zeiten.

Siebenter Brief.

Luther war ein starker Geist, ein wahrer Prophet und Prediger unsers Vaterlandes. Er hat die classische Büchersprache der Deutschen zuerst fixiret; alle seine Schriften sind voll Herz und Muth. Auch seine wenigen Lieder athmen deutsche Kraft, obwohl seine Uebersetzungen alter Hymnen ziemlich hart sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß, wie in Allem, so auch in dieser Liedersprache sein Geist hätte forterben können; leider aber war das unmöglich. Der einzige Erasmus Alberus, und späterhin wenige Andere gingen im Ton der Kirchenpoesie, den Er angegeben hatte, auf seiner Bahn, wiewohl auch mit sehr ungleichen Schritten fort; der Meistersängerton bemächtigte sich des Gesangbuchs der Protestanten, und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther folgten, brachten vor Allem einen klagenden Ton in die Gesänge. Bald nistete sich auch der dogmatische Geist in sie, und zuletzt ward der größeste Theil derselben Machwerk; so daß nach Luther beinah der einzige Paul Gerhard, (und wie spät lebte dieser!) unter den Liedersängern hervorschimmert.*) Eine poetische Reformation bewirkte Luther also nicht; (dessen er sich auch nicht anmaaßte;) vielmehr gaben die dogmatischen Streitigkeiten, die durch seine Reformation entstanden, dem Geist der Gelehrten eine ganz andre, ziemlich unpoetische Wendung. Die lateinischen Schulen, die Melanchthon und andre verdiente Männer beförderten, zogen den etwannigen Genius der Deutschen zur lateinischen Poesie herüber; und da mit dem obersächsischen Dialekt, der durch Luthers Bibelübersetzung und Schrif-

*) Barth. Ringwalds treuem Eckard u. a. lasse ich auch ihr Recht widerfahren.

Schriften allgemach zur Büchersprache ward, die Mundarten anderer Provinzen in den Schatten gedrängt wurden: so gingen auch die in ihnen vorhandenen poetischen Produkte des obern und niedern Deutschlands auf eine Zeitlang und für die meisten Provinzen fast in Vergessenheit über. Bodmer hat diesen Schaden sehr beklagt, der in manchem Betracht auch nie ersetzt ward. a) Einmal für alle war Deutschland durch den Streit über die Reformation zertheilt, und wenn ich so sagen darf, seinem Gemeingeist entrissen; es scheint nicht, daß es zu diesem so bald zurückkehren werde.

Indessen erholte sich allmählich der menschliche Geist wieder; und es ist sonderbar, daß eben der Winkel, der in ältern Zeiten der deutschen Sprache die ersten poetischen Knospen und Blumen gegeben hatte, auch jetzt die ersten Schößlinge zu treiben anfing. Bis auf Opitz waren die ersten glücklichern Versmacher und Dichter Schwaben und Rheinländer; auch die erste Ausgabe Opitzischer Gedichte ward von Zinkgref in Strasburg veranstaltet. b) Zwei, einander übrigens sehr ungleiche Männer, beide aus dem Wirtembergischen, zeichneten sich in dem damaligen Unwesen der Dinge Deutschlands vor andern an feinerem Geist aus; und es war natürlich, daß beide sich in der Poesie versuchten. Ich lege Ihnen darüber ein paar vor zwölf Jahren gedruckte Briefe bei, die ich nur hie und da nach meiner jetzigen Denkart verändert habe: denn, daß ich mich selbst ausschreibe, muthen Sie mir wohl nicht zu; und wozu sollte es auch in dieser Sache dienen?

---

a) In seiner deutschen Grammatik, in seinen literarischen Aufsätzen, und sonst.

b) Opitii deutsche Poëmata. Samt einem Anhange mehrerer Gedichte andrer deutschen Poeten. Strasburg, 1624.

Brief über Johann Valentin Andreä deutsche Gedichte a).

Johann Valentin Andreä, geboren 1586 im Wirtembergischen, ein Enkel des Jakob Andreä, b) der zur Formula concordiae sich so geschäftig bezeigte, war in seinem Vaterlande Diakon, Spezial, Hofprediger, Doktor, Kirchenrath, Abbt, Generalsuperintendent u. s. Er hat vieles, und dies meistens in einer sonderbaren Art geschrieben. Es sind nicht Schriften, sondern Schriftchen; nicht große leere Säle, sondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll seltner, ungesuchter Merkwürdigkeiten; Aufsätze, die der Pöbel seiner Zeit anstaunte, die auch vielen unsrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverständlich und als Spielzeug vorkommen müssen; die aber alle von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem wiewohl unausgebildeten Dichtergeist des Verfassers zeigen. Alles, was er schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jezt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit so viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfsinn; so daß er in seinem streitenden, verketzernden Jahrhundert, wie eine Rose unter Dornen, noch jetzt, neu und frisch dasteht, und in zartem Wohlgeruch blühet. Ich kenne einen Freund, der seine Schriften, so zerstreut und selten sie zum Theil sind, mit großer Liebhaberei ge-

a) Deutsches Museum 1779.

b) Der Enkel hat das Andenken seines Großvaters auf eine sehr würdige Art zu erneuren gesucht. S. Fama Andreana reflorescens s. Jac. Andrae vitae, funeris, scriptorum etc. recitatio. Argent. 1630. 12.

sammlet, zum Theil übersetzt hat und diesem guten Andreä ein kleines Denkmal zu stiften Willens ist, wie es unsere Zeit fordert. Ihm also nicht vorzugreifen, spreche ich von den Lateinischen Schriftchen dieses Mannes kein Wort mehr und bleibe bei seinen deutschen Versen, die er unter dem Namen: geistliche Kurzweil Strasb. 1619. in 12. herausgegeben hat, und die nur 8 Bogen betragen.

Erwarten Sie in ihm keinen klassischen Dichter unsrer Zeit; die seine und auch der damalige Zustand der deutschen Sprache litt es nicht. Damals schrieb alles Latein; und auch Er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache; fürs Deutsche blieben, wann ich so sagen darf, nur die Haus- und Herzensgeschäfte übrig. Das meiste also, auch in dieser geistlichen Kurzweil, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde; und der Verfasser sagt am Ende:

Ohn Kunst, ohn Müh und Fleiß ich dicht':
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du schwitz'st, spitz'st und schnitz'st im Sinn,
Hab' ichs gesetzt und fahr dahin.
Gefällt dirs nicht, wie ich ihm thu,
Machs besser, nimm ein Jahr dazu.

Sie sehen hiemit ohngefähr die Manier seiner Verse. Wir nennen sie jezt Knittelreime, und haben sie zu possirlichen Ideen herabgestossen; damals waren sie das angenommene Lehr- und Erzählungsmetrum; so wie denn auch der schlichte, unermüdliche, gerade Gang dieser Verse, ihre Leichtigkeit und Freiheit sowohl zur Erzählung, als zum gedrängtesten Lehr- und Ermahnungsvortrage recht geschaffen scheinet. Nicht nur der berüchtigte Hans Sachs; auch Burkard Waldis, der Freidank, der Renner und wer nicht? haben sich dieses Sylbenmaasses be-

dient, daß ichs beinah den Hexameter der alten Deutschen nennen möchte. Die Sprache unsers Dichters ist der schwäbische Dialekt, der ihm zum Gebrauch desselben besondere Vortheile gibt. Er wirft das der, die weg, und setzt ein d' hin, wie die Engländer: er zieht die Pronomina, einem, einen, die Supina, behütet, geachtet, in eim, ein, behüt, geacht zusammen; die Vorschlagssylben ge, be, zu macht er zum Vorschlage b, g, z, wie der lebendige Dialekt thut — zehn Vortheile mehr, die den Vers so gedrängt und voll, die Sylben und Bilder so leicht und überhinlaufend machen, daß wir mit unserm Sylbenbau, wo jeder Vorschlag, jedes Vorwort, ein unwesentlicher, nur der Flexion wegen hinzukommender Theil der Rede, wie ein großer Herr langsam einherschreitet, dagegen schlecht bestehen. Dort zieht der Gedanke, oder das Gemälde so leicht vorüber, als man sie spricht; ja auch im Bau und Maas der Sylben erscheint dadurch mehr Proportion und Zusammenordnung. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist daher auch unser Andreä besonders glücklich; so wie auch in komischen, witzigen Zügen. Doch ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen, und wähle also gleich das erste, ein sehr ernsthaftes Stück seiner Sammlung. Es ist auf den Tod einer Freundin geschrieben, theilnehmend und voll edler Dichtung: eine wahre Glorification derselben. Setzen Sie Sich in diesen Zustand des Verfassers, wenn Sie es lesen wollen, und nehmen ihm auch seinen kleinen Anstrich von Mystik, so wie den Trost seines Herzens aus geistlichen Liedern nicht fremde: er schrieb aus seiner Seele und nicht für unsre Zeit. So hebt er an:

Wenn wir die Welt mit Fleiß ansehn,
Wie All's thut durch einander gehn,
Wie der Bös' herrscht, der Fromme leidt,

Der Narr viel schwätzt, der Weise schweigt,
Der Dieb wohllebt, der Redlich' fast't,
Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Last,
Frechheit gewinnt, der Sorgsam' liegt,
Wer viel hat, nimmt; wer nichts hat, giebt:
Und läuft also, in einer Summ,
Die Weltkugel im Cirkel um —
So wird uns unsre Lebenszeit
Zu lauter Pein und Herzeleid,
Zu Kerker, Ketten, Band und Strick,
Und sehnen uns all' Augenblick,
Wie wir ein' Luft mögen gewinnen,
Daß wir der Dienstbarkeit entrinnen,
Daß uns so manche Jahr' und Tag'
Nicht werden zu ein'r lautern Klag',
Daß wir in diesem Jammerthal,
Erhalten auch ein klein Labsal.

Drum mancher ihm selbst nimmt die Flucht,
Und nur Ruh in der Wildniß sucht,
Vermeint, was nicht bei Menschenkindern
Woll' er bei wilden Thieren finden.
Allda kein Hof, kein' Schul, kein Rath,
Kein Schmeichler, Heuchler, Advokat,
Kein Wuchrer, Künstler und Sophist,
Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulchrist,
Und was dergleichen Werkzeug' seyn,
Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;
Zumal der Mensch sein hoch Herkunft
Macht schnöder denn die Unvernunft:
Denn je die Thier' in ihrer Art
Mehr Gnüg' und minder Widerpart
Haben in dem, was Gott beschert,
Wo's ihnen nur der Mensch nicht wehrt,
Der sie mit seiner List und Pracht
Auch seiner Unruh theilhaft macht,
Daß Unvernunft durch Witz regiert,
Noch mehr ein wildes Leben führt.

Also kam mir neulich zu Sinn,
Daß ich von Menschen lief dahin,
Und sucht mir einen grünen Wald,
Da ich so manch scheußlich Gestalt,
Der Menschen Werk schlug aus dem G'müth,
Und stillt mein Herz, das in mir wüt,
Erholt die Sinn', die gar verwirrt,
Erforscht mein' Seel, die sehr verirrt,
Fragt die Natur um ihren Willen,
Sprachet mit Gott, der gern bei Stillen,
Schauet den Dienst der Kreatur,
Und besah mit Fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert,
Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
Das macht mich bald ein'n solchen Herren,
Daß ich all' Gemeinschaft wollt verschwören,
Und deucht mich: ja, hie wär' gut seyn,
Da nicht wär'n Löwen, Wölf und Schwein,
Füchs' und Hund' in der Menschen Gestalt,
Sondern ein Jedes sein' Art behalt.

Indem mein' Seel' sich so ergetzt,
Mein Leib sich auch in Schatten setzt,
Meine Sinn' ruhten in sanftem Saus,
Meine Fantasei wollt fliegen aus;
Allgemach mein Haupt sich neigt zur Erd,
Vor Sicherheit kein Sinn sich wehrt,
Die Augen blinzten; Händ' und Füß'
Mein ganzer Leib seine Nerven ließ.
Ich hört' und hört nicht, sah ohn' Gesicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht,
Bis daß der ganze Block da liegt,
Und hat der Schlaf an mir gesiegt.
Und sorgt' nun nicht, was Ost und West
Uns bringen möcht' für fremde Gäst,
Oder das fünft' Hauptkönigreich
Glaub' und Scepter werd' machen gleich,

Oder wer mach' den großen Stein?
Wenn lauf der ewige Haspel sein?
Das alles mich gar nicht verletzt;
Aber ein Traum mich wohl ergetzt.

Mich daucht, wie es fast finster wär,
Viel Nacht und Nebel um mich her,
Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
Ein jedes scheint, als trüg' es Leid.
Manch Vöglein seufzt, manch Täublein kirrt.
Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
Es schien, als wollt die Erd und Himmel,
Einen Zank anheben und Getümmel,
Und jedes Ursach' hab zu klagen, —
Ich kann es doch nicht alles sagen:
Denn mir in solchem Wunderding'
All Muth und Witz war gar gering';
Zuletzt hört' ich ein' weiblich Stimm:

„Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin:
O treuer Gott, nach deinem Wort,
Führ mich hin in der Freuden Ort."

Die Wort hatt' sie kaum ausgeredt,
Alsbald beweget sich die Stät',
Und ließ sich merken ein dunkler Schein,
Gleich wenn die Sonn' schier auf will seyn,
Und faßt die ganze Natur ein Muth,
Hofft, es soll wieder werden gut.
Ach, wie gar mag ich sprechen nicht,
Wie sichs hält, wenn dies Licht anbricht
Und wird dabei gehört ein Gesang,
Wie aller Freuden ein Anfang —
Der lautet: „Wohl dem Menschen, wohl!
Der die Welt kann verlassen!
Und lebet, wie ein Christ thun soll,
Geht auf des Himmels Strassen,
Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,

In Freud gesetzt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt,
Drumm komm hieher du Gottes Braut,
Dich holet heim, dem du vertraut."

O Wunder groß! was seh ich hier!
Der Himmel macht eine helle Thür.
Die Sonn muß vielmal heller seyn,
Will sie gleichen dem hohen Schein.
Nun ist das Erdreich ganz erleucht,
All Dunkel, Leid und Kummer weicht.
Mein Herz, das hüpft; ich bin entzündt —
Wer ist die, so mein Gesicht nicht kennt?
Wer ist die weibliche Kreatur,
Die ich dort seh so klar und pur?
Wer ist so großer Ehren werth,
Daß sich freut Himmel und die Erd? —

Wie ich mich so entsetzet fast
Eine Wolk' gemach sich niederlaßt,
Von Farb', gleich wie die Morgenröth,
Von Geruch, als der best Würzgart thät,
Darbei hört man ein' Musik rein,
Dergleich auf Erd möcht keine seyn:

„Dort beim Ewgen ist der Nutz,
Da ist Freude, da ist Schutz,
Alles kann der bei ihm fassen
Der durch ihn kann alles lassen — —

Ich dacht: o weh dem Menschenkind,
Das da viel sucht, da man nichts findt! —
Indem hat sich die Wolk' getrennt,
Daß man nunmehr die Musik kennt;
Das waren zwölf Jungfrauen rein,
Je zwo und zwo geschlossen fein:
Ihr Gesicht, Habit und ganze Art,
Zeigt wohl, daß es nichts Menschlichs ward:

Ihr' Himmlisch Lieb' und Einigkeit,
Ihr' göttlich Freud' und Freundlichkeit,
Die gaben mir den schönen Bericht,
Wies sey, wo Gottes Will geschicht.
Hierauf die Seel nach meinem Sinn
Erhub mit Freud nochmal die Stimm,
Und sprach: „O Herr, ich bin zu g'ring
Deiner Lieb' und dieser großen Ding
Doch thu, Herr, wie du hast gesagt,
Hier bin ich, dein' unwürdig' Magd.“
Hiemit der ganz' jungfräulich Chor
Rings um sie her schwebet empor —

Hier, wo ich nun eben zu schreiben anfangen sollte, hier, wo der Mittelpunkt des Gedichts ist, daß alle Tugenden und Uebungen der Erde, alle Mühe und Verläugnung dort ewigen Werth und Lohn finden, hier — breche ich ab. Die Zwölf Jungfrauen, die erscheinen, sind Glaube, Hoffnung, Andacht, Liebe, Keuschheit, Gehorsam, Freigebigkeit, Duldung, Einfalt, Demuth, Mässigkeit, Arbeit. Alle reden die Ankommende aufs liebreichste an, loben sie, krönen sie mit ewigem Lohne. Die ganze Erfindung ist in Spensers Geist, und ihre Worte sind zum Theil Sprüche von ewigem Glanz und Werthe; welcher Ausdruck aber müßte nicht diesem Gegenstande, dieser Vorstellung selbst nachbleiben? Ich übergehe also ihre Reden und der entzückte Seher fährt fort:

Aber was hör' ich, ich vernimm,
Der ganze Chor singt mit heller Stimm:

„So geh nun ein ins Leben,
Das dir von Anfang ist bereit!
Nimm an, was Gott thut geben,
Geneuß der ewgen Freud!
In Ruh, in Freud', in Wonne,
Tritt ein ins ewge Licht.

Ergetz dich in der Sonne,
Da nun dir nichts gebricht.
Dein warten mit Verlangen,
So in der Freud' voran;
Und werdens auch empfangen,
Die du auf Erd verlan."

Dies war also die letzte Stimm
Damit fuhr all' mein' Freud dahin,
Damit theilt sich der Himmel wieder,
Und nahm sie weg; ich blieb hienieder,
Und seufzte, sehnte mich nach ihn'n —
Ach, daß ich noch im Fleische bin!
Ach, daß ich trag so schwer Gewicht,
Daß ich mich mag aufschwingen nicht!
Ach, daß ich noch mit Fleisch und Bein
Mit Stückwerk muß gebunden seyn!
Was andre freut, mich nur betrübt,
Was andre ehrt, mich nur bemüht.
Was andre lehrt, mich nur verwirrt,
Was andre speist, mich nur stets irrt. —

Das zweite Stück enthält eine Pastoraltheologie für junge Candidaten, voll launiger, komischer Züge, und so wahr, so wahr auch jetzo; es ist aber zu lang und muß auf einen andern Ort warten. *)

Die folgenden Gedichte sind theils Lieder, theils sehr wohl ausgedruckte moralische Sentenzen; ein paar Proben derselben will ich beifügen.

Andreä hat auch einige Sonnette von Campanella übersetzt, die aber hart sind. Gnug, diese Anzeige soll nichts als einen feinen, dichterischen Kopf bekannt machen, der aber unter dem Geschmack seiner Zeit, und unter andern

*) Ich habe es seitdem den Briefen, das Studium der Theologie betreffend, beigefügt.

Geschäften erlag. Seine deutschen Verse zeigen nur von fern, was er hätte werden können; seine lateinischen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Und so lange sein Geist in diesen Schriftchen, noch mehr aber in seinen thätig getroffenen Einrichtungen lebt, wird Nachwelt und Vaterland seinen Namen segnen. War er kein Dichter, so war er etwas bessers, ein ausübender Lehrer der ächten Menschenliebe und Menschenweisheit.

— Spargite humum foliis, inducite fontibus vmbras
Pastores, mandat fieri sibi talia Daphnis.

Einige Sprüche von J. V. Andreä.

Wer sich demüthiget vor Gott,
Der Mensch gewiß auch Gaben hat.
Nichts Eitelers als eigne Ehr';
Der Stolze ist gewiß auch leer.

Wer weise zähmet seinen Mund,
Dem Menschen ist sein Herz gesund.
Nichts schnöder, als Wort ohne That;
Geschwätz ist der Thorheit Verrath.

Wer sich verlobt zu Gottes Dienst,
Der Mensch hat immer, was er wünscht;
Nichts Aermers, als der Welt seyn hold,
Undank und Schande ist ihr Sold.

Wer sich vergnügt mit seinen Gaben.
Der Mensch muß viele Gaben haben.
Nichts Schreienders als leere Töpf,
Suchen ohn' Zweck macht Schwindelköpf.

Die verborgene Liebe.

Edele Liebe, wo bist du bei uns verstecket,
Daß sich dein Ursprung uns so selten nur entdecket?
Von Gott bist du gebohren,
Gott selbst hat dich erzeugt,
Dem Menschen auserkohren,
Dem die Natur sich beugt.

Liebliche Liebe, wo bist du bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft und Kraft nicht schmecken heut noch morgen?
Die Welt thust du erfüllen
mit süßem Honigseim,
das größte Leiden stillen
durch deinen milden Schein.

Innige Liebe, wo bist du bei uns verschlossen,
Daß wir zu deiner Treu uns schicken so verdrossen?
Alles kannst du verbinden,
was irgend ist zerstreut,
In dir ist Alls zu finden,
was Menschenherzen freut.

Stetige Liebe, wo bist du bei uns verlohren,
Daß du, Standhafteste, nie kommst vor unsre Ohren?
Du mußt den Bund erhalten
Den Bund der Menschenpflicht:
Denn Liebe mag nicht alten,
Die Treu kann rosten nicht.

Tröstliche Lieb', wohin bist du bei uns vertrieben?
Daß uns dein Muth nicht stärkt, wie viel auch aufgeschrieben.
Du nimmst dem Kreuz sein Gewichte,
Du nimmst dem Kelch die Gall,
Daß sich ein Christ aufrichte,
stärk mit den Brüdern all — u. s.

Achter Brief.

Der zweite Dichter, den ich aus den unmittelbar vor Opitz vorhergehenden Zeiten nennen wollte, ist Georg Rudolph Weckherlin, von dessen Leben ich mehr zu wissen wünschte. In der Vorrede seiner Gedichte *) klagt er, daß sein våterliches Erbgut durch den unmenschlichen Krieg, in seines Bruders Hånden zu Stuttgard und Blochingen, mit ihm selbst und seinem Vaterlande, auch viele seiner (Rudolph Weckherlins) hinterlassenen Schriften und Gedichte zu Grunde gegangen. Er führt an, daß die, denen er gnug bekannt gewesen, es wohl wissen, daß er vor dreißig, ja mehr denn vierzig Jahren der deutschen Sprache Reichthum und Zierlichkeit den Fremden durch seine Gedichte vor Augen geleget. Die Buhlerlieder, die er sehr jung verfertiget, seyn långst verlohren; andre Stücke, sonderlich etliche ovidische Fabeln seyn ihm in Frankreich und England entführt; die übrigen, Sonnete und Bulereien seyn in Deutschlands Feuer und Asche gerathen und also als seiner jungen Thorheit Funken zu nichts worden; inmassen es denn gewiß sei, daß

gleichwie wir Menschen dahin sterben,
also auch unsre Werk verderben.

Er freuet sich, daß viel hohe und vortrefliche Personen, ja auch gute Dichter in England, Frankreich, Italien, Spanien und andern Landen sowohl als in Deutschland ihn geliebet haben und noch lieben. Er führet an, daß er schier sein ganzes Leben, oder doch mehr denn vierzig Jahr her ohn Ablaß in großer Herren, Fürsten und Könige Diensten, schweren Geschåften und Reisen zugebracht,

*) G. R. Weckherlins geistliche und weltliche Gedichte. Amsterd. 16. in 12.

und sich zwischen diesen mühsamen und stetigen Geschäften kaum einige angenehmere, denn diese, ihm natürliche, Ergötzung und Kurzweil genommen. Statt ihn zu tadeln, möge man sich also vielmehr verwundern, daß er nicht lieber den Musen und der deutschen Sprache gar einen Scheidebrief und ewigen Urlaub gegeben.“ Und in der That zeigen seine Gedichte, daß er nicht nur mit allen gebildeten Sprachen Europa's und mit den berühmtesten, treflichsten Menschen seiner Zeit, sondern auch mit dem grossen und feineren Weltlauf einheimisch und innig bekannt gewesen. Seine Gedichte athmen den Geist der grossen Welt; sie sind voll sinnreicher, artigen Wendungen bis auf die damals viel geltenden Concetti der Italiener. Die englische Sprache scheint ihm seine zweite Muttersprache geworden zu seyn; ihr eifern seine Gedichte in Ansehung des Dranges der Worte bis zum Ueberladenen nach; sie sind voll Anglicismen. Ausser englischen hat er aber auch griechische, lateinische, italienische Stücke, alle jedoch in eigner Art nachgebildet. *) Die Liebesgedichte, (Bulereien, wie er sie nennt,) scheinen ihm am meisten geglückt zu seyn; seine Myrtha ist so artig und schön besungen, als kaum eine Doris und Chloris besungen worden.

---

*) So ist z. B. die 30. Ode seines 2ten Buchs, die Lüge, eine Nachbildung des herzlichen Stücks, das Walter Raleigh die Nacht vor seinem Tode geschrieben haben soll: go, soul, the bodie's guest; Reliques of ancient Poëtry (Vol. 2. p. 306.) Die 32te Ode Ulysses und die Syrene ist wörtlich das Gespräch: Ulysses and the Syren (Reliq. Vol. 1. p. 312.) Die Kennzeichen eines glückseligen Lebens Rel. Vol. 1. p. 320. und dem Italienischen ist ungemein vieles sowohl in den Oden als Sonnetten nachgebildet.

Ohne Zweifel kennen Sie bereits einige Stücke von ihm, die Zinkgref, Bodmer und Eschenburg bekannt oder wieder bekannt gemacht haben; der feine Geschmack des letztgenannten hat sich vorzüglich an seine schönsten Stücke gehalten. a) Indessen schlage man das Buch auf, wie es fällt; so stößt man in seinen weltlichen Gedichten, auf Artigkeiten und Lieblichkeiten, in denen ihn auch in späteren Zeiten wenige übertroffen haben möchten. Ich theile Ihnen den Brief mit, den ich vor funfzehn Jahren zu Erweckung seines Andenkens geschrieben habe, b) und lege seine Gedichte selbst bei. Sie werden, die Fehler seiner Zeit abgerechnet, in ihnen viel Vergnügen finden.

Proben aus Rudolph Weckherlins Gedichten c).

Ueber einen Kranz.

Die Rosen, Lieb' d) in deinem Kranz
sind rothe, wie deiner Lefzen Glanz;
Die frische Lilien vergleichen
sich deiner zarten glatten Hand,
und dieses gülden-klare Band
muß deines Haares Golde weichen.

Der Rose giebt Ein Tag den Gang,
Die Liljen blühen auch nicht lang',
und deine Blum' ohn Wiederkehren
veraltet einst und neiget sich.
So sollt' auch dieser Goldfad dich
des goldnen Fadens Kürze lehren.

---

a) Auserlesene Gedichte der besten deutschen Dichter, von Eschenburg, B. 3. Braunschw. 1778.

b) Deutsches Museum, 1779. Octob. n. 2.

c) Mit wenigen, fast unmerklichen Veränderungen.

d) Love, my love.

Warum dann bist du so feindlich?
Warum sprichst du so unfreundlich?
Warum thust du mich so betrüben?
Erbarmst du dich nicht über mich,
Nein, so erbarm dich über dich,
Und laß uns jetzt einander lieben!

Stumme Rede der Liebe.

Wenn, Myrta, Reden und Stillschweigen
wenn beides hindert unser Glück,
So laß uns unser Herz bezeugen
Durch sich versprechende Anblick';
Denn Amor, den wir allzeit ehren,
Wird diese stumme Sprach uns lehren.

Laß hin und her die Blicke fliegen,
Getreue Boten deiner Gunst,
Der Neider Thorheit zu betriegen,
Die nicht verstehn die leise Kunst.
Denn Amor, welchen sie nicht ehren,
Wird sie die stumme Sprach' nicht lehren.

Sollt' aber Jemand sich verdrießen
Ob unsrer Lieb' Anblicken=Fahrt,
So müssen wir uns dann begrüßen
Mit dem Geist, nach der Engel Art;
Und Amor, welchen wir stets ehren,
Wird solche stumme Sprach' uns lehren.

Und also wollen wir betriegen
Der falschen Schwätzer Müh und Leid,
Und doppelt uns nach Lust vergnügen,
In ihrem Neid' und unsrer Freud';
Weil thöricht sie nicht Amorn ehren,
Wird er sie diese Sprach' nicht lehren.

Kenn=

Kennzeichen eines glückseligen Lebens.

Ach, wie glückselig ist das Leben,
Dem keines andern Will gebeut,
Der ohne Mißgunst, Neid und Streit,
Sieht Andrer Glück vorüber schweben.

Der seine Wünsche selbst regieret,
Indeß sein frommer deutscher Muth
Ist sein bewehrter Schutz und Hut,
Darunter sein Herz triumphiret.

Der kein Geschrey noch Lob begehret,
Dem Wahrheit ist die größte Kunst,
Den Fürsten- oder Pöbel-Gunst,
Den Furcht und Hoffnung nicht bethöret.

Der die Fuchsschwänzer fort läßt gehen,
Nicht speisend sie von seinem Gut;
Und dessen Fehl, Fall und Armuth
Kann seine Hasser nicht erhöhen.

Der selbst nicht weiß, wie übel schmerzet
Des Bösen Lob, des Frommen Fluch;
Dem ein Freund oder gutes Buch
Schadlos die lange Zeit verkürzet.

Und dessen Muth vor nichts sich scheuet,
Als allzeit fertig für den Tod —
Der ernstlich früh und spät zu Gott
Um Gnade, nicht um Güter schreyet.

Der Mensch besorgt sich keines Falles,
Denn Er ist frey, reich, gut und groß,
Sein selbst Herr, ob er wohl landlos,
Und, habend nichts, hat er doch alles.

All Glück gut.

Das Glück ist allen gleich und gut,
Ist auch beständig heut' und morgen;
Den Reichen giebts Furcht, Müh und Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn und Muth.

Tod eines Lasterhaften.

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollte;
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollte.

Glück.

Das Glück hat vielen, wohl zu leben,
Zu viel, doch keinem gnug gegeben.

Tod.

Mit dem gnadlosen Tod muß Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.

Ueberschrift eines Spiegels.

Bist du schön, so gebrauche Fleiß,
Dich nicht mit Lastern zu beflecken;
Und bist du häßlich, so sey weis',
Den Fehl mit Tugend zu bedecken.

Martials Wunsch,
was das Leben glücklich mache; verändert *)

Fruchtreiche Arbeit, Müh' und Fleiß
Ein wohlverdienend-frommer Wandel,
Nicht köstlich, doch gut Trank und Speis',
Errungner Reichthum ohn' Rechtshandel.

Gesund- und freier Geist und Leib,
Behauf- und Kleidung, rein und tüchtig,
Ein freundlich, keusch und kluges Weib,
Ein Ehbett, fröhlich und doch züchtig.

Trostreicher Schlaf, sorglose Nacht,
Lieb' allen, niemand Leid zufügen,
Ein Herz und Mund, ohn' Klag und Pracht,
Mit seinem Stande sich vergnügen.

Gedanken, Freund' und Bücher, gut,
Was Recht, stets lernen oder lehren,
Der Stirn und Zunge gleicher Muth,
Den Tod nicht fürchten, noch begehren.

Die gegebnen Proben zeigen, daß Weckherlin, wie alle seine Vorfahren, die Sylben zum Verse mehr zählte, als maas, lieber, wenn ich so sagen darf, sie dem Sinn nach deklamirte, als schulmäßig skandirte. Er that dabei, was die poesievollsten Nationen, Spanier und Italiener, (Franzosen ungerechnet) noch thun, und wovon sich die Wirkung jedem Ohr ergiebet: nehmlich, der Vers bekommt dadurch Physiognomie und Leben, es wird eine Wortfolge, wie der Geist des Gedichts und der Strophe sie gleichsam forthaucht. Die Seele des Verses belebt auch

*) Vitam, quae faciunt beatiorem.

den Wortbau, und der Accent, den der Dichter jetzt auf dies Wort, jetzt auf jenes, als auf seine rechte Stelle zu legen wußte, thut seine natürliche Wirkung. Dazu kommt, daß, wie schon Weckherlin anführt, die deutsche Sprache bei diesem Versbau im Besitz und Gebrauch aller ihrer schönen, vielsylbigen und zusammengesetzten Worte bleibt, die zersetzt und zerschnitten, oder zusammengedrängt und aufgeopfert werden müssen, wenn das Mühlengeklapper des jambischen Rhythmus ein Erstes und das Hauptgesetz bleibet.

Und wozu diente im Grunde dieser einförmige Rhythmus? Nehmen Sie ein Gedicht, das am schulmäßigsten skandirt ist, und wollen es lesen; wirds nicht unerträglich, wenn man im Lesen skandiret? Sie müssen also erst zerstören, was der Prosodiker hineinzwang, damit nur im lebendigen Gange der Gedanken das Gedicht Geberde und Antlitz zeige — schöne Kunst! schöne Mühe! Griechen und Römer konnten lesend skandiren und skandirend lesen, Metrum und das lebendige Gemälde der Worte mischten sich, und der Sinn folgte. Wo geschieht dies bei unsern eintönigen Jamben? Wer mag sie singen und skandiren, daß sie noch Jamben bleiben? Das feine Ohr der südlichen Nationen Europens, die der römischen Sprache näher sind, verließ also ein Gesetz, das weder die Sprache noch der poetische Geist ertrug, indem es ihnen hölzerne Klötze an die Füße band und Schellen an die Ohren: sie zählen, aber sie messen nicht genau: sie deklamiren und lassen der Sprache, der Strophe, dem Gedicht, dem Verse des Gedichts ihre natürliche Physiognomie und Mine. Entginge der Musik lyrischer Stücke damit etwas? Nichts weniger. Die wahre Musik hätte sich dieser mehrern Natur zu erfreuen, nicht zu betrüben. Sie selbst soll deklamiren; sie kann also tiefer und eigenthümlicher an

die Seele reden, wenn sie ein lebendiges Wort- und Empfindungsgemälde auszudrücken hat, nicht einen mechanischen Rhythmus. Italien ist abermals Zeuge. Gesang und Sprache wird bei ihm vielmehr Eins, als bei uns; warum? die italienische Poesie skandirt nicht, sondern sie deklamiret. Kurz, wenn Weckherlin die englische Poesie in Allem auszudrücken suchte, so that er wohl, daß er sie hierinn verließ und seinen Vätern folgte. Die englische Sprache ist voll einsylbiger Worte; die längeren werden zusammengezogen und nach dem Schall im Munde, nicht nach den Sylben gerechnet; bei uns Deutschen ist Alles dies anders. Und doch hat die englische Prosodie Auskünfte getroffen, vor denen wir uns noch fürchten, und lieber unsre Sprache verderben. *) — —

Außer dieser lebendigen Deklamation hat Weckherlin eine merkwürdige zum Theil beneidenswürdige Sprache, die theils provinzial, theils von ihm selbst gebildet ist. Oft wird sie hart, weil er dem Drange der englischen

*) So wahr dies alles in Absicht der einförmigen Jamben, zumal wenn sie hölzern gebraucht werden, seyn mag: so paßt es nicht auf andre lebendigere Sylbenmaaße, in denen das Metrum mit dem Geist und Genie des Gedichts, ja selbst mit der Physiognomie jedes Verses und jeder Strophe aufs innigste Eins wird. Keine Sprache Europa's kann sich hierinn der Griechischen so zwanglos nähern als die Deutsche; und natürlich ist dies eine vollkommnere Versification, als wenn die Deklamation eines Gedichts der Skansion desselben widerspricht und diese nur für das Auge gemacht scheinet. Auf jedem Wege ist auch die innigste Zusammenschmelzung der Poesie und Musik allein möglich. Klopstock hat diesen Weg der Poesie eröffnet, und andre haben sich eigne Fußsteige gebahnet, so daß wir zur unskandirten Barbarei nicht mehr zurückkehren können, noch dörfen.

Kürze zu sehr nacheifert; überall aber, und auch in seinen Fehlern, giebt er Lehren. Wenn ich ein Schwabe wäre, wollte ich mir die Ausgabe dieses Dichters in seinen besten Stücken nicht nehmen lassen, und ein Idiotikon seiner Sprache mit ihm liefern. — Ein großer Theil seiner Gedichte sind Lobgesänge, meistens auf sehr würdige Personen, z. E. Gustav Adolph, Bernhard von Sachsen, Ernst von Mansfeld, den Ritter Wotton u. a.; die meisten enthalten treffliche Stellen zum Lohn des Patriotismus und der Tugend. Kurz, mir wäre es nicht unwohl, wenn ich diesen Dichter von einer guten Hand wieder erweckt sähe; mich dünkt, Ihnen gewiß nicht minder. —

Neunter Brief.

Mich freuts, daß Ihnen Weckherlin Freude gemacht hat; wenn Sie mich aber zur Fortsetzung meiner Briefe aufmuntern: so dächte ich, wir stünden bei Opitz vor der Hand stille. Freilich giebt es auch in diesem bekanntern Zeitraum mehrere sowohl weniger bekannte, als mißkannte Dichter; sie sind indessen nicht so selten, und man kann sich in Absicht ihrer eher zurecht finden.

Lieber wünschte ich ein andermal das Andenken einiger alten Prosaisten unsrer Sprache zu erneuern, die im Ganzen verkannter und dennoch gewiß nicht unmerkwürdiger sind, als die Dichter.

Am besten wäre es, wenn wir eine Geschichte der deutschen Sprache in Prosa und Dichtkunst, mit den gehörigen Belegen und einer Deduction der Ursachen erhielten, die beide befördert oder zurückgehalten haben. Die wäre mehr und ganz etwas anders, als das Andenken einzelner Dichter und Prosaisten. Also für jetzt zur Gnüge.

7.

Der Garten der Ehre.

Nach altdeutschen Versen.

Dem Edelsten.

Im Ehrengarten ward ein Kranz
Geflochten von so lichtem Glanz,
Daß er dem Edelsten gebühre,
Den wegen Treu und Männlichkeit,
Zucht, Weisheit, Milde, Freundlichkeit,
Der Lobpreis aller Guten ziere,
Deß hohe Thaten sie im Schwung'
Erheben mit Begeisterung
In frohe, selige Reviere.
Ich fragte Fraun und Ritter drum:
„Weß ist der Kranz? weß ist der Ruhm?"
Und sieh, er ward — Dein Eigenthum.

Die Ritterrüstung.

Wer Ritters Namen will empfahn,
Wie es gestiftet hat der Mann,
Der erst den Ritter machte;
Der soll die Schaam zum Schilde ha'n
Die Zucht soll er sich kleiden an,
Wie es sein Meister dachte.
Sein Gürtel sey der Milde Ort;
Sie preiset eines Ritters Wort.
Sein Speer soll seyn die Muthigkeit,
Sein' Mantelschnur mit Lobgeleit;

Sein Schwert soll Freud' erwecken,
Sein Hut vor Schand ihn decken.
So ist der Ritter Falschheitfrei,
Und Ehre wohnt ihm bei.

Der Mann ohne Ehre.

Ist ein Mann sonder Ehre gut?
Das kann niemand beweisen;
Wer auf Ehre richtet seinen Muth,
Deß Leben soll man preisen.
Gott und Ehr, die Zwei soll Niemand scheiden,
Und froh dabei der Bösen Schalkheit leiden.
Wer Ehre liebet, dem wird Ehr; (hör ich die Weisen sagen)
Wer Schande liebet, dem wird sie in seinen letzten Tagen,
Da Gott Gericht hält. Deß, der unwerth wahrer Ehren,
Hier mit der Schand' umging, wird Er dort nicht begehren.

Untreu und Treue.

Untreu auf einer Straße fuhr; Treu ihr entgegen kam.
Sie sah der Untreu großes Heer: „Wo soll ich hin für Schaam,
(Sprach sie:) dem Himmel will ichs klagen,
Daß ich so unwerth bin, muß meiden offne Straßen" —
Die mußt du hier und überall mir lassen,
„(Sprach Untreu) denn ich darf dir sagen:
Als Hofgesinde fahr' ich breit;
Es muß mir Alles weichen,
Du — tritt mir aus den Augen weit!
An mich kannst du nie reichen."
Die Treue sprach: „So bleibt mir nichts am Ende,
Als daß ich mich zu Gott und an die Guten wende."

Die Dürrung in der Luft.

Ein König vor einem guten Mann
An einem Wald vorüber ritt,
Der ohne seine Schuld viel manchen Kummer litt.
Bei seinem Hauſ' ein Garten lag,
Darinn hatt' er einen Galgen aufgerichtet.
Der König fragt, warum er dies gethan?
Der gute Mann sprach: „manchen lieben Tag
Hat Unkraut mir das beste Kraut vernichtet.
Das zieh' ich aus mit meiner Hand,
Und häng' es an die Hölzer, daß es dürre.
Ihr Herren seyd durch mich gemahnt,
Damit das Unkraut Euer Land nicht wirre,
So hört, wie euch der Ausgesogne ruft,
Und dörrt die Schelme in der Luft.“

Ein Rath an die Jugend.

Junger Mann von zwanzig Jahren,
Lerne Tugend früh bewahren,
Liebe Gott! Das ist mein Rath:
So mag dir nichts mißgelingen,
Deine Jugend sollst du zwingen,
Daß sie frei sey übler That.
Treu und Schaam wird deinem Leben
Freud' und Seligkeit vermehren,
Und wirst du die Frauen ehren,
So wird dir der Engel Lob gegeben.

Der junge Herr nach der Mode.

Welch junger Herre, bald Lob und Ehr' erwerben will,
Der soll der Messe, und des Gebetes achten nicht zu viel.
Bei nüchterm Trunk ein Morgensegen,
Schlingt er den früh, was mag ihm mißgelingen?

Ein junger Herre, vest lügen und trügen soll;
Viel dräuen und wenig thun, das ziemt ihm Alles wohl.
Er soll auch loser Worte pflegen,
Nach Lotterei und schlechten Weibern ringen;
Soll niedern Grusses und Gespräches seyn;
Die guten Speisen und guten Wein
Soll er sich auf den Winkel sparen,
Und über Tisch sich jämmerlich gebaren.
Meineid und Untreu — Alles recht gethan!
Den Freunden Wolf, den Feinden Schaaf,
Und seine Diener in Nöthen la'n.

Strauß und Löwe.

Der Löw' erweckt seine Kinder mit der Stimme so,
Daß sie aufspringen muthiglich und froh.
Dagegen, sagt man, brütet der Strauß
Seine Jungen mit den Augen aus.
Des Herren Pflicht ist, daß er beiden gleiche.
Zu allen Zeiten hab' er Löwenruf,
Und denke, daß ihn Gott dazu erschuf
Mit seinem Schwert zu schaffen Ruh dem Reiche.
Auch soll er Straußes Augen ha'n
Sein Volk zu lieben und ihm beizustahn.
Den Edlen soll er Ehre geben;
Sie verdienens wohl auf Einen Tag; sie opfern ihm ihr Leben.

Haushalt der Tugenden.

Ist jener Spruch der Alten wahr und treu,
Daß nur die Tugend edel sey,
So ists auch wahr, daß ohne Zucht
Vergebens man die Tugend sucht;
So will die Zucht Bescheidenheit
Zu ihrem Ingesinde ha'n;
So will Bescheidenheit die Maasse
Zum Rathe bei ihr la'n;
Die Maasse will, daß Milde nie

Durchs ganze Jahr ihr von der Rechten weiche;
Die Milde will, daß ihr die Schaam
Der Ehre Spiegel vor die Augen reiche;
Dann kommt die Gottesliebe treu und zart —
Welch Herz mit diesen Allen erfüllet ward,
Ist alles Falschen frei, und jeden Ruhmes werth,
Besitzet mehr als Gold und was die Welt gewährt.

Falscher Ruhm.

Gelogen und unverdientes Lob will Manchen hoch erheben,
Der ganzes Lob mit rechter Folg nie konnt' erstreben.
Wie? daß er vor die Besten tritt, Würd' und Ehre zu empfangen?
Seine krumme Ehr' ist falsche Farb' auf trüben blassen Wangen.
Abscheulich beide Jedermann, den Guten und den Weisen.
Der kranke Glanz, der falsche Ruhm, sie werden abe reisen.
Die Würde wird an Solchen Schand',
Wie der im Löwenbilde schrie,
Und an den langen Ohren
Bald ward erkannt.

Tugend und Schande.

Nun hat die Schande Treu' und Ehr' verjaget,
Daß man sie wenig sieht; die Schande desto mehr.
An allen Orten bricht sie durch die Wehr,
Daß auch der Edlen Mund nicht mehr die Wahrheit saget.
Die Schande große Wunder thut;
Sie selber gilt als Ehre gut,
Ist guten Dingen stets gehaß
Keuschheit und Zucht. Wer Lasterthat begeht,
Den lohnet sie. Gar lästerlichen Sold
Giebt sie, wer bei der Tugend steht:
Denn Tugenden war nie die Schande hold.

8.

Johann Valentin Andreä.

a. Vorrede zu Johann Valentin Andreä Dichtungen, zur Beherzigung unsers Zeitalters: 1786. Leipzig.

(Uebersetzt von Herrn Pastor Sonntag in Riga.)

Sorgen Sie nicht, m. H., daß Ihre Uebersetzung der Apologen des verdienstvollen Johann Valentin Andreä dem kleinen Denkmal in den Weg trete, das ich ihm aus seinen Schriften zugesagt habe. In keiner andern Absicht geschah es, daß ich sein Andenken aufzufrischen suchte, und daher Gedichte, Fabeln, Gespräche von ihm hie und da ausstreuete, als daß die Aufmerksamkeit guter Menschen auf ihn gerichtet werden, und auch unsre Zeit den Mann kennen möchte, der in seinem Jahrhundert wie eine Rose unter Dornen blühte. Es kann mir also nicht anders, als herzlich lieb seyn, wenn ein Andrer thut, was ich noch nicht thun konnte: denn die Zeit zu dem Denkmal, wie ichs im Sinne hatte, ist noch nicht da, und jede Bekanntmachung mit dem Geist der liebenswürdigen Männer arbeitet dieser wünschenswerthen Zeit vor.

Noch mehr freute es mich aber, da ich aus den ersten sechs gedruckten Bogen Ihrer Uebersetzung sah, daß Sie den kühnen, menschenfreundlichen Gedanken gefaßt hatten, Ihren Autor nicht nur unsrer Zeit, sondern auch für unsre Zeit zu geben, ihn derselben durch Auswahl und Umkleidung seiner schönsten Stücke gleichsam zuzueignen, wie sie ihn sehen könnte und brauchen sollte.

Valentin Andreä zu übersetzen, ist wahrlich keine Kleinigkeit, und ich wüßte beinah keinen alten Schriftsteller, der dem Uebersetzenden hie und da schwerere Arbeit machte. Seine Schreibart ist ein feines Gewebe von Anspielungen, theils auf Bücher, die er las, theils auf Geschäfte, die er sah und trieb, theils auf Charaktere und den geheimen Geist seiner Zeit, den er durchschauend kannte. Wie es nun viel leichter ist, allgemeine Wahrheiten und Speculationen, die vielleicht eben deßwegen für alle Zeiten zu seyn scheinen, weil sie für keine recht sind, als jene feinen, individuellen Beobachtungen ans Licht zu stellen, die aus dem innersten Gefühl, aus anschauender Betrachtung des Geistes der Dinge um uns her entspringen: so wird diese Arbeit noch schwerer in der Manier, die Andreä wählte. Alles wird bei ihm Einkleidung und Dichtung: sein Witz trifft fein, aber auch flüchtig, wie der Sonnenstrahl: das leichteste Gewand ist seinen ätherischen Gestalten immer das liebste. So wenig also das Erklären und Paraphrasiren seine Sache ist: so wenig erlaubt er seinem Uebersetzer. Dieser muß seiner Kunst nachbuhlen, eine sinnreiche kleine Dichtung, die im schärfsten Umrisse gedacht ist, seiner Zeit so anschaulich zu machen, wie sie auch selbst in den Zeiten Andreäs es vielleicht nur für Wenige war und seyn sollte.

Ueberdem lebte Andreä in Zeiten, die vom gothischen Geschmack nicht frei waren, ja in denen sich dieser Geschmack eben auf die verführendste Art zeigte. Die neuern Sprachen, deren Lectüre er vorzüglich liebte, waren die italienische und spanische; gerade aber die berühmtesten Schriftsteller dieser Sprachen floßen damals von dem süssen Schaum über, der der Geschmack des siebenzehenten Jahrhunderts heißen könnte und ihm allein eigen bleiben möge, von dem also auch unser Andreä nicht ganz frei

war. Sie mußten es beim Uebersetzen oft gefühlt haben, wie manche Feinheiten seines Styls, kleine Subtilitäten, überladene Putzwerke werden. Seine Manier ist sinnreich: er sagt mit wenigem viel, er will aber in dem Umriß einer engen Einkleidung mit zu wenigem zu viel sagen: und da die einkleidenden Schriftchen dieser Art in seine jüngern Jahre fallen und sein geschäftiger Geist nie die Muße gewann, sie nach Regeln der alten griechischen oder römischen Simplicität auszufeilen, freilich so stehen seine Gespräche in Absicht der Reinigkeit des Styls hinter Erasmus Gesprächen, seine Apologieen hinter Ochins Apologen, so hoch er sich übrigens in scharfsinnigem, feinem Witz, insonderheit über den letzten emporschwingt. Ein Uebersetzer für unsere Zeit sieht sich also in einer Verlegenheit, deren Mühe die wenigsten Leser erkennen oder ihm verdanken. Er will das schöne Blumen- und Rankenwerk nicht verschneiden und muß es doch, wenn Andreä für uns lesbar werden soll; und doch muß er es immer nur so fern, daß das schöne lebendige Gewächs nicht nur nichts von seinem ganzen Wuchs verliere, sondern auch unsern Augen da stehe, als ob es vor ihnen entsprossen wäre. Wenn hiezu nicht ein treffendes Auge und eine leichte glückliche Hand gehören, so wüßte ich nicht, wozu sie gehören sollten: denn den Andreä wie er ist, mit jedem kleinsten seiner veralteten Zeitumstände, mit jedem Sprößling seines Witzes und Styls in unsre Sprache zu bringen, hieße eben so viel als seine begrabene Wahrheit *) mit alle dem Moder ans Licht zu führen, womit ihre Zeit die Unverwesliche bedeckte.

Um so mehr also, m. H., wird Ihnen jeder Verständige danken, daß Sie ein Gärtchen voll schöner, aber hie

---

*) Ueberschrift eines seiner Apologen.

und da zu üppiger Pflanzen eines vorigen Jahrhunderts in das unsrige mit vorsichtiger Gärtnerhand zu verpflanzen suchten, ja den schönsten Lohn hierüber wird Ihnen die überwündene Mühe und der erquickende Wohlgeruch der Blumen selbst gewährt haben. Wahrlich, Andreä ist ein seltner und lieber Geist, sowohl am Verstande als am Herzen. Seine Organisation muß so fein gewesen seyn, wie sein moralischer Sinn es ist: denn sein Wiz, seine Bemerkungen, die ganze Richtung seiner Empfindungen im Leide und in der Freude, selbst seine schärfsten Urtheile, seine bitterste Satyre sind allemal aufs feinste moralisch. Der unermeßliche Vorrath von dem, was er wußte, die sonderbare Biegsamkeit seines Geistes für alle Kunst, für alles Wissenswürdige und Schöne, noch mehr aber die zerstreuende Geschäftigkeit, in der er lebte, sein früher Zusammenhang und Umgang mit so mancherley Menschen, die die Gährung des vorigen Jahrhunderts hervorbrachte; nichts von alle diesem konnte ihn von jenem Einen Wahren entfernen, das allenthalben der Geist seiner Schriften ist, und aus jeder Einkleidung wie eine Blüthe emporsteigt. Der Leser, der Andreä nicht kennt, wird ihn aus Ihrer historischen Einkleidung über sein Leben kennen lernen, und wenn er ein Mehreres begehrt, darf er nur zu dem Denkmal gehen, das ihm von der biedern Hand eines seiner patriotischen Landsleute im Wirtembergischen Repertorium *) ist gesetzt worden. Einen Mann, wie ihn, muß man zuerst in seinem Leben kennen, ehe man ihn in Schriften kennen lernt. Denn überhaupt Schriften, solch ein verrätherischer Spiegel sie für Manchen sind, zeigen doch immer nur die Oberfläche unsres Herzens und Geistes.

*) S. 274. u. f.

Aber auch als Schriftsteller unsers Vaterlandes verdient Andreä das Andenken an die Liebe seiner Nation vor so vielen, die mit ihm lebten. Thomasius, jener helle Kopf, dem unser Jahrhundert mehr schuldig ist, als manche es glauben, theilt den Inhalt einiger seiner Schriften ziemlich ausführlich und mit der theilnehmenden Wärme mit, die völlig zeigt, daß er ihren Werth fühlte; a) aber es war doch nur ein Auszug. Arnold pries ihn nach seiner Weise an, und nuzte im Artikel von den Rosenkreuzern die Nachrichten, die ihm Thomasius mittheilte; b) dadurch aber wurde Andreä noch mehr verdächtig. Fischlin hatte ihn unter einen Haufen andrer, zum Theil ihm sehr unähnlicher Theologen zum zweitenmal begraben. c) Weismann gab Auszüge aus seinem Leben und beklagets, daß die Ausgabe seiner Schriften, an welcher der Abt Zeller mit vieler Sorgfalt gearbeitet hatte, nicht zu Stande gekommen sey. d) In der Streitsache über die Rosenkreuzer geschah Seiner hie und da, rechts und links Erwähnung, und ich weiß, daß eben auch daher in den neueren Zeiten mancher Verständige neugierig geworden ist, den merkwürdigen Mann aus seinen Schriften selbst kennen zu lernen. Ausser dem aber, und was etwa ich hie und da ausgestreut habe, ist er unsrer neueren lesenden Nation, die sich um lateinische Schriften schwerlich bekümmert, so gut als unbekannt geblieben: denn es scheint Einmal der deutschen Natur zu seyn, daß sie ihre eigenen Schätze nicht achtet.

Doch

a) Summarische Nachrichten von erlesenen Büchern der Thomasischen Bibliothek. Halle 1715. 1716.

b) Thomasii Cautelen für einen Studiosum juris. S. 324.

c) Memor. Theolog. Wirtenb. P. II. p. 129.

d) Hist. Eccles. T. II. p. 932. seq.

Doch warum, m. H., sollten wir dies glauben und nicht vielmehr der bescheidnen Vergeßlichkeit unsrer Landesleute entgegen arbeiten, wo sie ihnen selbst schaden könnte? Valentin Andreä gehört so eigentlich für unsre Zeit, daß ich in Vielem, Vielem ihr jezt einen Andreä wünschte. Unläugbar haben sich zwar seit einem Jahrhunderte die Strahlen der Aufklärung sehr vermehrt: einzelne Menschen in allen Ständen denken gut und fein und vernünftig; das alte Gerüst aber von Vorurtheilen, von Mißbräuchen und Verderbnissen in allen Geschäften und Ständen stehet in vielen Ländern und Provinzen Deutschlands noch so da, wie es zu des guten Andreä Zeiten da stand! die öffentlichen Einrichtungen sowohl in der Kirche als im Staat, die Verwaltung oder Veruntreuung der Wissenschaften und Geschäfte ist in hundert Sachen noch eben jene, die ihm von Jugend auf leid that, und zuletzt das Herz fraß. Ja endlich die Gährung selbst, in der sein Zeitalter war, hat sie nicht mit der unsern eine auffallende Aehnlichkeit und Gleichheit? Nicht nur, daß hundert Sekten, insonderheit die Rosenkreuzer damals ihr Gewerbe trieben, (mit welchen letztern er wenigstens in dem Verhältnisse stand, daß beinah keine seiner Schriften mir vorgekommen ist, in der er ihrer nicht, hoffend, spottend oder warnend gedächte), nicht nur diese gährenden Sekten selbst, sondern auch die unsichtbare Hand, die sie damals führte, sind seiner und unsrer Zeit gemein: so daß sein Thurm zu Babel, seine Warnung vor der Neugierde, seine magische Unterweisung für Neugierige, sein Turbo und so manche andere seiner Einkleidungen wahre Arznei für die geheimen Wunden unsrer Zeit wären, wenn eine geschickte Hand sie mit Andreäs Geist, Wiz und Zeitenkunde für uns zuzubereiten wüßte. Ich will nicht läugnen, daß ich, so

wenig ich mir diese Gaben zutraue, mit meinem versprochenen Denkmal auch dahinausging; aber, die Gährung ist, wie mich dünkt, noch nicht reif, und wer hat mich endlich zu einem Geschäfte berufen, zu dem ich viel rüstigere Werkzeuge vor mir sehe?

Indessen kann ich meinen Brief nicht schließen, ohne auf die Stelle Rücksicht zu nehmen, da Sie der Unschuld Ihres Autors an der Rosenkreuzerei erwähnen. Meine Meinung, die ich darüber im Teutschen Merkur (Merz 1782) nur so fern es die Veranlassung foderte, beiläufig äußerte, hat im wirtembergischen Repertorium einen doppelten Widerspruch gefunden, der sich selbst so aufzuheben scheinet: daß meine Meinung in der Mitte stehen bleibet. Der ruhmwürdige Verfasser der Lebensbeschreibung unsers Andreä glaubt, daß ich ihm nicht genug Antheil an dieser Verbindung einräume; der Verfasser einer neuen Erläuterung der Geschichte der Rosenkreuzer a) behauptet gegentheils, daß ich und Andre ihm viel zu viel eingeräumt haben, da er auch nicht einmal der Urheber der berüchtigten Fama fraternitatis sei, die damals so vielen Lärm erregte. Daß er der Verfasser dieser Fama sei, glaube ich noch jezt, und hoffe es einmal aus seinen eignen Aeußerungen so wahrscheinlich zu machen, als irgend etwas der Art gemacht werden kann. Daß die ihr beigefügte Reformation der Welt aus Boccalini sei, wußte ich schon damals, so wie ich auch alle die Schriften der Rosenkreuzer kannte, die der ungenannte Verfasser der Erläuterung anführt. b) Aber was hindert uns Boccalini? Kein damals lebender Autor hat so viel Einfluß auf die Manier unsers Andreä gehabt, als eben Er; und die

a) Wirtemberg. Repertor. S. 512. u. f.

b) Auch die meisten der andern literarischen Muthmaaßungen sind mir aus Fischlin u. a. wohl bekannt gewesen.

ganze Mythologia christiana, aus der Sie, m. H., Ihre Apologie übersetzten, hat nicht, wie Sie meynen, mit Zwingers theatro humanæ vitæ, aber wohl mit des Boccalini ragguagli di Parnaso a) die unverkennbarste Aehnlichkeit; so unverkennbar, daß ich dem Andreä oft, sehr oft ein reineres Vorbild gegönnt habe. Vergleichen Sie die Manier beider Schriften, und es wird Ihnen kein Zweifel bleiben. Gerade also, daß jener Anhang der Fama ein übersetztes Stück aus Boccalini ist, konnte uns auf Andreä bringen, wenn uns auch keine anderen Gründe darauf brächten: denn eben die Stelle, aus welcher der Verfasser der neuen Erläuterung seine Entdeckung, „daß die Reformation der Welt b) aus Boccalini übersetzt sey," her hat; von wem ist sie? Von Andreäs größestem litterarischen Freunde Christoph Besold. Der ist der Herausgeber von Campanella's spanischer Monarchie (Tübing. 1624.) der mußte es also wohl wissen, woher jenes Stück sey? und was es bedeute? Und er spricht darüber gerade wie Andreä, gleichsam aus seinem Munde. „Als solches Phantasma (die Bruderschaft der Rosenkreuzer) kaum ausgeschlossen war, ohngeachtet auch deren Fama und Confessio in vielen unterschiedlichen Orten klärlich bezeuget, daß dieses alles ein Lusus ingenii nimium lascivientis gewesen u. s." Dies Ingenium lasciviens kannte Besold wohl: denn es lebte nahe bei ihm.

Uebrigens hat niemand in der Welt gezweifelt, daß auch schon vor Andreä das Kreuz und die Rose be-

---

a) Der erste Theil der Ragguagli ist 1612 dem Cardinal Borghese, der zweite Theil 1613 dem Cardinal Cajetano zugeeignet.

b) Wirtemberg. Repert. S. 512. u. f.

liebte Symbole gewesen *); niemand hat gezweifelt, daß lange vor ihm es ein Gewirre von Sekten gegeben, mit welchem sich ja ein großer Theil der Literargeschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts beschäftigt, die Frage aber ist, woher machte eben um diese Zeit dies Phantasma, dieser Name auf einmal so viel Bewegung? Wer wars, der den unschuldigen Jugendroman V. Andreä's, Christian Rosenkreuz sein unschuldiges Familien-Petschaft und die Fama zum Aushängeschild eines solchen Lärms und so manches betrügenden Wahnes machte? Hätten wir aus Andreä's Papieren das geheime, treue Journal seiner Reisen (wenn er ein solches geführt) und dieses zwar von 1607 an, da er in Lauingen, unsern Dillingen war, bis 1612 da er in Italien auf einmal das feierliche Gelübde that, nach Hause zu eilen und sich seiner Kirche in den Arm zu werfen: freilich so wüßten wir von seinen geheimen Verbindungen und Nicht-Verbindungen mehr als wir jetzt wissen und es würde sich manches aufklären, was jetzt nur im Nebel durchscheint. Das Phänomenon der Rosenkreuzerei aber im großen Ganzen dieses Zeitraums klärte sich damit noch nicht auf: denn offenbar war dabei eine viel größere Triebfeder rege. Jene Triebfeder nämlich, die seit der Reformation, insonderheit aber zu Anfange des vorigen Jahrhunderts so außerordentlich wirksam war, daß sowohl im Staat als in der Kirche, an Höfen und in den Wissenschaften sie auch dem stumpfsten Auge des Geschichtforschers dieser Zeit unverkennbar bleibet, jene unsichtbare Hand, die so gern im symbolischen Nebel wirket, die die verschiedensten

*) Ich habe dieses in gedachten Briefen im T. Merkur deutlich gesagt.

Menschen mit ihrem eignen Wahn betäubt und zu dieser Absicht das Verschiedenste zu gebrauchen wußte; sie wußte auch die Fama fraternitatis und den unschuldigen Christian Rosenkreuz zu ihrem Zweck zu gebrauchen und dem guten Andreä blieb nichts übrig, als in hundert und abermals hundert Einkleidungen der Welt zu sagen, daß sie betrogen werde. Merkwürdig, äußerst merkwürdig ist in dieser Rücksicht das Titelkupfer seiner Apologen, für den nämlich der diese Symbole versteht und sie in andern Verbindungen kennet. Sapienti sat.

Ich wünsche, m. H., daß Ihnen zu den übrigen Schriften des redlichen, mürbe gemachten Andreä bald ein Uebersetzer folge, der daraus gebe, was für unsre Zeit dienet; noch mehr aber wünschte ich mir den Vorrath aller, insonderheit jugendlichen Papiere und Briefschaften unsers Autors, die aber längst verloren oder vertilgt seyn mögen. Weimar, den 5. Mai 1786.

J. G. Herder.

---

b. Vorrede zu J. V. Andreä's Parabeln.

Andre Zeiten, andre Gedanken. Als ich die fünfte Sammlung der zerstreuten Blätter unternahm, glaubte ich bei dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftigt, eben nicht nach Ergötzlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft suchen zu müssen, sondern nach Etwas, das dem Gemüth Belehrung und Stärke ertheilet. Also kam mir mein alter, geliebter Johann Valentin Andreä wohl zu statten.

Von diesem vortrefflichen Mann hatte ich in jugendlichen Jahren eine gute Anzahl Stücke übersetzt, einige derselben auch hie und da bekannt gemacht; und ich darf

wohl sagen, daß mich keine Zeile reuet, die ich zu Erweckung des Andenkens dieser seltnen schönen Seele geschrieben habe. Im Wirtembergischen Repertorium der Literatur erschien sein Leben, dessen besondre Herausgabe vielleicht nützlich wäre; es ist von einem gelehrten, den Charakter Andreäs fassenden Manne geschrieben. Moser in seinem patriotischen Archiv für Deutschland (B. 6.) machte Briefe von ihm bekannt, mit Anmerkungen, in denen sich Mosers biedrer Geist nicht verläugnet. Was zunächst hierher gehört, sind Andreä's Dichtungen, zur Beherzigung unsres Zeitalters, die 1786 mit meiner Vorrede erschienen. Sie sind sehr gut gewählt, blühend und leicht übersetzt, oft auch nach den Bedürfnissen unsrer Zeit verändert, und verdienen allerdings die Beherzigung, die ihnen der Uebersetzer wünschte.

Mein Zweck war es nicht, den alten Andreä zu verändern. Ich wählte also aus meinen Papieren nur das, was noch nicht übersetzt war *), wenige Stücke ausgenommen, die ich gern in ihrer alten Gestalt zeigen wollte; fand aber bei dieser Auswahl etwas Sonderbares zu bemerken. Dichtungen und Gespräche, die in den Jahren 1770 und 1780 ohn' alle Gefährde erschienen wären, fand ich gut, im Jahr 1793 lieber zurückzuhalten, ob sie gleich 1617 oder 1620 verfaßt waren; es waren unter diesen

*) Um Raum für Herders eigene Werke zu gewinnen, werden seine Uebersetzungen von Andreä's Parabeln, (aus dessen Mythologia Christiana 1618) so wie die der nachfolgenden vaterländischen Gespräche (aus dessen Menippus 1617) hier nicht beigefügt. Man findet jene in der Originalausgabe der zerstreuten Blätter, Th. V. S. 1—74. und letztere S. 95—161.)

Anmerk. des Herausg.

treffliche Parabeln und Gespräche. In dem andern glaubte ich, spreche das unschuldige Herz eines Mannes, der vor zweihundert Jahren gelebt hat, so laut, daß man dabei an keine Misdeutung denken möge. Wie belehrend und tröstend sind überhaupt diese Herzensergiessungen des gedrückten Mannes! Er glaubte das Uebel seiner Zeit auf dem höchsten Gipfel; und aus wie manchem dieser Uebel ist seitdem Gutes entstanden! Manche Wunde hielt er für unheilbar, die die Zeit entweder geheilt, oder vielleicht zu einer größern Gesundheit des Körpers fortdaurend gemacht hat. Der Geist erhebt, das Gemüth stärkt sich ungemein bei einer solchen Vergleichung der Zeiten nach dem damaligen Gefühl herzlicher Menschen. —

Ueber Andreä's Parabeln und vaterländische Gespräche.

Die Parabeln nannte ihr Autor Apologen. Er hat ihrer nicht weniger, als dreihundert gedichtet, deren Sammlung er eine christliche Mythologie oder Bilder von Tugenden und Lastern des menschlichen Lebens nannte. Schon diese Erklärung zeigt, daß es dem Verfasser um eigentliche äsopische Fabeln nicht zu thun war. Wenige seiner Dichtungen grenzen an diese Fabel; die meisten gehen auf Sinn- und Denkbilder, (Embleme,) auf Allegorieen, auf Personificationen hinaus, die in die eigentliche Fabel nicht gehören.

Andreä lebte, (was Kunst und Dichtkunst anbetrifft,) in Zeiten, da man die Embleme sehr liebte. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemählden mancher großen Künstler eine Liebhaberei

an Symbolen, bedeutenden Attributen, Allegorieen u. s. auch in das Gebiet der Buchstaben und Gedanken gekommen, die, um die Wahrheit zu gestehen, den menschlichen Geist zwar erweiterte, aber die Kunst verengte. Eine große Menge symbolisch-emblematischer Bücher und Verzeichnisse erschien zu Ende des sechzehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. — Warum? Die Geschichte dieser Zeit und dieses Geschmacks liegt noch sehr im Dunkeln. — Den Gedanken im Großen auszubilden, ihn in allen seinen Gliedern sich selbst gleichförmig dergestalt auszuschaffen, daß kein Theil dem andern widerspreche und nur Ein Geist, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze schöne Gebilde belebe; diese Poesie schien der damaligen Zeit entweder zu groß, zu mühsam oder auf die Gegenstände, mit denen man sich damals beschäftigte, nicht anwendbar zu seyn. Vielleicht war man der alten, simpeln Vorstellungen satt, und weil man sie nicht zu übertreffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer dem Zusammenhange des Ganzen, desto mehr Kunst. Häufig wollte man auch dem Auge darstellen, was ihm nicht darzustellen war, sinnreiche Gedanken und Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln der Rede, Sprüchwörter, politische Maximen; und wenn diese durch sich selbst nicht verständlich waren, ward der Bilderwitz durch Sprachwitz erläutert. Der Witz ist ein leichtes, flüchtiges Roß; nicht allenthalben kann und mag ihm die Kunst folgen. Er glaubt, nie fein gnug sprechen zu können, zumal wo er nicht rein heraus sprechen darf, wie bei politischen Gegenständen. Da wollte er also andeuten, wollte den Gedanken fast ohne Körper sichtbar machen, und bei dem kaum angedeuteten Körper wiederum neue Gedanken in Worten hinmahlen. Die große, offene Poesie erlag also unter Witz und Politik, unter ge-

heimen Winken, dahin geworfenen Bildern, unausgeführten, mit sich selbst kämpfenden Zügen; die Kunst verbarg sich in Embleme.

Es wird anderswo Gelegenheit seyn, den Geist der reinen griechischen Allegorie vom emblematischen Schatten späterer Zeiten näher zu unterscheiden; hier bleiben wir bei den Sinn- und Denkbildern, von denen wir reden. Andreä, der die italienische und spanische Sprache liebte, und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; insonderheit scheint Boccalini auf ihn gewirkt zu haben. Da sein Gewissen ihn trieb, die Fehler seiner Zeit zu rügen, und sich die nackte Wahrheit nicht sehen lassen durfte: 'so gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog sagt, dies Fabelgewand, nicht um sie müßig oder üppig auszuzieren, sondern vielmehr sie den Augen der groben Menge zu entziehen, und für ihren Schlägen zu sichern. Den Wenigern, die eine solche Einkleidung verstünden, trauete er schon einen feineren, billigeren Geist zu; und doch zeigt leider die Geschichte seines Lebens, daß er auch diesen viel zu viel zugetrauet habe. Für die bösen Deuter, die aus dem Kiesel Funken zu schlagen wissen, hatte er lange nicht emblematisch gnug geschrieben. Bei einem solchen Zustande der Welt fällt also jede Vorschrift der Kunst, wenn sie Ausführlichkeit und deutliche Entwicklung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe seines Lebens der Bestimmtheit eines Kunstwerks aufopfern? Auch hier, wie allenthalben, ist der Gedankenzwang der Vater der Barbarei; der Despotismus wird des guten Geschmacks Mörder.

In Ansehung der Composition bin ich also weit entfernt, die Denkbilder des vortrefflichen Andreä zur Nachahmung zu empfehlen. Vielmehr können sie dem Lehrer

des guten Geschmacks, wenn er nichts besseres an ihnen zu bemerken weiß, nützlich seyn, seinem Schüler an ihnen mancherlei Fehler bemerkbar zu machen, und ihn dadurch vor Abwegen zu warnen. Was mangelt z. B. diesem Apolog, daß er keine ächte Fabel, jenem Emblem, daß es kein vollkommenes Sinnbild ist? Wodurch wird diese Allegorie gestört? wodurch ward jene Personendichtung zwangvoll und überladen? Welcher fremde Gedanke unterbricht hier die sinnliche Vorstellung? welcher feine Witz, hier am Anfange, dort am Ende des Gedankenbildes gehört nicht unmittelbar zu ihm? Kann aus dieser Dichtung, aus jenem Emblem ein klares schönes Epigramm werden? Wie faßt man diesen Edelstein simpler? — Solche und mehrere dergleichen Fragen kann man sich selbst und andern vorlegen, gewiß zur Reinigung und Bildung des Geschmacks, zu Schärfung und Veredlung unsres poetischen Urtheils. Dem guten Andreä kommt dabei nichts zur Last; er wollte, wie er konnte und durfte, über einzelne Fälle seiner Zeit, besonders seines Landes, sein Herz ausschütten, und sein moralisches Urtheil äußern, mit nichten aber ein Lehrer oder ein Stern der Dichtkunst werden.

So fort ergiebt sich, warum ich, wenn ichs auch gekonnt hätte, seine Dichtungen in Absicht der Composition nicht habe ändern mögen. Ich wollte, als ich in jüngern Jahren diese Stücke übersetzte, gewiß keine Satyre meiner Zeit schreiben, und mag es jetzt noch minder; ich wollte den alten Andreä zeigen, wie er ist. Warum sollte sich unsre Zeit nicht freuen dörfen, daß viele Laster und böse Gewohnheiten, die er mit harten, dunkeln Farben schildert, in ihr nicht mehr, wenigstens nicht in der scheußlichen Blüthe herrschen, in der sie damals stolzirten? Warum söllten wir uns nicht freuen dörfen, daß die Un-

duldsamkeit der Theologie, der Scholasticismus der Philosophie, das harte Joch der Schulen, die rohe Wollust der obern Stände, der grobe Despotismus der Höfe, wo nicht allenthalben vertilgt, doch wenigstens allenthalben so geschwächt sind, daß wir in Manchem über die Zeiten Andreä's mit einer Art frohen Schauders erstaunen mögen? Sey es ferne von uns, in solchen Gemählden den Mahler seiner Zeit als einen Trübsinnigen zu schelten; vielmehr wollen wir Gott danken, daß er uns die beschwerliche Arbeit erließ, und uns in lichtere oder leichtere Zeiten versetzte. Gar zu leicht indessen wollen wir auch hier die Sache nicht nehmen; denn nach Andreä's Meinung ändern sich zwar, aber sie bessern sich nicht, die Zeiten. Vielleicht ist manches jetzt, wie es damals war; nur ist's bei uns feiner oder versteckter. Die Decoration ist anders; aber dasselbe Schauspiel wird fortgespielt in einem späteren Act. Diese Vergleichung zu veranlassen, (warum sollt' ich dies verhehlen?) ist die vornehmste Absicht, weßhalb ich diese Embleme und die folgenden Gespräche bekannt mache; selbst auch die Ursache, warum ich jene Parabeln, diese vaterländische Gespräche genannt habe.

Bei jenen nämlich schien mir das Wort Dichtungen, Fabeln zu unbestimmt; der Name Embleme (Denkbilder) war dem abwechselnden, geistreichen Werk zu enge; Apolog, Mährchen, (welchen Titel der bescheidene Andreä wahrscheinlich dem Ochin abborgte,) war gar nicht zu gebrauchen; wie also, meinte ich, wenn diese vermischte Gattung von Fabel und Emblem Parabel hieße? Parabel ist eine Gleichnißrede, eine Erzählung aus dem gemeinen Leben mehr zu Einkleidung und Verhüllung einer Lehre, als zu ihrer Enthüllung; sie hat also etwas Emblematisches in sich. Ueberdem gehet sie den

Gang der Fabel, und maaßt sich sehr freie Schritte in diesem Gange an, indem sie oft mehrere Lehren verbirgt, und sich nicht, wie die äsopische Fabel an Einer derselben begnüget. Die gemeinsten Dinge des Lebens, so wie Engel und Geister einer andern Welt, können in ihr erscheinen; warum also sollten nicht auch Abstraktionen und Personifikationen in ihr erscheinen dörfen? Kurz Parabel ist eine Gattung Gedichte, die zwischen der Fabel, dem Emblem, der Allegorie und Personification in der Mitte liegt, und wenn sie enthüllt wird, die schwersten und leichtesten Denksprüche auf ihrem breiten Rücken tragen kann; mögen also diese vermischte Dichtungen Parabeln heißen.

Dies mögen sie denn auch, meinte ich, für unsre Zeit seyn; in der Welt nichts als Gleichnißreden, die Andreä aus seiner, für seine Zeit machte, und die der unsrigen nur als alte Parabeln vorkommen sollen, und vorkommen werden. Mich dünkt, ich höre und lese bereits: „Gottlob, daß das alles nicht mehr auf unsre „Zeit passet! wie weit sind wir voran!" und freue mich darüber, und sage auch Gottlob! Und dennoch bitte ich diese alten Gleichniß- oder Ungleichnißreden mit nachsehender Geduld zu lesen. Denn eben zu Vergleichung unsrer mit jener Zeit wollte ich Anlaß geben. Je schärfer diese geschieht, je rühmlicher sie für unsre Zeit ausfällt; desto besser. Nur verzeihe man mir, daß ich den alten Andreä in dies neue Licht nicht gemahlt habe. Einem Rembrand'chen Kopf Titianische oder Mengsische Farben zu geben, wäre ganz außer Zweck und Ort.

Also auch sein redliches christliches Herz konnte und wollte ich dem guten Andreä nicht ausreißen; und auch darüber wird kein Verständiger mich tadeln.

Im Ernst geredet. Nicht jeder in der deutschen Nation lieset als Kunstrichter; nicht jeder Kunstrichter will

alle Augenblicke seines Lebens so lesen. Gute Aepfel bricht man gern auch von einem alten, verwachsenen Baume, und genießt den Saft der Pommeranze, selbst wenn sie nicht eben unter der mildesten Sonne zur Reife gediehen wäre. Ja, (weil ich über Embleme auch emblematisch reden darf) oft, meine Brüder, ist das Halbe besser als das Ganze; und wenn diese Parabeln unsrer Zeit sehr ungleichartig sind, so ists fürwahr besser, als wenn sie ihr ganz gleichartig wären. Jetzt wollen wir sie ungleichartige Gleichnißreden, hyperbolische Parabeln nennen; und was wollen wir mehr? Als Kunstwerke betrachtet, mögen sie für das, was sie sind, gelten; wer aber in diesen Denkbildern nicht Kenntniß der Welt, reiche Erfahrung des Lebens, einen, ich möchte sagen, Bakonischen Geist, und ein großes, sanftes, redliches Herz bemerket, der suche diese seltenen Kostbarkeiten irgendwo anders.

* * *

Kein Wort zu weiterer Entschuldigung; vielmehr einiges zu Einleitung der folgenden vaterländischen Gespräche. Diese sind in eben dem Geschmack abgefaßt, als die Parabeln; deßwegen nenne ich sie auch vaterländische, nicht griechische, römische, französische Gespräche. Wer Plato, Xenophon, Lucian, Cicero, Erasmus, Fontenelle, Diderot u. s. sucht, wolle ihn hier, in eintönigen kurzen Unterredungen zwischen A. und B. nicht finden. Der Vortrag ist hier fast so abgerissen und verstummend, als er in den Parabeln war; offenbar auch aus demselben Grunde. Wie aus jenen ließen sich auch aus diesen lange Fäden spinnen, wenn man einige Seide mit dem wenigsten Golde glänzend machen wollte. Ich gebe die einzelnen Goldkörner, wie ich sie finde; mache jeder daraus, was ihm gefällt.

A und B sind die Anfangsbuchstaben des Alphabets, und jeder Mensch hat in seinem eigensten Selbstgespräch dies A und B in sich. Oft ist Eins im Kopf, das Andre im Herzen; kurz durch A und B wird ein Gespräch mit uns oder mit andern allein möglich. Da ist es auch am ernsthaftesten und führt zu etwas; es soll nicht blos, wie bei mehreren Zwischenrednern, etwa zur Unterhaltung dienen, und sich am Ende im Sande verlieren. Es kann auch zwischen A und B nicht wohl ausschweifen: denn es gestattet keine Grazien, wie eine dramatische Verhandlung; es läuft kurz ab. Man erwarte also hier nichts, als eine mit kurzen Worten dialogisirte Wahrheit; gnug, wenn diese des kurzen Dialogs werth war.

Aber auch manche dieser Wahrheiten wird einigen Lesern traurig scheinen. Man wird in mehreren Gesprächen eine niedergedrückte wunde Seele bemerken, und statt des frölichen Christian Rosenkreuz, der Andreä in seiner Jugend war, einen Mann finden, der in einer Gesellschaft, wo alles einen Namen haben mußte, sich nur den Mürben nannte. Hierüber giebt leider auch das Leben des Verfassers Aufschluß. Nachdem dieser gedankenreiche, thätige Geist in so manchem zurückgestoßen war, und so andre Dinge vor sich geschehen sah, als er wünschte; freilich da dünkte ihm die Verbesserung der Welt nicht mehr so leicht, als sie dem Jünglinge Christian Rosenkreuz gedünkt hatte. Er zweifelt, er warnt; aber dennoch hofft er und ermuntert. Wie viel Gutes hofft er vom Volk, wenn es gut gelehrt und geführt würde! wie ermuntert er durch das Vorbild der Helden, selbst neuer Secten in ihrem ersten Eifer, z. B. der Waldenser, und Wiedertäufer! Nur alles, wie er meint, hat seine Zeit und Stunde; die müßte man befördern helfen, sie vorbereitend herbeiführen; nicht aber sie übereilen.

Und hierinn bin ich ganz seines Glaubens. Wenn ein Kind den eingesponnenen Wurm zu früh aus seinem Grabe erwecken will, ehe diesen die Frühlingssonne selbst ruft, so schadet es ihm, und macht sein Wiederaufleben schwer, oder unmöglich. So liegen, so reifen wir im Schooße der Zeiten. Nicht mit Monaten, sondern mit Jahrhunderten wird die edelste Frucht der Erde, der menschliche Verstand in seinen allgemeinsten, größesten Wirkungen reif; dann aber, nach der großen Analogie der Dinge, dränget er sich ans Licht; nichts auf der Welt, die Mutter selbst, kann ihn nicht zurückhalten.

Fast hinter jedem Gespräch Andreä's fiel mir eine Reihe Gedanken ein, die ein Commentar hätten werden mögen; bald für, bald gegen seine Meinung. Ich habe aber dem Leser darinn nicht vorgreifen wollen, weil ich keine edlere Frucht des Lesens kenne, als daß es zu eignen Gedanken reizet. Und o wie weit haben uns die seitdem beinahe verflossenen zwei Jahrhunderte gefördert! Wie manche Triebfeder ist völlig stumpf worden, der Andreä noch viel zutraute! wie manches Samenkorn hat sich entwickelt, in dem er damals noch nichts weniger als die Kräfte ahnete, die es seitdem gezeigt hat! In allen diesen Gesichtspunkten sind seine kurzen Gespräche sehr lehrreich.

Ruhe also wohl, edle Asche! Was dein lieblicher ernster Geist mir war, möge er andern werden.

Beilage.

Shakespeare.

1773.

Wenn bei einem Manne mir jenes ungeheure Bild einfällt: „hoch auf einem Felsengipfel sitzend! zu seinen „Füßen, Sturm, Ungewitter und Brausen des Meers; „aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels!" so ists bey Shakespeare! — Nur freylich auch mit dem Zusatz, wie unten am tiefsten Fusse seines Felsenthrones Haufen murmeln, die ihn — erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verläumden, übersetzen und lästern! — und die Er alle nicht höret!

Welche Bibliothek ist schon über, für und wider ihn geschrieben! — die ich nun auf keine Weise zu vermehren Lust habe. Ich möchte es vielmehr gern, daß in dem kleinen Kreise, wo dies gelesen wird, es niemand mehr in den Sinn komme, über, für und wider ihn zu schreiben: ihn weder zu entschuldigen, noch zu verläumden; aber zu erklären, zu fühlen wie er ist, zu nützen, und — wo möglich! — uns Deutschen herzustellen. Trüge dies Blatt dazu etwas bey!

Die kühnsten Feinde Shakespeare's haben ihn — unter wie vielfachen Gestalten! beschuldigt und verspottet, daß er, wenn auch ein großer Dichter, doch kein guter Schauspieldichter, und wenn auch dies, doch wahrlich kein so klassischer Trauerspieler sey, als Sophokles, Euripides, Corneille und Voltaire, die alles Höchste und Ganze dieser Kunst erschöpft. — Und die kühnsten Freun-

de

de Shakespears haben sich meistens nur begnüget, ihn hierüber zu entschuldigen, zu retten: seine Schönheiten nur immer mit Anstoß gegen die Regeln zu wägen, zu kompensiren; ihm als Angeklagten das absolvo zu erreden, und dann sein Großes desto mehr zu vergöttern, je mehr sie über Fehler die Achsel ziehen mußten. So stehet die Sache noch bei den neuesten Herausgebern und Kommentatoren über ihn — ich hoffe, diese Blätter sollen den Gesichtspunkt verändern, daß sein Bild in ein volleres Licht kommt.

Aber ist die Hoffnung nicht zu kühn? gegen so viele, große Leute, die ihn schon behandelt, zu anmassend? ich glaube nicht. Wenn ich zeige, daß man von beyden Seiten blos auf ein Vorurtheil, auf Wahn gebauet, der nichts ist, wenn ich also nur eine Wolke von den Augen zu nehmen, oder höchstens das Bild besser zu stellen habe, ohne im mindesten etwas im Auge oder im Bilde zu ändern: so kann vielleicht meine Zeit, oder ein Zufall gar schuld seyn, daß ich auf den Punkt getroffen, darauf ich den Leser nun fest halte, „hier stehe! oder du siehest nichts als Karrikatur!" Wenn wir den grossen Knaul der Gelehrsamkeit denn nur immer auf- und abwinden sollten, ohne je mit ihm weiter zu kommen — welches traurige Schicksal um dies höllische Weben!

Es ist von Griechenland aus, da man die Wörter Drama, Tragödie, Komödie geerbet; und so wie die Letternkultur des menschlichen Geschlechts auf einem schmalen Striche des Erdbodens den Weg nur durch die Tradition genommen, so ist in dem Schooße und mit der Sprache dieser natürlich auch ein gewisser Regelnvorrath überall mitgekommen, der von der Lehre unzertrennlich schien. Da die Bildung eines Kindes doch un-

möglich durch Vernunft geschehen kann und geschieht; sondern durch Ansehen, Eindruck, Göttlichkeit des Beyspiels und der Gewohnheit: so sind ganze Nationen in Allem, was sie lernen, noch weit mehr Kinder. Der Kern würde ohne Schlaube nicht wachsen, und sie werden auch nie den Kern ohne Schlaube bekommen, selbst wenn sie von dieser ganz keinen Gebrauch machen könnten. Es ist der Fall mit dem griechischen und nordischen Drama.

In Griechenland entstand das Drama, wie es in Norden nicht entstehen konnte. In Griechenland wars, was es in Norden nicht seyn kann. In Norden ists also nicht und darf nicht seyn, was es in Griechenland gewesen. Also Sophokles Drama und Shakespears Drama sind zwey Dinge, die in gewissem Betracht kaum den Namen gemein haben. Ich glaube diese Sätze aus Griechenland selbst beweisen zu können, und eben dadurch die Natur des nordischen Drama, und des grösten Dramatisten in Norden, Shakespears sehr zu entziffern. Man wird Genese Einer Sache durch die Andre, aber zugleich Verwandlung sehen, daß sie gar nicht mehr dieselbe bleibt.

Die griechische Tragödie entstand gleichsam aus Einem Auftritt, aus dem Impromptu des Dithyramben, des mimischen Tanzes, des Chors. Dieser bekam Zuwachs, Umschmelzung: Aeschylus brachte statt Einer handelnden Person zween auf die Bühne, erfand den Begriff der Hauptperson, und verminderte das Chormässige. Sophokles fügte die dritte Person hinzu, erfand Bühne: — aus solchem Ursprunge, aber spät, hob sich das griechische Trauerspiel zu seiner Grösse hervor, ward Meisterstück des menschlichen Geistes, Gipfel der Dichtkunst, den Aristoteles so hoch ehret, und wir freylich nicht tief gnug in Sophokles und Euripides bewundern können.

Man siehet aber zugleich, daß aus diesem Ursprunge gewisse Dinge erklärlich werden, die man sonst, als todte Regeln angestaunet, erschrecklich verkennen müssen. Jene Simplicität der griechischen Fabel, jene Nüchternheit griechischer Sitten, jenes fort ausgehaltne Kothurnmässige des Ausdrucks, Musik, Bühne, Einheit des Orts und der Zeit — das Alles lag ohne Kunst und Zauberey so natürlich und wesentlich im Ursprunge griechischer Tragödie, daß diese ohne Veredlung zu alle Jenem nicht möglich war. Alles das war Schlaube, in der die Frucht wuchs.

Tretet in die Kindheit der damaligen Zeit zurück: Simplicität der Fabel lag würklich so sehr in dem, was Handlung der Vorzeit, der Republik, des Vaterlandes, der Religion, was Heldenhandlung hieß, daß der Dichter eher Mühe hatte, in dieser einfältigen Größe Theile zu entdecken, Anfang, Mittel und Ende dramatisch hineinzubringen, als sie gewaltsam zu sondern, zu verstümmeln, oder aus vielen, abgesonderten Begebenheiten Ein Ganzes zu kneten. Wer jemals Aeschylus oder Sophokles gelesen, müßte das nie unbegreiflich finden. Im Ersten was ist die Tragödie als oft ein allegorisch = mythologisch = halb episches Gemählde, fast ohne Folge der Auftritte, der Geschichte, der Empfindungen, oder gar, wie die Alten sagten, nur noch Chor, dem einige Geschichte zwischengesetzt war — Konnte hier über Simplicität der Fabel die geringste Mühe und Kunst seyn? Und wars in den meisten Stücken des Sophokles anders? Sein Philoktet, Ajar vertriebner Oedipus u. s. w. nähern sich noch immer so sehr dem Einartigen ihres Ursprunges, dem dramatischen Bilde mitten im Chor. Kein Zweifel! es ist Genesis der griechischen Bühne.

Nun sehe man, wie viel aus der simpeln Bemerkung folge. Nichts minder, als: „das Künstliche ihrer Re„geln war — keine Kunst! war Natur! — Einheit der Fabel — war Einheit der Handlung, die vor ihnen lag; die nach ihren Zeit= Vaterlands= Religions= Sittenumständen, nicht anders als solch ein Eins seyn konnte. Einheit des Orts — war Einheit des Orts; denn die Eine, kurze feierliche Handlung ging nur an Einem Ort, im Tempel, Pallast, gleichsam auf einem Markt des Vaterlandes vor: so wurde sie im Anfange, nur mimisch und erzählend nachgemacht und zwischengeschoben: so kamen endlich die Auftritte, die Scenen hinzu — aber alles natürlich noch Eine Scene, wo der Chor Alles band, wo der Natur der Sache wegen Bühne nie leer bleiben konnte u. s. w. Und daß Einheit der Zeit nun hieraus folgte und natürlich mitging — welchem Kinde brauchte das bewiesen zu werden? Alle diese Dinge lagen damals in der Natur, daß der Dichter mit alle seiner Kunst ohne sie nichts konnte!

Offenbar siehet man also auch: die Kunst der griechischen Dichter nahm ganz den entgegen gesetzten Weg, den man uns heut zu Tage aus ihnen zuschreyet. Jene simplificirten nicht, denke ich, sondern sie vervielfältigten: Aeschylus den Chor, Sophokles den Aeschylus, und man darf nur die künstlichsten Stücke des letztern, und sein großes Meisterstück, den Oedipus in Thebe gegen den Prometheus, oder gegen die Nachrichten vom alten Dithyramb halten: so wird man die erstaunliche Kunst sehen, die ihm dahinein zu bringen gelang. Aber niemals Kunst aus Vielem ein Eins zu machen, sondern eigentlich aus Einem ein Vieles, ein schönes Labyrinth von Scenen, wo seine gröste Sorge blieb, an der verwickeltsten Stelle des Labyrinths seine Zuschauer

mit dem Wahn des vorigen Einen umzutauschen, den Knäuel ihrer Empfindungen so sanft und allmählig los zu winden, als ob sie ihn noch immer ganz hätten, die vorige Dithyrambische Empfindung. Dazu zierte er ihnen die Scene aus, behielt ja die Chöre bey, und machte sie zu Ruheplätzen der Handlung, erhielt Alle mit jedem Wort im Anblick des Ganzen, in Erwartung, in Wahn des Werdens, des Schonhabens, (was der lehrreiche Euripides nachher sogleich, da die Bühne kaum gebildet war, wieder verabsäumte!) Kurz, er gab der Handlung (eine Sache, die man so erschrecklich mißverstehet) Größe.

Und daß Aristoteles diese Kunst seines Genies in ihm zu schätzen wußte, und eben in Allem fast das Umgekehrte war, was die neuern Zeiten aus ihm zu drehen beliebt haben, müßte Jedem einleuchten, der ihn ohne Wahn und im Standpunkte seiner Zeit gelesen. Eben daß er Thespis und Aeschylus verließ, und sich ganz an den vielfach dichtenden Sophokles hält, daß er eben von dieser seiner Neuerung ausging, in sie das Wesen der neuen Dichtgattung zu setzen, daß es sein Lieblingsgedanke ward, nun einen Homer zu entwickeln, und ihn so vortheilhaft mit dem Ersten zu vergleichen; daß er keinen unwesentlichen Umstand vergaß, der nur in der Vorstellung seinen Begriff der Größe habenden Handlung unterstützen konnte, — alle das zeigt, daß der große Mann auch im großen Sinn seiner Zeit philosophirte, und nichts weniger, als an den verengernden kindischen Läppereyen schuld ist, die man aus ihm später zum Papiergerüste der Bühne machen wollen. Er hat offenbar in seinem vortrefflichen Kapitel vom Wesen der Fabel „keine anderen Regeln gewußt und anerkannt, als den „Blick des Zuschauers, Seele, Illusion!“ und sagt ausdrücklich, daß sich sonst die Schranken ihrer Länge,

mithin noch weniger Art oder Zeit und Raum des Baues durch keine Regeln bestimmen lassen. O wenn Aristoteles wieder auflebte, und den falschen, widersinnigen Gebrauch seiner Regeln bei Drama's ganz andrer Art sähe! — Doch wir bleiben noch lieber bei der stillen, ruhigen Untersuchung.

Wie sich Alles in der Welt ändert: so mußte sich auch die Natur ändern, die eigentlich das griechische Drama schuf. Weltverfassung, Sitten, Stand der Republiken, Tradition der Heldenzeit, Glaube, selbst Musik, Ausdruck, Maas der Illusion wandelte: und natürlich schwand auch Stoff zu Fabeln, Gelegenheit zu der Bearbeitung, Anlaß zu dem Zwecke. Man konnte zwar das Uralte, oder gar von andern Nationen ein Fremdes herbei holen, und nach der gegebnen Manier bekleiden: das that Alles aber nicht die Wirkung: folglich war in Allem auch nicht Seele: folglich wars auch nicht (was sollen wir mit Worten spielen?) das Ding mehr. Puppe, Nachbild, Affe, Statüe, in der nur noch der andächtigste Kopf den Dämon finden konnte, der die Statüe belebte. Lasset uns gleich (denn die Römer waren zu dumm, oder zu klug, oder zu wild und unmäßig, um ein völlig gräcisirendes Theater zu errichten) zu den neuen Atheniensern Europens übergehen, und die Sache wird, dünkt mich, offenbar.

Alles was Puppe des griechischen Theaters ist, kann ohne Zweifel kaum vollkommener gedacht und gemacht werden, als es in Frankreich geworden. Ich will nicht blos an die sogenannten Theaterregeln denken, die man dem guten Aristoteles beimißt, Einheit der Zeit, des Orts, der Handlung, Bindung der Scenen, Wahrscheinlichkeit des Brettergerüstes, u. s. w.

sondern wirklich fragen, ob über das gleissende, klassische Ding, was die Corneille, Racine und Voltaire gegeben haben, über die Reihe schöner Auftritte, Gespräche, Verse und Reime, mit der Abmessung, dem Wohlstande, dem Glanze — etwas in der Welt möglich sey? Der Verfasser dieses Aufsatzes zweifelt nicht blos daran, sondern alle Verehrer Voltaires und der Franzosen, zumal diese edlen Athenienser selbst, werden es geradezu läugnen — habens ja auch schon gnug gethan, thuns und werdens thun, „über das geht nichts! das kann nicht übertroffen werden!" Und in den Gesichtspunkt des Uebereinkommnisses gestellt, die Puppe aufs Brettergerüste gesetzt — haben sie recht, und müssens von Tag zu Tage, je mehr man sich in das Gleissende vernarrt, und es nachäffet, in allen Ländern Europens mehr bekommen!

Bei alle dem ists aber doch ein drückendes unwiderstrebliches Gefühl „das ist keine griechische Tragödie! von Zweck, Wirkung, Art, Wesen kein griechisches Drama!" Und der partheiischste Verehrer der Franzosen kann, wenn er Griechen gefühlt hat, das nicht läugnen. Ich wills gar nicht Einmal untersuchen „ob sie auch ihren Aristoteles den Regeln nach so beobachten, wie sies vorgeben, wo Lessing gegen die lautesten Anmaaßungen neulich schreckliche Zweifel erregt hat." Das Alles aber auch zugegeben, Drama ist nicht dasselbe, warum? weil im Innern nichts von ihm Dasselbe mit Jenem ist, nicht Handlung, Sitten, Sprache, Zweck, nichts — und was hülfe also alles Aeußere so genau erhaltne Einerlei? Glaubt denn wohl jemand, daß Ein Held des großen Corneille ein römischer oder französischer Held sey? Spanisch-Senekasche Helden! galante Helden, abentheurlich tapfere, großmüthige, verliebte, grausame Helden

also dramatische Fiktionen, die außer dem Theater Narren heissen würden, und wenigstens für Frankreich schon damals halb so fremde waren, als sies jetzt bei den meisten Stücken ganz sind - das sind sie. Racine spricht die Sprache der Empfindung — allerdings nach diesem Einen zugegebnen Uebereinkommnisse ist nichts über ihn; aber außer dem auch — wüßte ich nicht, wo Eine Empfindung so spräche? Es sind Gemälde der Empfindung von dritter fremder Hand; nie aber oder selten die unmittelbaren, ersten, ungeschminkten Regungen, wie sie Worte suchen und endlich finden. Der schöne Voltair'sche Vers, sein Zuschnitt, Inhalt, Bilderwirthschaft, Glanz, Witz, Philosophie — ist er nicht ein schöner Vers? Allerdings! der schönste, den man sich vielleicht denken kann, und wenn ich ein Franzose wäre, würde ich verzweifeln, hinter Voltaire Einen Vers zu machen — aber schön oder nicht schön, kein Theatervers! für Handlung, Sprache, Sitten, Leidenschaften, Zweck eines (anders als Französischen) Drama, ewige Schulchrie, Lüge und Galimathias. Endlich Zweck des Allen? durchaus kein griechischer, kein tragischer Zweck! Ein schönes Stück, wenn es auch eine schöne Handlung wäre, auf die Bühne zu bringen! eine Reihe artiger, wohlgekleideter Herren und Damen schöne Reden, auch die schönste und nützlichste Philosophie in schönen Versen vortragen zu lassen! sie allesamt auch in eine Geschichte dichten, die einen Wahn der Vorstellung giebt, und also die Aufmerksamkeit mit sich fortzieht! endlich das alles auch durch eine Anzahl wohlgeübter Herren und Damen vorstellen lassen, die wirklich auf Deklamation, Stelzengang der Sentenzen und Aussenwerke der Empfindung, Beifall und Wohlgefallen anwenden — das Alles können vortreffliche und die besten Zwecke zu einer lebendigen Lectüre, zur Uebung im Ausdruck, Stellung

und Wohlstande, zum Gemälde guter oder gar heroischer Sitten, und endlich gar eine völlige Akademie der Nationalweisheit und Decence im Leben und Sterben werden, (alle Nebenzwecke übergangen) schön! bildend! lehrreich! vortrefflich! durchaus aber weder Hand noch Fuß vom Zweck des griechischen Theaters.

Und welches war der Zweck? Aristoteles hats gesagt, und man hat gnug darüber gestritten — nichts mehr und minder, als eine gewisse Erschütterung des Herzens, die Erregung der Seele in gewissem Maaß und von gewissen Seiten, kurz! eine Gattung Illusion, die wahrhaftig! noch kein französisches Stück zuwege gebracht hat, oder zuwege bringen wird. Und folglich (es heisse so herrlich und nützlich, wie es wolle) griechisches Drama ists nicht! Trauerspiel des Sophokles ists nicht. Als Puppe ihm noch so gleich; der Puppe fehlt Geist, Leben, Natur, Wahrheit — mithin alle Elemente der Rührung — mithin Zweck und Erreichung des Zwecks — ists also dasselbe Ding mehr?

Hiemit würde noch nichts über Werth und Unwerth entschieden, es wäre nur blos von Verschiedenheit die Rede, die ich mit dem Vorigen ganz außer Zweifel gesetzt glaube. Und nun gebe ichs jedem anheim, es selbst auszumachen, „ob eine Kopirung fremder Zeiten, Sitten nnd Handlungen in Halbwahrheit, mit dem köstlichen Zwecke, sie der zweistündigen Vorstellung auf einem Brettergerüste fähig und ähnlich zu machen, wohl einer Nachbildung gleich" oder übergeschätzt werden könne, die in gewissem Betracht die höchste Nationalnatur war? ob eine Dichtung, deren Ganzes eigentlich (und da wird sich jeder Franzose winden oder vorbei singen müssen) gar keinen Zweck hat — das Gute ist nach dem Bekenntniß der besten Philosophen nur eine Nachlese im Detail — ob

die einer Landesanstalt gleichgeschätzt werden kann, wo in jedem kleinen Umstande Wirkung, höchste, schwerste Bildung lag? Ob endlich nicht eine Zeit kommen müßte, da man, wie die meisten und künstlichsten Stücke Corneille's schon vergessen sind, Crebillon und Voltaire mit der Bewunderung ansehen wird, mit der man jetzt die Asträa des Herrn von Urfe, und alle Clelien und Aspasien der Ritterzeit ansieht, „voll Kopf „und Weisheit! voll Erfindung und Arbeit! es wäre aus „ihnen so viel! viel zu lernen — aber Schade! daß es in „der Asträa und Clelia ist.“ Das Ganze ihrer Kunst ist ohne Natur! ist abenteuerlich! ist eckel! — Glücklich wenn wir im Geschmack der Wahrheit schon an der Zeit wären! Das ganze französische Drama hätte sich in eine Sammlung schöner Verse, Sentenzen, Sentimens verwandelt — aber der große Sophokles stehet noch, wie er ist!

Lasset uns also ein Volk setzen, das aus Umständen, die wir nicht untersuchen mögen, Lust hätte, sich statt nachzuäffen und mit der Wallnußschaale davon zu laufen, selbst lieber, sein Drama zu erfinden: so ists, dünkt mich, wieder erste Frage: wenn? wo? unter welchen Umständen? woraus solls das thun? und es braucht keines Beweises, daß die Erfindung nichts als Resultat dieser Fragen seyn wird und seyn kann. Holt es sein Drama nicht aus Chor, aus Dithyramb her: so kanns auch nichts Chormäßiges, Dithyrambisches haben. Läge ihm keine Simplicität von Faktis der Geschichte, Tradition, Häuslichen, und Staats- und Religionsbeziehungen vor — natürlich kanns nichts von Alle dem haben. — Es wird sich, wo möglich, sein Drama nach seiner Geschichte, nach Zeitgeist,

Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Tradition und Liebhabereien, wenn auch aus Fastnachts- und Marionettenspiel (eben, wie die edlen Griechen aus dem Chor) erfinden —. und das Erfundne wird Drama seyn, wenn es bei diesem Volk dramatischen Zweck erreicht. Man sieht, wir sind bei den

toto divisis ab orbe Britannis

und ihrem großen Shakespeare.

Daß da, und zu der und vor der Zeit kein Griechenland war, wird kein pullulus Aristoteles läugnen, und hier und da also griechisches Drama zu fordern, daß es natürlich (wir reden von einer Nachäffung) entstehe, ist ärger, als daß ein Schaf Löwen gebären solle. Es wird allein erste und letzte Frage: „wie ist der Boden? „worauf ist er zubereitet? was ist in ihn gesäet? was „sollte er tragen können?" — und Himmel! wie weit hier von Griechenland weg! Geschichte, Tradition, Sitten, Religion, Geist der Zeit, des Volks, der Rührung, der Sprache — wie weit von Griechenland weg! Der Leser kenne beide Zeiten viel oder wenig, so wird er doch keinen Augenblick verwechseln, was nichts Aehnliches hat. Und wenn nun in dieser glücklich oder unglücklich veränderten Zeit, es eben Ein Alter, Ein Genie gäbe, das aus seinem Stoff so natürlich, groß, und original eine dramatische Schöpfung zöge, als die Griechen aus dem Ihren — und diese Schöpfung eben auf den verschiedensten Wegen dieselbe Absicht erreichte, wenigstens an sich ein weit vielfach Einfältiger und Einfachvielfältiger — also (nach aller metaphysischen Definition) ein vollkommenes Ganzes wäre — was für ein Thor, der nun vergliche und gar verdammte, weil dies Zweite nicht das Erste sey? Und alle sein Wesen, Tugend und Vollkommenheit

beruht ja darauf, daß es nicht das Erste ist: daß aus dem Boden der Zeit, eben die andre Pflanze erwuchs.

Shakespeare fand vor und um sich nichts weniger als Simplicität von Vaterlandssitten, Thaten, Neigungen und Geschichtstraditionen, die das griechische Drama bildete, und da also nach dem Ersten metaphysischen Weisheitssatze aus Nichts Nichts wird, so wäre Philosophen überlassen, nicht blos kein Griechisches, sondern wenns außerdem Nichts giebt, auch gar kein Drama in der Welt mehr geworden, und hätte werden können. Da aber Genie bekanntermaaßen mehr ist, als Philosophie, und Schöpfer ein ander Ding, als Zergliederer: so wars ein Sterblicher mit Götterkraft begabt, eben aus dem entgegengesetztesten Stoff, und in der verschiedensten Bearbeitung dieselbe Wirkung hervorzurufen, Furcht und Mitleid! und beide in einem Grade, wie jener Erste Stoff und Bearbeitung es kaum vormals hervorzubringen vermocht! — Glücklicher Göttersohn über sein Unternehmen! Eben das Neue, Erste, ganz Verschiedne zeigt die Urkraft seines Berufs.

Shakespeare fand keinen Chor vor sich; aber wohl Staats- und Marionettenspiele — wohl! er bildete also aus diesen Staats- und Marionettenspielen, dem so schlechten Leim! das herrliche Geschöpf, das da vor uns steht und lebt! Er fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten — der Gram um das Vorige wäre vergebens gewesen; er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, König und Narren, Narren und König zu dem herrlichen Ganzen! Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung: er nahm Geschichte, wie er sie fand, und setzte mit Schöpfergeist das Verschie-

denartigste Zeug zu einem Wunderganzen zusammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechischen Verstande, so Aktion im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeiten Begebenheit (evenement) grosses Ereigniß nennen wollen — o Aristoteles, wenn du erschienest, wie würdest du den neuen Sophokles homerisiren! würdest so eine eigne Theorie über ihn dichten, die jetzt seine Landsleute, Home und Hurd, Pope und Johnson noch nicht gedichtet haben! Würdest dich freuen, von Jedem Deiner Stücke, Handlung, Charakter, Meinungen, Ausdruck, Bühne, wie aus zwey Punkten des Dreyecks Linien ziehen zu können, die sich oben in Einem Punkte des Zwecks, der Vollkommenheit begegnen! Würdest zu Sophokles sagen: mahle das heilige Blatt dieses Altars! und du o nordischer Barde alle Seiten und Wände dieses Tempels in dein unsterbliches Fresko!

Man lasse mich als Ausleger und Rhapsodisten fortfahren: denn ich bin Shakespeare näher als dem Griechen. Wenn bey diesem das Eine einer Handlung herrscht: so arbeitet Jener auf das Ganze eines Ereignisses einer Begebenheit. Wenn bey Jenem Ein Ton der Charaktere herrschet, so bey diesem alle Charaktere, Stände und Lebensarten, so viel nur fähig und nöthig sind, den Hauptklang seines Concerts zu bilden. Wenn in Jenem Eine singende feine Sprache, wie in einem höhern Aether thönet, so spricht dieser die Sprache aller Alter, Menschen und Menscharten, ist Dollmetscher der Natur in all' ihren Zungen — und auf so verschiedenen Wegen beyde Vertraute Einer Gottheit? — Und wenn jener Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so lehrt, rührt und bildet Shakespeare nordische Menschen! Mir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Akteur, Kouliße verschwun-

den! Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung der Welt! — einzelne Gepräge der Völker, Stände, Seelen! die alle die verschiedenartigsten und abgetrenntest handelnden Maschinen, alle — was wir in der Hand des Weltschöpfers sind — unwissende, blinde Werkzeuge zum Ganzen Eines theatralischen Bildes, Einer Größe habenden Begebenheit, die nur der Dichter überschauet. Wer kann sich einen größern Dichter der nordischen Menschheit und in dem Zeitalter! denken!

Wie vor einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt vor seine Bühne. Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; wirken in einander so disparat sie scheinen; bringen sich hervor, und zerstöhren sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellet zu haben schien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes. Lear der rasche, warme, edelschwache Greis, wie er da vor seiner Landcharte steht, und Kronen wegschenkt und Länder zerreißt, — in der ersten Scene der Erscheinung trägt schon allen Saamen seiner Schicksale zur Ernte der dunkelsten Zukunft in sich. Siehe! der gutherzige Verschwender, der rasche Unbarmherzige, der kindische Vater wird es bald seyn auch in den Vorhöfen seiner Tochter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, schwärmend, segnend, — ach, Gott! und Wahnsinn ahnend. Wirds seyn bald mit blassem Scheitel unter Donner und Blitz, zur untersten Klasse von Menschen herabgestürzt, mit einem Narren und in der Höhle eines tollen Bettlers Wahnsinn gleichsam pochend vom Himmel herab. — Und nun ist wie ers ist, in der ganzen leichten Majestät seines Elends und Verlassens; und nun zu sich kommend, angeglänzt vom letzten Strahle Hoffnung, da-

mit diese auf ewig, ewig erlösche! Gefangen, die todte Wohlthäterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf seinen Armen! auf ihrem Leichnam sterbend, der alte Knecht dem alten Könige nachsterbend — Gott! welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen, Wetter, Zeitläuften! und alle nicht blos Eine Geschichte — Helden und Staatsaktion, wenn du willt! von Einem Anfange zu Einem Ende, nach der strengsten Regel deines Aristoteles; sondern, tritt näher, und fühle den Menschengeist, der auch jede Person und Alter und Charakter und Nebending in das Gemälde ordnete. Zween alte Väter und alle ihre so verschiedne Kinder! Des Einen Sohn gegen einen betrognen Vater unglücklich dankbar, der andre gegen den gutherzigsten Vater scheuslich undankbar und abscheulich glücklich. Der gegen seine Töchter! diese gegen ihn! ihre Gemahl, Freier und alle Helfershelfer im Glück und Unglück. Der blinde Gloster am Arm seines unerkannten Sohnes, und der tolle Lear zu den Füßen seiner vertriebnen Tochter! und nun der Augenblick der Wegscheide des Glücks, da Gloster unter seinem Baume stirbt, und die Trompete rufet alle Nebenumstände, Triebfedern Charaktere und Situationen dahin eingedichtet — Alles im Spiel! zu Einem Ganzen sich fortwickelnd — zu einem Vater- und Kinder- Königs- und Narren- und Bettler- und Elend-Ganzen zusammengeordnet, wo doch überall bei den disparatsten Scenen Seele der Begebenheit athmet, wo Oerter, Zeiten, Umstände selbst, möchte ich sagen, die heidnische Schicksals- und Sternenphilosophie, die durchweg herrschet, so zu diesem Ganzen gehören, daß ich Nichts verändern, versetzen, aus andern Stücken hieher oder hieraus in andre Stücke bringen könnte. Und das wäre kein Drama? Shakespeare kein dramatischer Dichter? Der hundert Auf-

tritte einer Weltbegebenheit mit dem Arm umfaßt, mit dem Blick ordnet, mit der Einen durchhauchenden, Alles belebenden Seele erfüllet, und nicht Aufmerksamkeit; Herz, alle Leidenschaften, die ganze Seele von Anfang bis zu Ende fortreißt — wenn nicht mehr, so soll Vater Aristoteles zeugen, „die Größe des lebendigen Geschöpfs „darf nur mit Einem Blick übersehen werden können" — und hier — Himmel! wie wird das Ganze der Begebenheit mit tiefster Seele fortgefühlt und geendet! — Eine Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief wie die Natur; aber der Schöpfer giebt uns Auge und Gesichtspunkt, so groß und tief zu sehen!

In Othello, dem Mohren, welche Welt! welch ein Ganzes! lebendige Geschichte der Entstehung, Fortgangs, Ausbruchs, traurigen Endes der Leidenschaft dieses Edlen Unglückseligen! und in welcher Fülle, und Zusammenlauf der Räder zu Einem Werke! Wie dieser Jago, der Teufel in Menschengestalt, die Welt ansehn, und mit allen, die um ihn sind, spielen! und wie nun die Gruppe ein Cassio und Rodrich, Othello und Desdemone in den Charakteren, mit dem Zunder von Empfänglichkeiten seiner Höllenflamme, um ihn stehen muß, und jedes ihm in den Wurf kommt, und er alles braucht, und Alles zum traurigen Ende eilet. — Wenn ein Engel der Vorsehung menschliche Leidenschaften gegen einander abwog, und Seelen und Charaktere gruppirte, und ihnen Anlässe, wo Jedes im Wahn des Freien handelt, zuführt, und er sie alle mit diesem Wahne, als mit der Kette des Schicksals zu seiner Idee leitet — so war der menschliche Geist, der hier entwarf, sann, zeichnete, lenkte.

Daß Zeit und Ort, wie Hülsen um den Kern immer mit gehen, sollte nicht einmal erinnert werden dürfen, und

doch ist hierüber eben das helleste Geschrei. Fand Shakespeare den Göttergriff, Eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu Einer Begebenheit zu erfassen; natürlich gehörte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie mit zur Täuschung beitrügen. Ist wohl jemand in der Welt zu einer Kleinigkeit seines Lebens Ort und Zeit gleichgültig? und sind sie's insonderheit in den Dingen, wo die ganze Seele geregt, gebildet, umgebildet wird? in der Jugend, in Scenen der Leidenschaft, in allen Handlungen auf's Leben! Ist's da nicht eben Ort und Zeit und Fülle der äußern Umstände, die der ganzen Geschichte Haltung, Dauer, Existenz geben muß, und wird ein Kind, ein Jüngling, ein Verliebter, ein Mann im Felde der Thaten sich wohl Einen Umstand des Lokals, des Wie? und Wo? und Wann? wegschneiden lassen, ohne daß die ganze Vorstellung seiner Seele litte? Da ist nun Shakespeare der größte Meister, eben weil er nur und immer Diener der Natur ist. Wenn er die Begebenheiten seines Drama dachte, im Kopf wälzte, wie wälzen sich jedesmal Oerter und Zeiten so mit umher! Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet sich, wie durch ein Gesetz der Fatalität, eben die hieher, die dem Gefühl, der Handlung, die kräftigste, die idealste ist; wo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am meisten den Trug der Wahrheit unterstützen, wo Zeit- und Ortwechsel, über die der Dichter schaltet, am lautesten rufen: „hier ist kein Dichter! ist Schöpfer! ist Geschichte der Welt!"

Als z. E. der Dichter den schrecklichen Königsmord, Trauerspiel Macbeth genannt, als Faktum der Schöpfung in seiner Seele wälzte — bist du, mein lieber Leser, so blöde gewesen, nun in keiner Scene, Scene und Ort mit zu fühlen — wehe Shakespeare, dem verwelkten

Blatte in deiner Hand. So hast du nichts von der Eröffnung durch die Zauberinnen auf der Haide unter Blitz und Donner! nichts nun vom blutigen Manne mit Macbeths Thaten zur Bothschaft des Königes an ihn, nichts wider die Scene zu brechen, und den prophetischen Zaubergeist zu eröffnen, und die vorige Bothschaft nun mit diesem Grusse in seinem Haupt zu mischen — gefühlt! Nicht sein Weib mit seiner Abschrift des Schicksalsbriefes in ihrem Schlosse wandern sehen, die hernach wie grauerlich anders wandern wird! Nicht mit dem stillen Könige noch zu guter letzt die Abendluft so sanft gewittert, rings um das Haus, wo zwar die Schwalbe so sicher nistet, aber du, o König — das ist im unsichtbaren Werk! — dich deiner Mördergrube näherst. Das Haus in unruhiger, gastlicher Zubereitung, und Macbeth in Zubereitung zum Morde! Die bereitende Nachtscene Bankos mit Fackel und Schwerdt! Der Dolch! der schauerliche Dolch der Vision! Glocke — kaum ists geschehen und das Pochen an der Thür! — Die Entdeckung, Versammlung — man trabe alle Oerter und Zeiten durch, wo das zu der Absicht, in der Schöpfung, anders als da und so geschehen könnte. Die Mordscene Bankos im Walde; das Nachtgastmahl und Bankos Geist — nun wieder die Herenhaide (denn seine erschreckliche Schicksalsthat ist zu Ende!) Nun Zauberhöhle, Beschwörung, Prophezeiung, Wuth und Verzweiflung! Der Tod der Kinder Macdufs unter den Flügeln ihrer einsamen Mutter! und jene zween Vertriebne unter dem Baum, und nun die grauerliche Nachtwanderin im Schlosse, und die wunderbare Erfüllung der Prophezeiung — der heranziehende Wald — Macbeths Tod durch das Schwert eines Ungebohrnen — ich müßte alle, alle Scenen ausschreiben, um das idealisirte Lokal des unnennbaren Ganzen, der Schicksals-Königs-

mords- und Zauberwelt zu nennen, die als Seele das Stück, bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort, selbst scheinbarer Zwischenverwirrung, belebt, Alles in der Seele zu Einem schauderhaften, unzertrennlichen Ganzen zu machen — und doch würde ich mit Allem nichts sagen.

Dies Individuelle jedes Stücks, jedes einzelnen Weltalls, geht mit Ort und Zeit und Schöpfung durch alle Stücke. Leßing hat einige Umstände Hamlets in Vergleichung der Theaterkönigin Semiramis entwickelt — wie voll ist das ganze Drama dieses Lokalgeistes von Anfang, zu Ende. Schloßplatz und bittre Kälte, ablösende Wache und Nachterzählungen, Unglaube und Glaube — der Stern — und nun erscheints! — Kann Jemand seyn, der nicht in jedem Wort und Umstande Bereitung und Natur ahne? So weiter. Alles Kostume der Geister erschöpft! der Menschen zur Erscheinung erschöpft! Hahnkräh und Paukenschall, stummer Wink und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Lokal! welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erschreckte König kniet, und Hamlet vorbeiirrt in seiner Mutter Kammer vor dem Bilde seines Vaters! und nun die andre Erscheinung! Er am Grabe seiner Ophelia! der rührende good Fellow in allen den Verbindungen mit Horazio, Ophelia, Laertes, Fortinbras! das Jugendspiel der Handlung, was durchs Stück fortläuft und fast bis zu Ende keine Handlung wird — wer da Einen Augenblick Brettergerüste fühlt und sucht, und Eine Reihe gebundner artiger Gespräche auf ihm sucht, für den hat Shakespeare und Sophokles, kein wahrer Dichter der Welt gedichtet.

Hätte ich doch Worte dazu, um die einzelne Haupt-Empfindung, die also jedes Stück beherrscht, und wie eine Weltseele durchströmt, zu bemerken. Wie es doch

in Othello wirklich mit zu dem Stücke gehört, so selbst das Nachtsuchen wie die fabelhafte Wunderliebe, die Seefahrt, der Seesturm, wie die brausende Leidenschaft Othellos, die so sehr verspottete Todesart, das Entkleiden unter dem Sterbeliedchen und dem Windessausen, wie die Art der Sünde und Leidenschaft selbst — sein Eintritt, Rede ans Nachtlicht u. s. w. wäre es möglich, doch das in Worte zu fassen, wie das Alles zu Einer Welt der Trauerbegebenheit lebendig und innig gehöre — aber es ist nicht möglich. Kein elendes Farbengemälde läßt sich durch Worte beschreiben oder herstellen, und wie die Empfindung Einer lebendigen Welt in allen Scenen, Umständen und Zaubereien der Natur. Gehe, mein Leser, was du willt, Lear und die Richards, Cäsar und die Heinrichs, selbst Zauberstücke und Divertissements, insonderheit Romeo, das süsse Stück der Liebe, auch Roman in jedem Zeitumstande, und Ort und Traum und Dichtung — gehe es durch, versuche Etwas der Art wegzunehmen, zu tauschen, es gar auf ein französisches Brettergerüste zu simplificiren — eine lebendige Welt mit allem Urkundlichen ihrer Wahrheit in dies Gerüste verwandelt — schöner Tausch! schöne Wandlung! Nimm dieser Pflanze ihren Boden, Saft und Kraft, und pflanze sie in die Luft: nimm diesem Menschen Ort, Zeit, individuelle Bestandheit — du hast ihm Othem und Seele genommen, und ist ein Bild vom Geschöpf.

Eben da ist also Shakespeare Sophokles Bruder, wo er ihm dem Anschein nach so unähnlich ist, um im Innern, ganz wie Er, zu seyn. Da alle Täuschung durch dies Urkundliche, Wahre, Schöpferische der Geschichte erreicht wird, und ohne sie nicht blos erreicht würde, sondern kein Element mehr (oder ich hätte umsonst geschrieben) von Shakespeare's Drama und

dramatischem Geist bliebe: so sieht man, die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste allein Körper: alle Auftritte der Natur an diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinosa „Pan! Universum!" heissen. Sophokles blieb der Natur treu, da er Eine Handlung Eines Orts und Einer Zeit bearbeitete: Shakespeare konnt ihr allein treu bleiben, wenn er seine Weltbegebenheit und Menschenschicksal durch alle die Oerter und Zeiten wälzte, wo sie — nun, wo sie geschehen: und Gnade Gott dem kurzweiligen Franzosen, der in Shakespeare's fünften Aufzug käme, um da die Rührung in der Quintessenz herunter zu schlucken. Bei manchen französischen Stücken mag dies wohl angehen, weil da Alles nur fürs Theater versificirt und in Scenen schaugetragen wird; aber hier geht er eben ganz leer aus. Da ist Weltbegebenheit schon vorbei: er sieht nur die letzte, schlechteste Folge, Menschen, wie Fliegen fallen: er geht hin und höhnt: Shakespeare ist ihm Aergerniß und sein Drama die dummste Thorheit.

Ueberhaupt wäre der ganze Knäuel von Ort- und Zeitquästionen längst aus seinem Gewirre gekommen, wenn ein philosophischer Kopf über das Drama sich die Mühe hätte nehmen wollen, auch hier zu fragen: „was denn „Ort und Zeit sey?" Solls das Brettergerüste, und der Zeitraum eines Divertissements au théâtre seyn: so hat niemand in der Welt Einheit des Orts, Maaß der Zeit und der Scenen, als — die Franzosen. Die Griechen — bei ihrer hohen Täuschung, von der wir fast keinen Begriff haben — bei ihren Anstalten für das Oeffentliche der Bühne, bei ihrer rechten Tempelandacht vor derselben, haben an nichts weniger als das je gedacht. Wie muß die Täuschung eines Menschen seyn, der hinter je-

dem Auftritt nach seiner Uhr sehen will, ob auch so Was in so viel Zeit habe geschehen können? und dem es sodann Hauptelement der Herzensfreude würde, daß der Dichter ihn doch ja um keinen Augenblick betrogen, sondern auf dem Gerüste nur eben so viel gezeigt hat, als er in der Zeit im Schneckengange seines Lebens sehen würde — welch ein Geschöpf, dem das Hauptfreude wäre! und welch ein Dichter, der darauf als Hauptzweck arbeitete, und sich dann mit dem Regelnkram brüstete: „wie artig habe ich nicht so viel und so viel schöne Spielewerke! auf den engen gegebnen Raum dieser Brettergrube, théâtre françois genannt, und in den gegebnen Zeitraum der Visite dahin eingeklemmt und eingepaßt! die Scenen filirt und enfilirt! alles genau geflickt und geheftet" — elender Ceremonienmeister! Savoyarde des Theaters, nicht Schöpfer! Dichter! dramatischer Gott! Als solchem schlägt dir keine Uhr auf Thurm und Tempel, sondern du hast Raum und Zeitmaasse zu schaffen, und wenn du eine Welt hervorbringen kannst, und die nicht anders, als in Raum und Zeit existiret, siehe, so ist da im Innern dein Maaß von Frist und Raum; dahin du alle Zuschauer zaubern, daß du Allen aufdringen mußt, oder du bist — was ich gesagt habe, nur nichts weniger, als dramatischer Dichter.

Sollte es denn jemand in der Welt brauchen demonstrirt zu werden, daß Raum und Zeit eigentlich an sich nichts, daß sie die relativste Sache auf Daseyn, Handlung, Leidenschaft, Gedankenfolge und Maaß der Aufmerksamkeit in oder ausserhalb der Seele sind? Hast du denn, gutherziger Uhrsteller des Drama, nie Zeiten in deinem Leben gehabt, wo dir Stunden zu Augenblicken und Tage zu Stunden; Gegentheils aber auch Stunden zu Tagen, und Nachtwachen zu Jahren geworden sind?

Hast du keine Situationen in deinem Leben gehabt, wo deine Seele Einmal ganz außer dir wohnte, hier in diesem romantischen Zimmer deiner Geliebten, dort auf jener starren Leiche, hier in diesem Drückenden äußerer, beschämender Noth — jetzt wieder über Welt und Zeit hinausflog, Räume und Weltgegenden überspringet, alles um sich vergaß, und im Himmel, in der Seele, im Herzen dessen bist, dessen Existenz du nun empfindest? Und wenn das in deinem trägen, schläfrigen Wurm- und Baumleben möglich ist, wo dich ja Wurzeln gnug am todten Boden deiner Stelle festhalten, und jeder Kreis, den du schleppest, dir langsames Moment gnug ist, deinen Wurmgang auszumessen — nun denke dich Einen Augenblick in Eine andre, eine Dichterwelt nur in einen Traum? Hast du nie gefühlt, wie im Traum dir Ort und Zeit schwinden? was das also für unwesentliche Dinge, für Schatten gegen das, was Handlung, Würkung der Seele ist, seyn müssen? wie es blos an dieser Seele liege, sich Raum, Welt und Zeitmaaß zu schaffen, wie und wo sie will? Und hättest du das nur Einmal in deinem Leben gefühlt, wärest nach Einer Viertelstunde erwacht, und der dunkle Rest deiner Traumhandlungen hätte dich schwören gemacht, du habest Nächte hinweg geschlafen, geträumt und gehandelt! — dürfte dir Mahomeds Traum, als Traum, noch Einen Augenblick ungereimt seyn! und wäre es nicht eben jedes Genies, jedes Dichters, und des dramatischen Dichters insonderheit Erste und Einzige Pflicht, dich in einen solchen Traum zu setzen? Und nun denke, welche Welten du verwirrest, wenn du dem Dichter deine Taschenuhr, oder dein Visitenzimmer vorzeigest, daß er dahin und darnach dich träumen lehre?

Im Gange seiner Begebenheit, im ordine successivorum und simultaneorum seiner Welt, da liegt sein Raum

und Zeit. Wie, und wo er dich hinreisse? Wenn er dich nur dahin reißt, da ist seine Welt. Wie schnell und langsam er die Zeiten folgen lasse; er läßt sie folgen; er drückt dir diese Folge ein: das ist sein Zeitmaaß — und wie ist hier wieder Shakespeare Meister! langsam und schwerfällig fangen seine Begebenheiten an, in seiner Natur wie in der Natur: denn er giebt diese nur im verjüngten Maasse. Wie mühevoll, ehe die Triebfedern in Gang kommen! je mehr aber, wie laufen die Scenen! wie kürzer die Reden und geflügelter die Seelen, die Leidenschaft, die Handlung! und wie mächtig sodann dieses Laufen, das Hinstreuen gewisser Worte, da niemand mehr Zeit hat. Endlich zuletzt, wenn er den Leser ganz getäuscht und im Abgrunde seiner Welt und Leidenschaft verloren sieht, wie wird er kühn, was läßt er auf einander folgen! Lear stirbt nach Cordelia, und Kent nach Lear! es ist gleichsam Ende seiner Welt, jüngster Tag da, da Alles auf einander rollet und hinstürzt, der Himmel eingewickelt und die Berge fallen: das Maaß der Zeit ist hinweg. — Freylich wieder nicht für den lustigen, munteren Kaklogallianer, der mit heiler frischer Haut in den fünften Akt käme, um an der Uhr zu messen, wie viel da in welcher Zeit sterben? aber Gott, wenn das Kritik, Theater, Illusion seyn soll — was wäre denn Kritik? Illusion? Theater? was bedeuteten alle die leeren Wörter.

Nun finge eben das Herz meiner Untersuchung an, „wie? auf welche Kunst und Schöpferweise Shakespeare „eine elende Romanze, Novelle und Fabelhistorie zu solch „einem lebendigen Ganzen habe dichten können? Was für „Gesetze unsrer historischen, philosophischen, dramatischen Kunst in Jedem seiner Schritte und Kunst„griffe liege?" Welche Untersuchung! wie viel für unsern

Geschichtbau, Philosophie der Menschenseelen und Drama. — Aber ich bin kein Mitglied aller unsrer historischen, philosophischen und schönkünstlichen Akademieen, in denen man freilich an jedes Andre eher, als an so etwas denkt! Selbst Shakespeares Landsleute denken nicht daran. Was haben ihm oft seine Kommentatoren für historische Fehler gezeihet! der fette Warburton z. E., welche historische Schönheiten Schuld gegeben! und noch der letzte Verfasser des Versuchs über ihn hat er wohl die Lieblingsidee, die ich bei ihm suchte: „wie hat Shakespeare „aus Romanzen und Novellen Drama gedichtet?" erreicht? Sie ist ihm wie dem Aristoteles dieses brittischen Sophokles, dem Lord Home kaum eingefallen.

Also nur Einen Wink in die gewöhnlichen Klassificationen in seinen Stücken. Noch neuerlich hat ein Schriftsteller *), der gewiß seinen Shakespeare ganz gefühlt hat, den Einfall gehabt, jenen ehrlichen Fishmonger von Hofmann, mit grauem Bart und Runzelgesicht, triefenden Augen und seinem plentiful lak of wit together with weak Hams, das Kind Polonius zum Aristoteles des Dichters zu machen, und die Reihe von Alt und Cals, die er in seinem Geschwätz wegsprudelt, zur ernsten Classifikation aller Stücke vorzuschlagen. Ich zweifle. Shakespeare hat freylich locos communes, Moralen und Classificationen, die auf hundert Fälle angewandt, auf alle und keinen recht passen, am liebsten Kindern und Narren in den Mund zu legen; und eines neuen Stobæi und Florilegii, oder Cornu copiæ von Shakespeare's Weisheit, wie die Engländer theils schon haben und wir Deutsche Gottlob! neulich auch hätten haben sollen — deren würde sich solch ein Polonius, und Launce-

*) Briefe über Merkw. der Litter. 3te Samml.

lot, Arlequin und Narr, blöder Richard, oder aufgeblasner Ritterkönig am meisten zu erfreuen haben, weil jeder ganze, gesunde Mensch bei ihm nie mehr zu sprechen hat, als er aus Mund in Hand braucht; aber doch zweifle ich hier noch. Polonius soll hier wahrscheinlich nur das alte Kind seyn, das Wolken für Kameele und Kameele für Baßgeigen ansieht, in seiner Jugend auch einmal den Julius Cäsar gespielt hat, und war ein guter Akteur, und ward von Brutus umgebracht, und wohl weiß

why Day is Day, Night Night and Time is Time

also auch hier einen Kreisel theatralischer Worte drehet — wer wollte aber darauf bauen? oder was hätte man denn nun mit der Eintheilung? Tragedy, Comedy, History, Pastoral, Tragical-Historical, und Historical-Pastorell, und Pastorical-Comical und Comical-Historical-Pastoral, und wenn wir die Calls noch hundertmal mischen, was hätten wir endlich? kein Stück wäre doch griechische Tragedy, Comedy und Pastoral, und sollte es nicht seyn. Jedes Stück ist History im weitsten Verstande, die sich nun freilich bald in Tragedy, Comedy, u. s. w. mehr oder weniger nuancirt. — Die Farben aber schweben da so ins Unendliche hin, und am Ende bleibt doch jedes Stück und muß bleiben, — was es ist Historie! Helden- nnd Staatsaktion zur Illusion mittlerer Zeiten! oder (wenige eigentliche Plays und Divertissemens ausgenommen) ein völliges Größe habendes Ereigniß einer Weltbegebenheit, eines menschlichen Schicksals.

Trauriger und wichtiger wird der Gedanke, daß auch dieser große Schöpfer von Geschichte und Weltseele immer mehr veralte! daß da Worte und Sitten und Gattungen der Zeitalter, wie ein Herbst von Blättern welken

und absinken, wir schon jetzt aus diesen großen Trümmern der Ritternatur so weit heraus sind, daß selbst Garrik, der Wiedererwecker und Schutzengel auf seinem Grabe, so viel ändern, auslassen, verstümmeln muß, und bald vielleicht, da sich alles so sehr verwischt und anders wohin neiget, auch sein Drama der lebendigen Vorstellung ganz unfähig werden, und eine Trümmer von Kolossus, von Pyramide seyn wird, die Jeder anstaunet und keiner begreift. Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund *), der du dich bei diesem Lesen erkennest und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als Einmal umarmet, wo du noch den süssen uüd deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum, und dein edles Wirken laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange. Und solltest du alsdenn auch später sehen, wie unter deinem Gebäude der Boden wankt, und der Pöbel umher still steht und gafft, oder höhnt, und die daurende Pyramide nicht alten ägyptischen Geist wieder aufzuwecken vermag — Dein Werk wird bleiben, und ein treuer Nachkomme dein Grab suchen, und mit andächtiger Hand dir schreiben, was das Leben fast aller Würdigen der Welt gewesen:

Voluit! quiescit!

---

*) Dieser Freund war Goethe. Er schrieb damals am Götz von Berlichingen.

III.

Recensionen.

I.

Oden (von Klopstock.) Hamburg, 1771. Bei Bohn, 4.

Wenn die Ode, selbst nach dem Begriff des kältesten Kunstrichters, nichts als eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, ein ganzer Ausfluß einer begeisterten Einbildungskraft, oder eines erregten Herzens, nichts als eine höchst sinnliche Rede über einen Gegenstand seyn soll: so müßten selbst für den, der blos nach der Definition prüfte, die meisten der vorliegenden Oden vortreffliche Stücke und Muster in ihrer Art seyn. Welche Natur! welches ganze volle Herz, und ungetheilt sich hinopfernde schöne Seele erscheint nicht insonderheit in den Stücken des zweiten Buchs, in den menschlichen und am meisten in den Jugendstücken des Dichters! Kann ein Abschied ganzer und wahrer und schöner seyn, als der S. 97. an Giesecke! Kann die traurige, wehmüthige Empfindung des ewigen Scheidens vom leisesten Seufzer zur lautsten Hoffnung hinauf, und wieder bis zur trübsten Thräne herunter treuer gesagt werden, als in der Ode S. 108. an Fanny! Und giebts ein schöneres Bild gesellschaftlicher Naturfreude und Frühlingswonne mit allen Wallungen und Steigerungen des erregten Herzens als der Zürchersee! S. 116. Und da dieser Naturgeist die ganze Fülle des Herzens und der Seele alle Stücke des Verf. durchgeht, und jedwedes so eigenthümlich bezeichnet: welch ein Geschenk hat unsre Sprache, unsre

Dichtkunst, ja wir möchten sagen, die Menschheit unsers Vaterlandes an dieser einzigen Sammlung Oden!

Ein Mann vor 200 Jahren, der großer Geist, und wirkliches Genie war, hatte ein Lieblingsbuch, das er allen in der Welt vorzog. Es war eine Sammlung Oden: wir nennen sie die Psalmen Davids, und der Mann hieß Luther — man höre, was er über sie sagt, und uns dünkt, er sage mehr, als der schön lateinische Lowth über seine drei Classen dieser Oden. „Ich „halt, daß kein feiner Exempelbuch oder Legenden der „Heiligen auf Erden kommen sey, denn der Psalter ist. „Es ist des Psalters edle Tugend und Art, daß andere „Bücher wohl viel von Werken der Heiligen rumpeln, „aber gar wenig von ihren Worten sagen. Da ist der „Psalter ein Ausbund, daß er erzählt der Heiligen Wort; „zu dem nicht schlechte gemeine Rede derselben, sondern „die allerbesten, so sie mit großem Ernst in der allertreff„lichsten Sachen geredet haben — damit er also ihr Herz „und gründlichen Schatz ihrer Seelen für uns legt, daß „wir in den Grund und Quelle ihrer Wort und Werk se„hen können, was sie für Gedanken gehabt haben, wie „sich ihr Herz gestellet und gehalten hat in allerlei Sa„chen, Fahr und Noth, gegen Gott und jedermann. Denn „ein menschlich Herz ist wie ein Schiff auf einem wilden „Meer, welches die Sturmwinde von den vier Orten der „Welt treiben. Hie stößet her Furcht und Sorge für zukünf„tigem Unfall, dort fähret Grämen her, und Traurigkeit „vom gegenwärtigem Uebel. Hie webt Hoffnung und „Vermessenheit von zukünftigem Glück; dort bläset her „Sicherheit und Freude in gegenwärtigen Gütern. Sol„che Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden, und das „Herz öffnen, und den Grund herausschütten. Denn wer

„in

„in Furcht und Noth steckt, redet viel anders von Unfall, „denn der in Freuden schwebet; und wer in Freuden „schwebt," redet und singt viel anders von Freude, denn „der in Furcht steckt. Es gehet nicht von Herzen, spricht „man, wenn ein Trauriger lachen oder Fröhlicher weinen „soll: das ist, seines Herzens Grund stehet nicht offen, „und ist nicht heraus. Was ist aber das meiste im Psal„ter, denn solch ernstlich Reden in allerlei solchen Sturm„winden? Wo findet man feiner Wort von Freuden, denn „die Lob- oder Dankpsalmen haben? Da siehest du allen „Heiligen ins Herz, wie in schöne lustige Gärten, ja wie „in den Himmel! wie feine herrliche, lustige Blumen „darinn aufgehn, von allerlei schönen, fröhlichen Gedan„ken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo „findest du tiefer, kläglicher, jämmerlicher Wort von „Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben? Da siehest „du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, „ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ists da von „allerlei betrübten Anblick des Zornes Gottes! Also auch, „wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie sol„che Wort, daß dir kein Mahler also könnte die Furcht „oder Hoffnung abmahlen, und kein Redekündiger also „fürbilden. —" Der Ton würde wahrscheinlich unsern Bibliothekbesuchen zu schwärmerisch scheinen, wenn wir also fortfahren, oder deutlich anwenden sollten. Obige Wahrheit indessen und Treue als Charaktereigenschaft dieser Gedichte, wenigstens poetisch, zum Grunde gesetzt, welch ernstliches Interesse wird daraus! und wie manche fühlbaren Jünglinge werden seyn, die nicht ausrufen: hättest du so gesungen! so geleiert! sondern wärst du es, der so dächte, so fühlte!

Natürlich folgt hieraus, daß Kl. am meisten und vielleicht allein auf die wirken könne, die mit ihm sympathi-

siren; allein, sollte er nicht wenigstens fordern können, so fein du mich als Dichter liesest, so mußt du mit mir mindstens sympathisiren wollen: d. i. setze dich in meine Umstände, Denk- Fühlungsart, Lieblingsbegriffe u. s. w. Solltest du diese auch blos für Mythologie anzusehen geneigt seyn: habe wenigstens die Billigkeit, sie mir als etwas mehr zu gönnen, oder uns in Frieden zu trennen, „willst du zur Rechten, so will ich zur Linken!" u. s. w. Mich dünkt, das sind auch nach dem strengsten Kriegsrechte der Kritik zugestandne Punkte, ohne die auch kein Recht und Urtheil mehr bleibt. Möge der Autor als Mensch, als Religionsverwandter denken, was er wolle: als Dichter mußt du ihm glauben. Und außer dem Gedicht sollte es nicht so viel Ungläubige an Ramlers Friedrich geben können, als Ungläubige an Klopstocks Jesus Christus?

Indeß, da dieser Zwang sich doch immer unvermerkt mehr oder minder äußern wird: so singt Orpheus immer für Wald und Fels, und der Dichter für die am meisten, die kein System haben, die sich von allem, was in ihnen ist, entäußern können. Für die ist sodann jede Situation neu und ganz: sie sehen mit Augen des Sehers, und natürlich so sahen sie seine Wunder. — —

In solcher Sympathie nun wie ächt und zart und schön charakterisirt sich beinahe jedwedes Klopstockisches Stück! Welch eigne Farbe und Ton des Ausdrucks ruhet auf jeglichem, die sich von der ganzen Mensur, Haltung und Beaugung des Gegenstandes bis auf den kleinsten Zug, Länge und Kürze des Perioden, Wahl des Sylbenmaaßes, beinahe bis auf jeden härtern und leisern Buchstab, auf jedes O und Ach! erstrecken. Dem Rec. dünkt, daß hierinn diese

Gedichte so was Eigenes, Ursprüngliches und Eingegeistetes haben, daß so wie die Natur jedem Kraut, Gewächse und Thier seine Gestalt, Sinn und Art gegeben, die individuel ist und eigentlich nicht verglichen werden kann: so schwimmt auch ein andrer Duft und webt ein andrer Geist der Art und Leidenschaft in jedem individuellen Stück des Verf. Die Oden an Fanny (er hat nur Eine derselben behalten) sind ganz andre, als die an Cidli: die Jugendgedichte wahrlich nicht die — härtere oder festere — des dritten Buchs: das Gebet um Friedrich, oder die Meßias Ode wahrlich nicht die Elegie um ihn, und so gehts bis auf die kleinste Witterung etwa der Scene, der Zeit, der Umstände. Die Seele hat immer gewirkt, wie sie war, wie sie sich damals fühlte. Der Duft erfüllt den Leser bis aufs kleinste und der Recensent würde seiner Privatästhetik Glück wünschen, wenn er sich diese Melodie, diese Modulation jedes Stücks deutlicher machen und in Einem Worte dafür schreiben könnte. Welch eine herrliche Abenddämmerung geht zum Exempel durch die Erscheinung des Thuiskon! Mit Sylbenmaaß und Ideenfolge und Bildern und Anfang und Ende gleichsam aus den letzten Sonnenstrahlen und dem stäubenden Silber und rauschenden Wipfeln, wie heilig, feierlich und stille zusammengewebt! So ähnlich die Sommernacht und die frühen Gräber! So, nur tönender, der Bach und Siona! — — Braga welch ein lebendig Gemählde von Wintermorgen, Reif, Mond und Schrittschuhtakt! Der Rheinwein — Leone — wiederum die todte Clarissa — man habe eben den letzten Band dieses himmlischen Mädchens geschlossen, sehe sie im Sarge — Cidli daneben — Klopstocks Herz in der Brust, — — und es wird der so eigne, sanfte, schauderhafte Klang werden,

der dieß Stück durchweht — — und welches hätte in dem Verstande nicht seinen eigenen Geist?

Nichts muß daher abscheulicher seyn, als alle diese Stücke mit feister Hand fort lesen und feister Stimme nach Einem gegebnen antiken oder modernen Flötentone fort deklamiren wollen. Wie jener, der sich vor sein Stammbuch setzte, die Namen seiner Freunde, sämmtlich und sonders, Blatt für Blatt, flugs und fort mit Gesundheiten zu ehren: so ohngefähr würde der handeln, der sich hinlagerte, um alle Klopst. Lieder nach der Reihe hinwegzusingen, und so zu versuchen, ob sie auch viel Empfindung enthielten? oder der alle Klopst. Oden nach der Reihe in Einer Fassung vordeklamirte. Zu jeder Ode würde ohne Zweifel so eine eigne Bereitung sein selbst und des Kreises, in dem man lieset, gehören, als — nun als die Ode eigne Art hat. Ein Gassenhauer läßt sich natürlich auf allen Straßen singen und ein blos künstliches Phantasiestück zu aller Zeit mit Pomp und Anstand hertönen — eine hölzerne Maschine kann überall hingestellt werden, aber ein Naturprodukt, eine Blume, eine Pflanze? — muß auf ihrer Stelle wachsen, oder sie verdörret. Hierüber redet Teone S. 234.

Man siehet leicht, daß der Rec. wenig Lust habe, das bekannte Regelnlineal der Ode hier anzulegen und zu versuchen, ob jedes Stück schönen Plan, schöne Ordnung und Unordnung 2c. habe. So fern diese Regeln mehr sind, d. i. so fern sie in der Natur des Einen Gegenstandes und der Weise, wie der Affect handelt, liegen, wird sie gewiß die begeisterte Einbildungskraft von selbst in ihr Werk wirken, weil dies ohne solche Gesetze nicht möglich wäre. Und so dünkt uns, könnten aus den vornehmsten Stücken dieser Sammlung die feinsten Regeln des Affects und eine Theorie der

Ode abgezogen werden, die wir vielleicht noch nicht haben. Die meisten Oden des zweiten, und einige des dritten Buchs sind horazisch: die nachgeahmten Stellen in so vortrefflicher Manier nachgeahmt — und sonst muß der Rec. bekennen, daß ihn die meisten Odengesetze, die man als solche in Lehrbüchern und Critiken gäng und gäbe gemacht, sehr willkührlich dünken. Sie sind fast nur, und nur aus dem kleinsten Theile des Horaz abgezogen, wurden auf Pindar, David, Hafiz, alle Araber und wenn man will, auch Engländer, angewandt, den meisten den Hals brechend, und wenn man sie so sicher für die einzige Ordnung und Gesetze der begeisterten Einbildungskraft angiebt: woher als solche bewiesen? Hat diese nicht vielmehr bei jedem Gegenstande ihre eigene Art zu handeln? Die Eigenschaften, mit denen sie handelt, sind sie nicht entweder so wandelbar, oder aber so allgemein, daß man alles unter sie subsumiren kann, was man will? Und ich wüßte überhaupt nicht, warum nicht die Ode sich von einer kleinen poetischen Phantasie, wo es der Gegenstand erfoderte, gleichsam von einem Seufzer und einzelnen Ausbruch zum planvollsten Gebäude erheben könnte? Singt Nachtigall und Lerche immer gleich? gleich lang? und nach Einer Melodie?

Wäre es also auch, daß man hier manche Stücke, insonderheit des ersten Buchs an Gott für bloße Tiraden der Phantasie uud manche im dritten Buch für sehr kunstvolle Abhandlungen unodenmäßiger Gegenstände hielte; in beiden Fällen lassen sich keine Gesetze geben, was? und wie weit ichs mit Phantasie bearbeiten soll oder darf? oder es käme endlich darauf hinaus, wie fern es gut sey, daß dieser Mensch so viel Phantasie habe? und — wer beantwortet die Frage? — Wenn also auch

der Rec. bei dem Tanz der personificirten Sylbenmaaße in Sponda S. 152., bei dem großen Glauben an unsre altdeutsche Dichter, (S. 183.) an das Urtheil der Sculda S. 212. die oft ungerecht gnug richtet, an die neuerfundne Harmonie (S. 216.) an das Wir und Sie (S. 220.) an den Gebrauch der altdeutschen Mythologie (S. 258.) und insonderheit an die Tapferkeiten Herrmanns (S. 261.) andrer Meinung wäre, und wollte, daß die Sache von andern Seiten angesehen würde, kann der Dichter nicht, wie gesagt, fodern, daß man sie jetzt mit ihm nur so ansehe, wie er will! Hier mit Phantasie, und zwar in dem und dem Grade!

Es bliebe uns also nichts übrig, als von den Sylbenmaaßen zu reden, und daß diese sehr mannichfaltig sind, ist bekannt. Zuerst hat Klopstock einige Griechische, und die mit einer Leichtigkeit und Biegsamkeit nachgeahmt, die man an seinem Hexameter kennt, und die sich dem Sinne so tief und sanft anschmieget. Sonderbar ists, daß selbst bei zween Autoren in Einer Sprache der Wohlklang Eines Sylbenmaaßes nicht derselbe ist, und in seinem zartesten Wunsche kaum Vergleichung leidet. Ein Choriambe Klopstocks und Ramlers scheint bei gleich vorgezeichnetem Maaße gar nicht das gleiche Ding zu seyn, und man versuche nur zwei Oden beider nach einander zu lesen. So Klopstocks und Kleists Hexameter, ob gleich beide sehr wohlklingend sind: so Klopstock und die Noachide, ob gleich in der letzten Ausgabe dieser das Sylbenmaas mit vieler Kunst zugerichtet worden. So Horaz und Catull, Virgil und Lucrez u. s. w. Alles wird blos Werkzeug der Seele, die eine gewisse Farbe der Composition, eine Stärke oder Schwäche, Fluß oder Strom auch bis ins Sylbenmaas

überträgt — wir wünschen die Sache mehr untersucht, und tiefer charakterisirt.

Zweitens sind aus dem Nordischen Aufseher die freien Sylbenmasse bekannt, in die Klopstock (nach dem Ausdruck der Litter. Br.) als in die Elemente des Wohlklanges seine Zeilen aufgelöset hatte. Diese sind nunmehr wieder zusammen geschoben; vierzeiligte Strophen aber ohne bestimmtes Sylbenmaß geworden, und wo Klopstock die Ründe der vierzeiligen Strophe verletzt oder mangelhaft fand, verändert. Sollte dies Zusammenschieben und diese Veränderung nicht zeugen, daß das Ohr nur eine gewisse Anzahl, einen Kreis, einen Tanz von Tönen fodert, über den es nicht hinaus höret? und sollte auch in diesem Kreise, in diesem Tanze also nicht alles als das vollständigste Ganze behandelt werden müßen? Und nun hat drittens Klopstock eine Menge neuer Sylbenmasse erfunden, die, wenn wir seiner Muse (S. 216) glauben, Bereicherungen der Harmonie selbst in Vergleichung der Griechen sind. Er fodert Alcäus und Apollo, Oßian und Britten und Gallier und Nachahmer des Horaz auf, daß er sie übersungen, daß sie „des Cyrischen Staabes Ende", er aber ihn ganz blitzen gesehen, daß sein großes Vorbild die Natur, der Tonbeseelte Bach sey u. s. f.

Es ist unläugbar, daß einige dieser Sylbenmaße schon an sich betrachtet einen Gesang, eine Melodie haben, die den sanglosesten Leser und Declamator von der Erde erheben müßen. Die beiden ersten Zeilen in Siena (S. 188) in Sponda (S. 192) Thuiskon (S. 196), die frühen Gräber, die Sommernacht, Braga, die Chöre, Trone, der Anklang von Stintenburg (S. 237) sind voll Melodie; wir wünschten aber von andern zu hören, ob in den meisten dieser (ich nehme die Som-

mernacht, Braga, Trone, die Chöre aus) das Ende dem Anfange entspreche und den ganzen Strophenbau, die unaufgehaltene Ründe und Glätte habe, die wir in den schönsten und gebrauchtesten Sylbenmaßen der Griechen finden? Nach einem meistens sanften Anklange stemmen sich die Töne, stemmen sich oft zwey, dreimal auf einander und dann schließt die Strophe, oder bricht meistens ab, ohne daß das Ohr im Tanze fortgeführt und bis zum letzten Tone ahnend erhalten wäre; und man weiß, das war das Geheimniß des griechischen Perioden, Hexameters und der schönsten lyrischen Sylbenmaasse. Aristoteles vergleicht die Harmonie mit der olympischen Rennbahn, wo je näher dem Ende, desto mehr arbeiten die Läufer, denn sie sehen das Ziel. In den schönsten Tänzen, in den gefälligsten Spielen und Bewegungen scheint eben dieß Runde und Endeilende nicht minder zu herrschen, wie in Epopee und Drama — der Knote, der in der Mitte geflochten wird, wird nur immer im Verhältniß aufs Ganze groß oder klein geflochten, wird wieder vorbereitet, und stückweise aufgelöset, daß man zu Ende eilet, und dahin gedrungen wird, ohne daß man weiß, wie? der Rec. wäre äußerst begierig, sich die Zweifel gegen einige der neuen Sylbenmaasse auflösen zu lassen. Man nehme z. E. das melodische Siona S. 188.

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
Töne mir, Harfe des, Palmenhains
◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
Der Lieder Gespielin, die David sang

wie fließend! wie singend! — Aber nun geräth der Bach mit einemmal über Stein und Fels

Es erhebt | steigender sich | Sions Lied, |

Als des Bachs | welcher des Hufs | Stampfen entscholl —

Wo scheint hier Fortfluß, allmählige Entwickelung, und das prophetische Fortleiten des Ohres zu bleiben? die Takte fallen aus einander, und scheinen mehr zusammen geschoben, als aus einander gearbeitet zu seyn.

Dem Rec. ist vor einigen Jahren ein Bogen Klopstockischer Sylbenmaaße zu Gesicht gekommen, da, (es waren die meisten von diesen) hinter Zeile und Strophe das Verhältniß der langen und kurzen Sylben bemerkt und also die Harmonie ausgezählt war — Aber ausser der Harmonie wird wohl also die Melodie berechnet? kommt hier nicht alles auf die Succession der Töne, auf das Entwickeln des Gesanges der Seele, und der Bebungen des Herzens an, wo wir freilich hinten nach auch immer die vorige Proportion finden; aber gewiß nicht umgekehrt, sonst wäre der tiefste Berechner auch immer der melodievollste Tonkünstler.

Noch weniger siehet man, ist hier von dem sogenannten lebendigen Laut und Ausdruck die Rede, d. i. von der musicalischen Zustimmung der Worte zum Sylbenmaasse: In der ist Klopstock allemal Meister, und auch die verflochtensten, sich stemmendsten Strophengänge sind hier theils mit einer Macht durchgetrieben, daß die Worte mit ihrem Klange gleichsam wie Orpheus Steine und Fels folgen müßen: theils auch so tief in den Inhalt gewebt, daß wir z. E. jenem Sylbenmaasse unter den Gestirnen (S. 59) jenen zwey letzten so künstlichen, knotenvollen Zeilen der Stintenburg (S. 237) der Barden S. 237 den Zeilen der Ode, unsre Fürsten (S. 223) unsre Sprache (S. 241) des Schlachtgesan-

ges (S. 205), des Eislaufs u. s. w. gut werden, weil uns die Materie entschädigt und gleichsam über Stock und Stein gewaltig mitreißt. Es wäre also Thorheit, zu denken, daß man hier für Kl. kritisirte: man betrachtet blos Kl. Sylbenmaasse an sich, allgemein, und zum Gebrauch für andere. Ein Mädchen kann für sich selbst das Lispeln und das kleine Mal ihrer Wange liebenswerth machen; deswegen wird aber an sich und für andre Lispeln und Malzeichen kein Stück, keine Regel der Schönheit.

Den Rec. dünkt, daß in Sachen, wo es blos auf sinnliches Verhältniß ankommt, keine neue Erfindungen ins Unendliche möglich sind. Gewisse Formen des Schönen müßen in der Sculptur wie Proportionen in der Baukunst wieder kommen, oder die Kunst wird wieder gothisch, d. i., es werden da Glieder angebracht, wo keine seyn dürfen, Glieder verwickelt, wo der Fortgang des Auges eine gelinde Succession forderte: auf eine oder die andere Weise erliegt das Ganze unter seinen Theilen. Ein Versuch über die Sylbenmaasse, wo selbige ohne Anwendung auf Sprache und Worte, blos als Tanz, als Folge von Tönen zu einer Melodie betrachtet würden, dürfte vielleicht dasselbe zeigen. Aus Pindar hat Kl. wenig nachgeahmt, weil ihm die Sylbenmaasse dieses Dichters nicht gefielen, der Rec. muß bekennen, daß er die Sylbenmaasse in Pindar und den Chören meistens nicht versteht. Sein Ohr ist zu kurz, eine pindarische Strophe zu behalten, folglich kann dasselbe auch nicht sinnlich urtheilen und das Ganze des Tanzes und der Melodie der Töne empfinden. Den Römern muß es eben so gegangen seyn, denn sie gingen nicht über die vierzeiligte Strophe: Kl. geht auch nicht drüber: man sollte vermuthen, daß Alcäus u. a. auch seltner drüber

gegangen seyn mögen, wo nicht eine andere Anordnung, Theatermusik, olympische Musik den Numerus sehr hob, verlängerte und unterstützte. Sollte es nun nicht in dieser engern vierzeiligten Bahn auch nur eine gewiße Anzahl Bewegarten und Melodieen der Sylben geben, die ausschließend die schönsten seyn müßten! Der Rec. sollte es fast vermuthen, denn wo er auch bey den neuen Klopstockischen Sylbenmaassen die harten Contraste sich zu mildern, die Töne simpler in einander zu verflößen, und das Ganze der Strophe runder zu machen versucht hat: ist immer mehr oder minder ein schon bekannteres Silbenmaaß unvermerkt daraus geworden; wovon viele Proben gegeben werden könnten, wenn es der Raum litte. Selbst unverändert scheinen von den neuen Sylbenmaaßen doch eben die simpelsten, die schönsten: z. E. die Sommernacht, Braga, Thuiskon, die Chöre, der Anklang des Bachs, Siona, u. s. w. sollte das nun nicht schon, da diese den Griechischen sich eben dadurch auch nähern, ein Vorurtheil erwecken? Und wenn man denn nun vom verwickeltsten neuen Sylbenmaasse z. E. von einer Aganippe und Phiala (S. 177) denn plötzlich zu einem rein Griechischen Heinrich S. 180. überkommt: ists nicht, als ob man aus einem allerdings erhabenen, aber zu künstlichen, dunkeln und ungeheuren gothischen Gewölbe in einen freien, griechischen Tempel käme, und da in einer Melodie, als in einem schönen regelmäßigen Säulengange wandelte? der Rec. fühlt sich frei von allem Eigensinn und Partheylichkeit: an Ungewohnheit des Ohrs, glaubt er, könne es nicht liegen, weil er Ohr und Zunge schon ganz zu diesen Gedichten gewöhnet und alles, auch musicalische Leben sonst in der Sprache fühlt — kurz! er wünscht sich dieses oder eines bessern belehrt, und warnt blos Nachahmer, deren es in

Deutschland sogleich hundert Arten giebt, auch für früh-eiliger Nachstümperung dieser Sylbenmaasse, die bei ihnen vollends unerträglich werden müßten. Hier hat der Dichter seiner Materie zugleich sein Sylbenmaas eingehaucht, und jene mit diesem belebet; wie aber? wenn dieß Sylbenmaas ein dürrer Leichnam wäre, oder elend nachschleppte.

Ein Theil dieser Oden ist schon bekannt und zum Theil abgedruckt gewesen — welche Kritik in den Veränderungen! mit welcher Jugend! mit welchem Geiste! hiezu wird nun wenigstens die elende Sammlung Klopstocks poet. und pros. Schriften einigermaasen bräuchlich; die sonst aber in allem Betracht falsch, fehlerhaft, und erbärmlich geworden.

Wo Kl. die Alten nachahmt: mit welcher Eigenheit, mit welchem Geiste! Man sehe die erste Ode des zweiten Buchs und mehrere in diesem Buche: insonderheit das große pindarische Gebäude Wingolf; das nur indeß in seiner alten und griechischen Gestalt doch noch mehr Jugend und Naturgeist zu athmen schien, als in seiner korrektern Form. Das große Bild von Hebe, von der Berecynthia, aus Katull sind verloren gegangen, und das Stonehenge der Freundschaft ist damit doch nicht in einen griechischen Tempel verwandelt.

Wo endlich Kl. im Gusse seiner Empfindung und im Fluge der Phantasie Gedanken einwebt (man erlaube uns den Schulausdruck, an den uns unsre Metaphysik leider schon gewöhnt hat) — welche Gedanken!

„Wen, als Knaben, ihr einst Smintheus Anakreons
Fabelhafte Gespielinnen,
„Dichtrische Tauben umflogen und sein Mäonisch Ohr
Vor dem Lärme der Scholien

„Sanft zugirrtet und ihm, daß er das Alterthum
Ihrer faltigen Stirn nicht säh',
„Eure Fittige lieht —
Ihn läßt gütiges Lob oder Unsterblichkeit
Des, der Ehre vergeudet, kalt!
Kalt der wartende Thor, welcher bewunderns voll
Ihn großäugigten Freunden zeigt,
Und der lächelnde Blick einer nur schönen Frau
Der zu dunkel die Singer ist.
— — — Kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln
Wo Scipionen, Flaccus und Tullius
Urenkel denkend, tönender redt' und sang
Wo Maro mit dem Kapitole
Um die Unsterblichkeit muthig zankte.

Voll sichern Stolzes sah' er die Ewigkeit,
Des hohen Marmors: Trümmer wirst einst du seyn
Staub dann und dann des Sturms Gespiele,
Du Kapitol und du Gott der Donner! —

— — Niemals sah' dich mein Blick, Socrates Addison
Niemals lehrte dein Mund mich selbst
Niemals lächelte mir Singer, der lebenden
Und der Todten Gesellerin.

— — Soll Herrmanns Sohn und Leibnitz, dein Zeitgenoß
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten denen nachgehn
Welchen er kühner vorüberflöge?

— — Das Werk des Meisters, welches von hohem Geist
Geflügelt herschwebt, ist, wie des Helden That
Unsterblich —
— Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.

Doch wozu solche Florilegia? Man lese den Gesang an den König! den Zürchersee! den Rheinwein! wel-

che innere tiefe Philosophie des Lebens! — Die Oden an Cidli, welche Metaphysik der Liebe! die aus dem letzten Buche, welche hundert feine Sentiments über Sprache, Dichtkunst, Sylbenmaasse, nordische Mythologie, Vaterland u. s. w. Nur freilich hätte, wer blos pensées sucht, eben den schlechtesten Theil der großen Seele Klopstocks!

Klopstocks Werke. Oden, Erster und zweiter Bd. in gr. 4. und gr. 8. Leipzig 1798.

Mit dieser anständigen Ausgabe der Klopstockschen Werke haben wir in der ersten Lieferung, den Oden des Dichters, viel gewonnen. Nicht nur sind die, die in der Ausgabe 1771. bey Bohn erschienen, und öfter nachgedruckt sind, hier nach der Zeitordnung, in der sie der Dichter schrieb, also biographisch geordnet, sondern auch nochmals von Klopstock mit strenger und linder Hand vollendet. Im ersten Gesichtspunkt erhalten wir hier, sofern Oden Abdrücke der Seele, Darstellungen aus der Ansicht der Dinge und den Empfindungen des Dichters sind, eine Folge von Zeichnungen der innern Welt eines schönen Gemüthes von seiner Jugend her bis zu den Erinnerungen eines fröhlichen Alters, von 1747. bis 97. Im zweiten Gesichtspunkt findet der Jüngling, der beide Ausgaben mit der frühesten Bekanntmachung einzelner Stücke vergleicht, eine Ernte feiner Bemerkungen über Wohlklang und Angemessenheit des Ausdrucks. Hie und da ist das Aelteste zurückgenommen, als das Bessere und Beste: denn es war der erste Ausdruck der Empfindung. So freuete es mich z. B. in einem der schönsten Gemählde (der Zürchersee, S. 86.) den „Goldhäuser" nicht mehr, sondern den alten Ausruf:

„Ist, beim Himmel! nicht wenig" wiederzufinden; dagegen ists angenehm, andre jugendliche Stücke, die unter Klopstocks Siegel hier zum erstenmal erscheinen, z. B. Salem (S. 39.) Petrarcha und Laura (— 45.) Der Abschied (— 57.) Die Stunden der Weihe (— 65.) an Gott (— 68.) hie und da verändert zu lesen, so daß der Liebhaber dieser alten Jugendfreunde vielleicht nur eins oder zwei Stücke, z. B. Verhängnisse (Königen gab der Olympier) und „am Thor des Himmels stand ich," vermisset. Sonst sind im ersten Bande — 123. Das Rosenband, — 311. Edone — 302. Der Kamin, — 306. die Roßtrappe, — 312. der Unterschied, — 317—319. Klage und Warnung, der vorigen Sammlung hinzukommen, deren Jedes in Sylbenmaas, Ausdruck und Inhalt seinen eignen Charakter an sich träget.

Der zweite Band ist, (ein paar Stücke ausgenommen,) ganz neu; ein Schatz von Sprache und Ausdruck, von Sylbentanz und lyrischer Bezeichnung der verschiedensten Gegenstände. Diese schildert das innere Leben des Dichters von 1775 bis 95; da sie also auf die merkwürdigsten, zum Theil schrecklichsten Vorfälle der neuern Jahre trift, an denen der Dichter mit ganzer Seele Theil nahm, welche Welt steht vor uns da, verschieden in jedem Gedichte! Um über diesen Reichthum nur einiges bestimmt zu sagen, (eine Anzeige, wie sie seyn sollte, würde ein Buch,) mag folgendes genug seyn:

Erstlich. Alle diese Stücke, kleinere und größere, die in der jetzigen Ausgabe correct, rein und schön dastehn, sind lyrische Gedichte, d. i. Gesang. Also erhebe man die Stimme und lese sie vor, auch wenn man sie sich selbst lieset. So heben sie sich vom Blatt und werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanze der

Sylben eine Gedankengestalt, sich schwingend auf und nieder; in den meisten Fällen aber, vom einfachen Laut an bis zur vollesten Modulation, werden sie ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung. Dazu sind hie und da Sylbenmaaße vorgesetzt, und auch im Context, wo es nöthig war, einzelne Sylben bezeichnet. Das Auge soll nicht stumm lesen; sondern was Laut des Herzens ist, soll Laut werden. Klopstocks Muse, wie sie vor dieser Ausgabe sich zeigt, als Harfenspielerin und Sängerin Siona oder als Weissagerin Teuton (ein vortreffliches Bild in einer schönen Stellung!) ist Rednerin ans Herz, die von jedem Bilde der Empfindung gleichsam nur den Seelenlaut nimmt und ihn dem Ohr bald zulispelt, bald zutönet. Um dieser Kunst inne zu werden, lese man die Oden, in denen Klopstock sie selbst entwickelt hat, im ersten Bande Siona (S. 208.) Sponda (— 211.) Thuiskon (— 215.) der Bach (— 245.) die Chöre (— 258.) Teone (— 264.) Unsere Sprache. (— 270. Und im zweiten Bande Teutone (— 3.) die Lehrstunde (— 9.) die Maasbestimmung (— 55.) die Sprache (— 66.) an Voß (— 76.) die Vortrefflichkeit (— 99.) an Zigno (— 102.) die deutsche Sprache (— 104.) das Gehör (— 106.) Hemis und Telon (— 124.) die Rathgeberin (— 235.) die Lerche und die Nachtigall (— 250.) das Fest (— 272.) Einladung (— 287.) Wenn bei diesen Nachweisungen Ohr und Seele sich nicht aufthut, zu hören was geschrieben ist, nicht es mit stummem Auge zu lesen, der lege das Buch weg und sage: es sey unverständlich. Wenn aber, wie Horaz meint, die Muse stummen Fischen sogar Sprache verleihen kann: sollte ein melodisches Vorlesen dieser Gedichte jedem nicht ganz tauben oder verbildeten Ohr, ohne Commentar, durch bloße Biegung der

Stimme,

Stimme, nicht auch Verstand dieser Gedichte mittheilen? Kaum hat unsre Sprache ein Buch, in dem so viel lebendiger Laut und Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönet, wie in diesem. Für Schulen ist es ein wahres Odeum der verschiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag aufs unterscheidendste zu bilden. Wie Alcibiades zu Athen in jeder Schule einen Homer verlangte: so sey in Deutschland keine Schule ohne Uebung der Stimme an Klopstock. Der Dichter konnte sich mit Recht das Lob geben: (Band 2. S. 50.)

Die Erhebung der Sprache,
Ihr gewählter Schall,
Bewegterer, edlerer Gang,
Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst
Haben mein Maal errichtet.

Zweytens. Im großen Umfange der Ansichten und Empfindungen, der uns in diesen Bänden vorliegt, mußte jeder Gegenstand seine Farbe, jede Empfindung ihren Ton, jede Situation ihre Haltung haben, wodurch dann natürlicher Weise kein Stück dem andern gleich wird. Demnach unterscheiden sich diese Oden nicht etwa nur, (wie man blöde wähnt,) nach den Lebenszeiten des Dichters, etwa als Jugend- und reifere Stücke: denn, obwohl allerdings ein Unterschied dieser Art statt findet, so sehen wir dennoch auch in den spätesten Jahren den Dichter nichts weniger als altern. Die letzte Ode an die Freude. Sie (S. 295.) eine ähnliche an meinen Bruder (—285.) der Wein und das Wasser, an Gleim (— 274.) Neuer Genuß (—264.) An die nachkommenden Freunde (—261.) Aus der Vorzeit (— 259.) Der Capwein und der Johannisberger (—225.) Die Wiederkehr (—206.) Erin-

nerungen (— 298.) alle diese, in spätern Jahren geschriebenen Gesänge zeigen in der Seele des Dichters die Abendröthe so schön, als die allerdings raschere Morgenröthe. Der tiefere Grund des Unterschiedes der Oden liegt in ihren Gegenständen und in der Stimmung des Dichters. Da sein Gesang die höchsten und niedrigsten, die schrecklichsten so wie die anmuthigsten Scenen umfaßt hat, so konnte er ja dort und hier nicht auf Einer und Derselben Saite leiern. Abstracte oder moralische Wahrheiten z. B. die Ankläger (— 25.) verschiedene Zwecke (— 28.) der rechte Entschluß (— 53.) mein Wissen (— 58.) der Nachruhm (— 69.) die Verwandelten (— 88.) der Grenzstein (— 91.) der Gotteslâugner (— 115.) das Gegenwärtige (— 128.) und f. konnten nicht als Psalme oder als Dithyramben gesungen werden; Gesänge über Kunstgegenstände z. B. über die Wortordnung der Griechen, der Kranz (— 60.) die Grazien (— 111.) Aesthetiker (— 75.) die Jüngste (— 282.) noch minder. Wenn also Klopstocks Oden hie und da prosaisch-leicht, andre verwickelt sind, so frage man, warum sie es sind und an diesem Ort seyn mußten? Leichter und einfacher kann z. B. nichts gesagt seyn, als das Rosenband (B. 1. S. 123.) Edone (— 311.) im zweyten Bande die Lehrstunde (— 11.) die Trennung (— 122.) die beyden Gräber (— 170.) das Wiedersehn (— 290.) und wer wünscht nicht ein Bändchen solcher Oden? Sie sind die Sprache der Wahrheit und Empfindung wie ein Kind sie ausspricht. Dagegen ist in den lehrenden Oden sein Ton lehrend, in den vertraulichen vertraulich, in den strafenden scharf, in den zermalmenden zermalmend. Eben die Verschiedenheit solcher Umrisse und Schattirungen macht jede Ode zu dem, was sie ist, und das Buch zu einem

Museum: denn das Feinste in jeder Sache ist Verhältniß, Maas des Umrisses in jeder Bewegung. Wer einige von Gluck, Schulz, Reichard, Kunz u. a. glücklich componirte Oden Klopstocks in diesem höhern Rhythmus gehört hat, wird auch im Lesen der andern nichts weniger als immer denselben Trott erwarten. Rückt die Lese- und Bezeichnungskunst einst weiter als sie bisher gekommen ist: so wird man wahrscheinlich auch eine Manier finden, jedes lyrische Stück nach Gehalt und Ton characteristisch zu bezeichnen.

Drittens. Gesinnungen sinds, die jedes Kunstwerk eines denkenden Wesens als göttlich oder als gemein charakterisiren: Klopstock darf sich in keinem seiner Werke seiner Gesinnungen schämen. Seine jugendlichen Gesänge hauchten eine jugendlich-paradiesische Liebe; mit dem Händedruck der männlichen Freundschaft schlossen sich andre dem Leser ans Herz: andre belebte Religion und eine heitre richtige Weisheit; die hier zuerst erscheinenden Stükke aus dem reiferen Alter des Dichters verläugnen ihre jüngeren Schwestern nicht; der süße Most ist guter alter Wein worden, im goldnen Becher deutscher Treue, mit griechischen Rosen umlaubt. Also herrschen in diesen neuen Gedichten

1) Vaterlandsgesinnungen. Jedermann kennet Klopstocks Denkart hierüber aus den ältern Stücken und (Eins für alle zu nennen) aus den Einzigen: Mein Vaterland. (B. 1. S. 296.) In den neueren Gedichten spricht diese herrschende Empfindung, eben weil es die Zeit gebot, lauter! An der Roßtrappe (B. 1. S. 306.) gehen 2 Schatten hervor, deren Werth eine kurze Zeitfolge bewährt hat; der Dichter war Vater. Seiner frühen Gesinnung Fürstenlob (B. 2. S. 12.) ist Klopstock getreu geblieben, das Urtheil, das er von jeher über den

Einzigen fällete, (B. 1. S. 129. im Jahr 1752.) hat er in den späteren Gedichten nur entwickelt, nicht verläugnet. (Band 2. — 32. 33. 35. 62. 72. 73. 74. 86.) Die Gesinnung, die Kl. über Fürstengröße, Kriegergröße, Erherergröße, von seinen Jugendjahren an geäußert hat, (B. 1. S. 88. 91. 98. 108. 139. 235. u. f.) tritt hier in Gründen ans Licht, die auch die strengeste Untersuchung am Licht des Mittages nicht fürchten. Dahin gehört der Krieger (B. 2. — 19.) der jetzige Krieg (— 43. 45.) An Freund und Feind (— 49.) der Nachruhm (— 69.) der Grenzstein (— 91.) der Ungleiche, (— 122.) der Fürst und sein Kebsweib (— 132.) der Freiheitskrieg (— 147.) ein unsterblicher Zuruf!

2) Gesinnungen der Menschlichkeit. Das Vaterlandsgefühl, das der Dichter für seine Nation hegte, konnte ihn nicht ungerührt lassen bei dem, was in der Nähe vorgieng, bei dem Unerwarteten, das er in seinen reiferen Jahren erlebte. Hoffnungsvoll schrieb er im Jahr 1788. die états généraux. (S. 117.) wie viel Weise und Würdige in Europa theilten damals die Erwartung mit ihm! Als die Sache anders lief, da Zuckungen und Greuel eintraten, vor denen die Menschheit schaudert, als das heilige Wort, auf welches der gute Dichter gebauet hatte: kein Eroberungskrieg! gebrochen wurde und sich von allen Seiten der Himmel schwärzte: welcher Staatskluge in Europa dörfte wohl über sein momentanes Urtheil dann und dort weniger erröthen als Klopstock, selbst wie er uns über getäuschte Erwartungen seine Empfindungen nach Jahren hier aufstellt? Ludwig der sechzehnte (S. 126.) das Kennet euch selbst! (— 130.) Sie und Wir! (— 141.) An Cramer, den

Franken, (S. 144.) der Freiheitskrieg (— 147.) Friedrich, Kronprinz von Dännemark (— 150.) die Jakobiner (— 153.) die Erscheinung (— 155.) An Rochefoucaulds Schatten (— 158.) das Wort der Deutschen (— 161.) Mein Irrthum (— 164.) der Eroberungskrieg (— 170.) die Verwandlung (— 172.) die Denkzeiten (— 176.) der Belohnte (— 181.) das Neue (— 182.) Hermann aus Walhalla (— 187.) die Trümmern (— 191.) der Schooshund (— 196.) das Denkmal (— 200.) die Mutter und die Tochter (— 203.) die Wiederkehr (— 206.) das Versprechen (— 210.) Nantes (— 215.) der Sieger (— 221.) zwei Nordamerikaner (— 223.) die Bestattung (— 230.) die Vergeltung (— 239.) die Sonne und die Erde (— 245.) Mein Gram (— 267.) die zweite Höhe endlich (— 278.) sind ein schreckliches Pöcile, eine Wand von Gemälden, bei deren Jedem die Stimme des Dichters dem Vorgange gemäß, immer aber menschlich, menschlich tönet. Vielleicht besitzt die lyrische Poesie nichts schauderhafteres als Carriers Ankunft in der Hölle, die Vergeltung (S. 239.) nichts Grausigers als die Erscheinung (S. 155.) an den Schatten (S. 158.) die Verwandlung (S. 172.) die Mutter und die Tochter (S. 203.) Die vom Dichter, damit er nicht trostlos würde, zwischen gespannten zarten Saiten sind über allen Ausdruck. Ob jene zweite Höhe, die der Dichter einer fortstrebenden Macht selbst ohne Zuversicht empfiehlt (S. 278.), werde gewählt werden, mag die Zeit lehren; fahre der Weissager fort, seine Empfindungen über die Ereignisse unsrer Zeit, über den Sturz Roms ohne Schwertschlag, über das Beinhaus von Marten, Malta's Eroberung u. s. in herzergreifenden Gemälden darzustel-

len, und erlebe er das Ende derselben im folgenden Jahrhunderte fröhlich.

3) Gesinnungen der Weisheit. Sie stehen wie Blumen im Thal zwischen Cedern, Cypressen, Thränenweiden und Eichen. Der Unterschied (B. 1. S. 312.) die Warnung (— 319.) der Denkstein (B. 2. — 14.) die Beruhigung (— 16.) verschiedene Zwekke (— 28.) der rechte Entschluß (— 53.) Mein Wissen (— 58.) der Frohsinn (— 109.) der Psalm (— 119.) das Gegenwärtige (— 128.) die Freude (— 285. 295.) gehören dahin, nebst vielen andern. Daß des Dichters Weisheit nicht eben die neue Philosophie sey, möge folgende Ode zeigen:

Der Genügsame.

„Forschung des Wahren, geb' ich Dir mir ganz hin;
Ernt' ich Erkenntniß, die mir den Geist erhellet,
Löscht des Herzens Durst. Zwar nicht Garben ernt' ich,
Aber doch Halme.

„Laß mir den Stern, der Dir auf Deinem Scheitel
Funkelt, hesperusgleich erscheinen, daß ich
Froh im Suchen bleibe und nicht zu wenig
Finde der Halme.

„Sende mir Deinen Blutsfreund, den, o Theure,
Du mit Innigkeit liebst, daß er mir treuer,
Wahrer Leiter sey, daß er streng mir sey, der
Warnende Zweifel.

„Ihm ist ein Wechselbalg, der Tiefsinn lüget,
Jetzo untergeschoben, der Gedanken
Spinnwebt, der das Licht, das herab du strahlst, Kunst.
Wörtelnd umdünstet.

„Weise! Beschütze vor dem blauen Balge
Wer selbst denket und nicht großäugig anstaunt,

Schülernd; wer die Kenntniß nicht nur, das Gut' auch
Liebt und das Schöne."

„Also erscholl im deutschen Eichenhaine
Mit Begeisterung eines Jünglings Stimme,
Und mit Kälte. Leuchtender ward ihm da, ward
Röther die Frühe.

Dank dem Dichter für jedes neue Wort, womit er die Wortgrübeleien darstellt.

Der Dichter setzet sein Denkmal sich selbst. Der Unsrige hat es sich gesetzt in der Ode, an Freund und Feind (S. 46. B. 2.) Lange kehre ihm noch die Freude wieder, die er in dem neuen Genuß (S. 264.) schildert. Und dann endlich

— Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eiche rauschet,
Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide,
— ◦ — ◦ — ◦ ◦
Dann sind Lieder noch, die vom Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

Zweites Funfzig christlicher Lieder, von J. C. Lavater. Zürich bei Orell, 1776. 11 Bog. in gr. 8.

Das zweite Funfzig dieser Lieder, hat vor dem ersten, wie uns dünkt, an Stärke, Kürze, Wahrheit, That, Kraft gewonnen, und die Leichtigkeit, den Fluß an Silben, Reimen, Seufzern und Tönen, die Klarheit und gleichsam den Guß der Kindes- und Bruderliebe mit ihm gemein. Sie werden also in ihrem Kreise nicht ohne Nutzen bleiben.

Bekannt ists, daß Lavaters Muse sich von den geistlichen Schwestern ihrer Art, insonderheit an Mensch-

lichkeit unterscheide, daß sie sich auf der einen Seite von der trockenen, kalten, hölzernen Buchstaben- und Formularsprache so entferne, als auf der andern Seite von den verschloßnen, dunkeln, trübseligen Gefühlen der Mystik. Menschen sollen wir werden, Söhne Gottes in seinem Erstgebohrnen, unserm Bruder, Christus. Einfalt, Liebe, Klarheit, Freude, allgemeine Demuth und Aufopferung, wodurch Er Weise, Fromme und Selbstgerechte so unendlich übertraf, und den Weg des Sohnes Gottes ging, des Menschen für alle Menschen, soll auch unser Weg seyn. Auf beiden Seiten ist Pharisäismus an Lehren und Gefühlen: in der Mitte ist Christus Lehre und Beispiel. — Auf diesem Wege suchen sich Lavaters Lieder zu halten; und wie sehr sie dadurch als Lieder und christliche Lieder gewinnen, braucht keines Beweises. Proben mögen seyn für den Leser, der sich davon selbst überführen will, der Lobgesang S. 1. der da beginnet: S. 65. an die nahe Gottheit: S. 149. Bitten: S. 113. Gott die Liebe: S. 102. Christus auf einer offnen Höhe zu singen: S. 117. das Licht —

Und hättest du nichts geschaffen, Nichts!
Gott wärst du Vater nur des Lichts,
Wo nähm' ich Wort' und Kräfte her
Zu sagen: Gott, wie groß ist Er!

Das Licht, Stral deiner Herrlichkeit,
Es stralt vom Himmel und erfreut
Und deckt im wunderschnellem Lauf
Uns Millionen Wunder auf.

Voll Gottes und voll Lebenskraft
Durchdringts, erweichts, erwärmts und schafft,
Verwandelt schnell die öde Nacht
In eine Welt voll Licht und Pracht.

Im liebevollen Menschenblick
Wie stralts so herrlich mir zurück!
Wie führts mir Freudenströme zu
O Quell des Lichts, wie gut bist du!

Gott sprach: Sey Licht! da stralte Licht;
Wem leuchtets sanft ins Angesicht
Und freut sich still anbetend nicht,
Daß Gott Erleuchtungsfreuden spricht.

Ja hättst du nichts geschaffen ꝛc.

So ist S. 123. Jesus Christus, S. 153. Demuth und viele, viele nach Gottringende Gesänge.

Indessen kann, der dies schreibt, nicht leugnen, daß ihm die Sprache dieser Lieder, wie der meisten neologischen Lieder, nicht ganz gefalle. Meistens hat Klopstock diesen Ton angegeben, und so vortrefflich dieser Ton, als Dichtkunst, als lyrischer Schwung, seyn mag; so hat er für ein Lied, für ein bloßes simples Andachtslied, das Gebet, das höchste Einfalt und Natur seyn soll, zu viel Dichtkunst. Es nannte jemand Klopstocks Dichtersprache eine Pandorenbüchse von Hexameter-Formeln, und ich weiß nicht, ob ganz unrecht? Es ist ein Flug in Bildern, eine Fluth säuselnder oder strömender Empfindung, eine Beredsamkeit, eine Spade in Klang, Reim, Wendung und Harmonie — auch in diesen Lavaterschen Liedern, daß ein armer stummer Zölner mit seinem einsylbigen Gebet, oft nicht weiß, wo er aus oder ein soll? Wenns wahr ist, daß der ersticke Seufzer mehr töne und rufe, als der zu Fluß und Guß gebrachte: wenn die gottgefälligen Opfer mehr in der todten Asche eines zerknirschten Herzens, als im harmonienreichen Köcher der Seraphim sind; so ist gewiß eine Zeit zu erwarten, wo der große und

stille Läutrer aller Dinge auch bei der reichen Ausgeburt unserer neuesten zwei Olympiaden, den Kirchenliedern sitzen wird und schmelzen, und Schaum vom Silber wegthun. Unser Christenvolk, der arme Hause, der von solchem hohen Geschmack dichtrischer Wendungen und Empfindungen noch nicht weiß! — Doch diese Lieder trifts weniger! und denn sind auch die meisten ja nur zur Privatandacht solcher Christen bestimmt, die an die Sprache und Empfindungen gewohnt sind. — Nun kann's ich freilich noch nicht begreifen, wie weit diese Einschränkung reiche? Das wahre Lied ist für alle, und muß für alle seyn: sonst kein wahres Gebet, kein Gespräch mit Gott, kein Lied. Indessen, da alles auf Erden unvollkommen ist, da das beste Gute bei uns in Hülsen individueller Umstände wächst, und wachsen muß; so wird sich auch jeder gute Leser leicht und gern an des Dichters Stelle setzen, und denken: „Lavater machte diese Lieder zuerst für sich!" Da war nun das seine Sprache, sein reicher Fluß des Herzens, der Ausguß seiner Lebensumstände, seiner Noth. — Das allgegenwärtige, alles durchfühlende Organ der Liebe, und Mitempfindung verstand ihn, und jeder muß die Lieder brauchen, daß Gott auch ihn verstehe, d. i. daß Er etwas dabei empfinde, eigenthümlich aus seiner Seele heraus denke, und sich nicht den sanften Wortwellen eines andern überlasse; sonst wird er ein tönendes Erz und eine Schelle am Tempel zu Dodona. —

Lavater hat ein Verzeichniß von wünschbaren Liedern (soll wohl heissen von gewünschten Liedern, oder von Liedern, die zu wünschen wären) hinzugefügt, und jeder Gattung die Art und den Ton bestimmt, in dem sie seyn müssen. Es sind 25 Arten, jede hat wieder ihre Materien, die oft über die 20 und einmal bis 50

steigen — ein weites Feld! Er hat auch einige Jünglinge und Dichter genannt, und dazu um Beihülfe angerufen — trefflicher, gutgemeinter Anruf; was er geben werde, wird die Zeit lehren! Ein Mensch, der sich hinsetzt und sagt: ich will ein Lied machen, macht meistens nur ein Exercitium, ein Formular. Luther sagt: „Wer solchs mit Ernst glaubt, der kanns nicht lassen: „er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, „daß es andre auch hören und herzu kommen. Wer aber „nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, „daß ers nicht glaubet und nicht ins neue fröhliche Testa„ment, sondern unter das alte, faule, unlustige Testa„ment gehöret.“ Das beste Recipe zu guten Liedern und das Einzige auf der Welt.

2.

Gedichte von Anna Louisa Karschin, geb. Dürbach. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauf herausgegeben von ihrer Tochter C. L. von Klenke, geb. Karschin. Berlin. Zweite Aufl. mit dem Bildniß der Dichterin. 1797.

Man macht uns Deutschen nicht unbillig den Vorwurf, daß wir das Gute, das unter uns aufkeimt, nicht genug schätzen, nicht genug aufmuntern, und oft die ersten sind, es zu verachten. Auch die Dichterin, deren Nachlaß hier erscheint, ist davon ein Erweis. Von Kindheit auf brachte sie die schönsten Jahre ihres Lebens unter Menschen zu, über deren Rohheit unter den armseligsten Umständen man beynahe nicht genug erstaunen kann. Ist das, (sagt man zu sich selbst, wenn man die erste Hälfte der wohl-

geschriebenen, äußerst merkwürdigen Lebensbeschreibung lieset, die hier die Tochter von ihrer Mutter giebt,) ist das eine Provinz Deutschlands? oder sind wir in Polen, in der Moldau? Leben so cultivirte Menschen miteinander? — Die talentreiche Mutter, der Karschin, ihr Oheim, dem sie das schöne Lied: „Kommt herauf gestiegen aus dem Sande", gesungen hat, sodann ein Hirtenknabe, der ihr Bücher zum Lesen verschaffte, sind die einzigen Gestalten, die uns in dieser Wüste noch einige Freude gewähren. — Der Baron Kottwitz brachte sie endlich nach Berlin, wo sie zuerst angestaunt, leider aber von den meisten nur angestaunt ward. Man ließ sie singen; und glaubte zuletzt ihr eine Ehre zu erweisen, wenn man ihre Gesänge nur annahm. Natürlich stieg in dieser lobsingenden Sphäre ihr Flug nicht höher mit den Jahren, und es ist sehr zu verwundern, daß sie noch so lange, immer mit einigen guten Tönen, ihre Stimme behalten. Ihr letztes Gedicht an die Herzogin von York (S. Zueignung dieser Samml. S. 2.) ist vom Oktobr. 1792 und sie starb am 12. Okt. Wenn einst eine, nicht nur dem Namen nach, sondern im Gemüth cultivirte deutsche Nachwelt diese Lebensbeschreibung lesen und mit den unstreitigen Talenten unsrer Dichterin, die aus vielen Gedichten hervorleuchten, zusammen halten sollte, wird sie diese wilde Blume in Schwiebus, in Fraustadt, in Glogau verlaßner finden, oder unter den Vornehmen der Hauptstadt, deren Vortreflichkeiten sie rühmte? Man lese den letzten Theil der Lebensbeschreibung mit Vergleichung der Gedichte, die zu ihm gehören, und übersehe ja dabey nicht S. 185. 188. 235. vor allem S. 153. 154.

Ein sonderbares Gefühl drängt sich uns bey dieser Vergleichung auf. Die besten Gesänge sang die Karschin in den Jahren 1761. 62 vielleicht noch bis 1768. Da hielt

sie sich an große Gegenstände; die bewundernde Aufmunterung ihrer Freunde hob sie gleichsam über sich selbst empor. Als sie durch ihre oder durch fremde Schuld sich überlassen blieb, oder gar nur lobte, nur rühmte, da sank ihr Flug. Der steigenden Lerche fehlte die Himmelsluft, die ihren Gesang weckte. Unstreitig sind die Gedichte, die sie in den Jahren der Freundschaft mit Gleim, Sulzer, Bachmann u. s. dichtete, die vorzüglichsten unter allen; Gleim insonderheit ward auch dadurch ihr größester Wohlthäter, daß er ihrer Harfe die kühnsten, die seelenvollsten Töne entlockte.

Will man von den Gedichten unsrer Sängerin mit einiger Billigkeit reden, so muß man in ihnen Natur und Kunst unterscheiden. Alle reinen Empfindungen über Gegenstände der Schöpfung, über Gott, Vorsehung, über die Schicksale und Erfahrungen ihres eignen Lebens, über Menschenpflichten, über sich selbst, so wie auch über große Situationen der Menschheit, insonderheit im Kriege, beym Brande, in Hunger, Kummer und Elend, über tröstende Hoffnungen der Religion u. s. setze ich in die Sphäre ihrer hohen und starken Naturempfindungen. Die meisten auch spät geäußert, stammen bey ihr aus Jahren ihrer Kindheit und Jugend her; sie geben ihrer Muse die wahresten Bilder, die treffendsten Ausdrücke, und sind oft mit Flammenschrift geschrieben. In der älteren Sammlung der Karschischen Gedichte (Auserlesene Gedichte von A. L. Karschin. Berlin 1764.) sind die Oden, Gesänge und Lieder dieses Inhalts z. B. an Gott, als die Dichterin bey hellem Mondschein erwachte S. 3. an den Schöpfer bey ihrem Geburtstage, S. 7. das trefliche Lied: Erheb' auf mich dein Angesicht. S. 23. der Morgengesang an ihre Seele S. 25. der Frühling, S. 33. an den May, S. 39. an einen Freund, der den Tod einer Freun-

din beweinte, S. 43. vom Vertrauen auf Gott S. 46. an den Reichsgrafen von Stollberg, S. 89. an ihren verstorbenen Oheim, S. 92. die Gesänge, S. 120. 141. der Tod 147. an Palämon, S. 211. 217. 228. das Klagelied über den Tod eines Vogels. S. 239. das Harzmoos S. 339. ihre beliebtesten Gedichte. Sie schließen ihr Herz auf; sie äußern ihre inneren Gesinnungen, meistens Erinnerungen aus ihrer Jugend und aus dem Lauf ihres Lebens. Auch in dieser Nachlese tragen die Gesänge solches Inhalts, obgleich oft in schwächeren Zügen, denselben Character z. B. der sichre Fromme S. 41. an Gleim S. 72. über den Unbestand des Ruhms, S. 80. an Gott, S. 129. das Loblied, S. 141. Belloisens Lebenslauf, S. 197. an die Ostersonne, S. 270. Rede an Gott S. 306. Und unter ihren frühesten Gedichten das Schicksal S. 358., der Tag des Schreckens S. 362., die göttliche Vorsehung S. 389. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, da man die erlesensten Stücke beyder Sammlungen, die das reine Volksgefühl der Dichterin über Gegenstände der Religion, der Natur und des menschlichen Lebens, mit starken Herzenstönen besungen, werth halten wird, und da diese Gefühle allezeit individuell bezeichnet sind: so bleibt schon mit ihnen der Dichterin Name und ihre Sprache daurend. —

Gerade diesem Gefühl entgegen stehen die bloßen Gegenstände der Pracht; Illuminationen, fürstliche Einzüge, gnädigste Herablassungen u. s. — Was konnte die Naturdichterin hier singen, hier beschreiben? Zehntausend Lichter, gedrängte Gassen voll gaffender Augen, schallende Brücken, schmetternde Posthörner und dann eine Verbeugung, ein Compliment, einen über allen Ausdruck herablassenden, erhabenen Anstand? — Alle neun und neunzig Musen wären zu beklagen, wenn sie, wie die ar-

me Karschin, dies alles so oft und so reichlich und so unbelohnt, singen müßten. Und doch lag es in der Sphäre der Lebensumstände und der Denkart einer im niedrigsten Stande erzogenen Dichterin, daß sie sich von diesen Gegenständen bis an ihren Todestag nicht trennen konnte. Friedrich der Einzige mag auch hier eine Ausnahme bleiben. Vom allgemeinen Enthusiasmus ergriffen sang ihm unsre Erinna die schönen Gesänge, die in der ersten Sammlung S. 115. 120. 122. 167. und in dieser Nachlese S. 7. 11. 40. 52. 121. blühende Lorbeerblätter seines Kranzes in einer Sprache sind, die er verachtete. Auch einige Gesänge an die Königin, den Prinzen von Preußen, die beyden Prinzen Heinrich, den Herzog Ferdinand, der immer ihr Freund blieb, den jetzigen König, ihren Wohlthäler, reden die Sprache des dankbaren Herzens. Der Gesang auf den Tod des Prinzen Heinrichs von Braunschweig, S. 74. der ältern Sammlung.

„Wo ist er, daß ich ihn mit Thränen salbe.

ist eine der schönsten Threnodieen unsrer Sprache. — Findet man aber dagegen die Dichterin genöthigt, an die königliche Hofbauadministration wegen ein paar geschenkter eiserner Sparöfen folgende Verse zu erlassen:

Vergebung von der königlichen
Administration bitt' ich,
Weil auch des Winters Länge sich
So nach und nach hinweggeschlichen,
Eh die dankbare Karschin sich
Mit großem Dank hat abgefunden
Für ein paar Oefchen ihr geschenkt. — S. 188.

so werden wir wie die Dichterin selbst unmuthig, als sie S. 28. in ihrer Dachstube den Apoll bat, daß er die Leyer zurücknehmen möchte.

O helfender Apoll, geschändet
wirst Du, wenn Deine Vaterhand
mir nicht die goldnen Saiten sendet
die der Sabiner aufgespannt.
Wenn mich des dritten Cäsars Rechte
Nicht über Glück und Pöbel hebt. —

welcher Wunsch ihr aber nicht, oder zu spät erfüllt wurde.

Merkwürdig ists, daß unter den Empfindungen, die diese Muse sang, sich die schmelzende, Sapphische Liebe nicht finde; in dieser Hinsicht konnte sie also wohl nicht Sappho heißen. Nirgend weniger, als in den Gärten des Adonis hatte sie ihre besten Jahre verlebt; alle Lasten und Qualen der Ehe hatte sie kennen gelernt, aber keine Freuden der Liebe. Und wollen Empfindungen der zartesten Art nicht in den frühesten Jahren geweckt seyn? Erfordern sie nicht eine weiche, vielleicht üppige Bildung der Seele, die sich mit dem wilden Feuer der Phantasie oder mit Noth und Kummer am wenigsten verträgt? Nach dem Fragment zu urtheilen, das wir vom Pindar (beym Athenäus B. 13.) über die Liebe haben, besang auch Er die Liebe ohngefähr in unsrer Dichterin Weise. Die Flamme glänzt, brennt, und leuchtet; aber sie erwärmt nicht, sie kann nicht zerschmelzen. Die Gaben der Musen sind mancherley. —

Nähern wir diesen Reichthum dichterischer Talente einer sogenannten Kunstregel; wohin werden wir die Karschin stellen? Denn einen Zunftrang muß sie bekommen nach deutscher Art und Kunst.

Das Horazische Kunstfach wird gegen sie protestiren; und wie könnte man es von einer also erzogenen Sängerin fordern oder hoffen, daß die Kunst des Horaz die Ihrige werden sollte? Jede Ode des Römers ist eine fein eingelegte Arbeit; er rühmt sich selbst des Verdienstes,

dienstes, seine Leyer zum Nachhall der griechischen Kamöne gemacht zu haben. Dies gilt vom Plan seiner Gesänge sowohl als von ihrer Junctur in Bildern und Worten. Dergleichen Kränze konnte und wollte die arme Karschin nicht flechten. Statt lyrischer Griechen schwebten aus ihrer Jugend ihr etwa Kirchenlieder im Ohr; diese enthielten und gaben aber keine horazischen Weisen. Auch Ramlers Gesangsart nähert sie sich daher am glücklichsten nicht; und wo sie den Horaz selbst nachbildet, geschiehet es mit Auflösung seines Kunstwerks ganz in ihrer eignen Art z. B. der unnachahmliche Pindar. (S. 167. der älteren Sammlung) und die Ode Eheu labuntur. (S. 32. dieser Nachlese).

Ehern ähert sie sich der zwanglosen Gesangesart Utz, Kleist, Gleims u. f. Das schöne Gespräch S. 276.

Du Wonne meiner jungen Tage —

mehrere insonderheit moralische Züge in großen und kleinen Gedichten setzen uns in die patriarchalische Zeit unsrer Poesie, in die schöne Einfalt der eben genannten drey Dichter zurück. Von Gleim vor andern scheint die Dichterin sich in ihrer kühnen nervenvollen Sprache viel eigen gemacht zu haben.

Aber warum wollten wir einem eigenthümlichen Genie nicht auch einen eignen Platz einräumen und es nicht lieber mit seinem als mit einem fremden Namen nennen? Die Phantasie dieser Dichterin hat einen so vestbezeichneten Gang; ohne Kunstregeln kennet sie den Flug der Muse, der sich zu verirren scheint und doch nicht verirret; oft endet sie am unerwartetesten Ort und hat aus ätherischen Bildern ein Ganzes gewebt, das ein angenehmeres Erstaunen wirket. Wenn Localzüge in diesen Umriß fließen; so ist dies Natur der Sache, kein Fehler.

Dieser kühne Schwung der Gedanken, der süße Wahnsinn, das Wesen jeder Begeisterung, am meisten der lyrischen Poesie ist ihr characteristisches Göttergeschenk. Er kann nach Horaz allein nicht gemessen werden: denn Horaz ist nicht ausschließend das Muster aller Gesänge und Oden. Sonst wären Pindar und die Psalmen vom Anfange bis zum Ende — Fehler.

Statt vieler stehe hier eine Probe, eines Inhalts dessen Erfüllung auch wir wünschen *) S. 129.

An Gott. Bey dem Ausruf des Friedens.

Was hör ich? rauschen goldne Flügel
Posaunet in zertheilter Luft
Ein Seraph, welcher über alle Grabeshügel
Daher fährt und die Todten ruft?

Was reisset mich empor? ich fühle
Den nahen Himmel; bin ich schon
Hoch über der Gebirge Gipfel, über Stähle
Der Zepterführer weggeflohn?

Hör ich, du Gott der Erdengötter,
Dich loben durch den ganzen Raum
Der neuen Schöpfung, selbst von deines Glanzes Spötter,
Der deine Wunder nannte Traum?

Erblick ich Myriaden Sterne
Um deines Sonnenthrones Fuß?
Hellleuchtend, daß davor ich zitternd in der Ferne
Mein Angesicht bedecken muß?

*) Dieser Wunsch vieler Millionen Menschen ist jezo erfüllt. Es ist Friede! Und wer könnte wohl dieses edle Geschenk des Himmels würdiger besingen als Herr Herder.
Herrmann.

Horch' ich erstaunt dem hohen Liede
Der Sänger deines Namens zu?
Gott, welch ein Saitenspiel! es tönet Friede! Friede!
Und Kronengeber, den giebst Du!!

Du lässest deinem Volke wieder
Die Ruhe schmecken, rufest laut
Und aus dem Schmerzensschlaf zum Jubel neuer Lieder
Bey den Altären, dir gebaut.

Wir lagen, gleich den Blumenstengeln
Wenn sie der Nordost niederbeugt;
Du hebst uns auf, und hörst dein Lob von allen Engeln
Wenn unsre stumme Freude schweigt.

Welch' eine süße Trunkenheit der Freude! Hienieden wird der Friede ausgerufen; aber aus dem Munde der Menschen hört ihn die Dichterin nicht. Auf den Schwingen des Seraphs hebt sie sich über Sonnen und Sterne empor, und vernimmt den Ausruf Friede! Friede! aus dem Saitenspiel der Seligen, ja aus dem Munde Gottes selbst. Ein Blick auf die Erde hienieden endet das Lied in der erhabensten Andacht stummer Freude. Und dies ist nicht der einzige Gesang von so glücklicher Inspiration, von einer Einhauchung, die ihr seelenvolles Bild gleichsam mit einem einzigen Zuge zeichnet. In dieser Begeisterung gelingen der Sängerin die kühnsten Wortcompositionen, mit denen sie oft Pfeile schießt, wie Pindar.

Zu wünschen ists, daß eine zweyte Nachlese Karschischer Gedichte erscheine, (aus dieser hätten viele, viele Gedichte wegbleiben mögen) die uns noch manche. in beyden Sammlungen *) nicht befindliche bessere Gesän-

*) Im Jahr 1772 ist eine Sammlung Karschischer Gedichte, Mietau und Leipzig herausgekommen; ich besitze sie nicht, und weiß nicht ob sie in dieser Nachlese wiederholt oder genützt sey.

ge aufbewahre. In Gleims, in Eberts und andern Briefsammlungen sind deren gewiß vorhanden; selbst von den einzeln gedruckten Gesängen ist hier manche schöne Begeisterung nicht befindlich. S. z. B. der Gesang an das Vaterland 1763.

„Der seinen Stuhl hoch über alle Thronen.“ Die mahlerische Ode: der Einzug: „Mit hundertausend Stimmen ruft.“ Eine andere: „Was hör ich? mit dem Klang von zehntausend Flöten.“ Ein Lied im Ton der Kriegslieder: (1759). „Wuth und Verwüstung waffnen sich.“ An den Ueberwinder der Russen (1758). „Held! und Monarch! aus feindlichen Gefilden.“ An das zerstörte Cüstrin. „Schwarz wie die Pforten der Nacht.“ u. s.

Einige dieser Stücke scheint ein neidiger Zufall der Sammlerin entzogen zu haben: denn sie gehören zu den schönsten Begeisterungen der Karschischen Muse, von der man wie von der Erinna sagen kann: ετερων πολλων δυνατωτερος Ηριννης πονος, „vor vielen andern ist ihr Gesang mächtig.“

3.

Griechische Vasengemählde. Mit archäologischen und artistischen Erläuterungen der Originalkupfer. Herausgegeben von C. A. Böttiger. Ersten Bandes, erstes Heft. Mit fünf Kupfern in Folio, außer dem Titelkupfer. Weimar. 1797.

Es ist ein zu enger Gesichtskreis, wenn wir die heiligen Reste der griechischen Kunst nur Alterthumsforschern

und eigentlichen Künstlern überlassen wollen; in unsern Tagen kann niemand, der Geschmack des Schönen hat oder haben will, derselben entbehren. Von allen Seiten drängen sich uns griechische Kunstvorstellungen in Büchern in Zierrathen, auf Gefäßen, bei Geschenken zum Schmuck, in Gemählden, in Beschreibungen der Dichter, in Anspielungen fast jeden Vortrages zu, die wir verstehen müssen, wenn uns ihr Werth einleuchten und uns nicht die Schande drücken soll, sie als Barbaren zu besitzen oder zu betrachten. Fast keine Lectur zur Bildung findet jetzt statt, die nicht diese Kenntnisse voraussetzt; eben so fodert sie der Umgang des feinern Lebens. In Verzierungen der Häuser, der Säulen, der Gärten, an Wänden, an Tischen und Theetischen treten griechische Vorstellungen vor uns, und niemand sagt gern: „das ist mir unverständlich. Griechisch.“ — Vollends Jünglinge, die die Alten lesen, können die Kunstvorstellungen der Alten gar nicht entbehren. Ohne sie wird sich ihr Geschmack nie wohl befestigen; die Composition der griechischen und römischen Schriftsteller wird ihnen ohne Kenntniß der Composition ihrer Künstler nie helle werden, wie solches der unselige Fleiß und die unwissende Frechheit mancher gelehrten Kritiker gnugsam bezeuget.

Nun sind die Kunstvorstellungen der Alten von mancher Art, und alle sind sehr belehrend, Statüen, Gemmen, Münzen, Büsten, Gebäude; keine aber lehrreicher als Bas-Reliefs und Gemählde. In ihnen ist eigentliche Composition: denn in ihnen treten mehrere Figuren, eine ganze Fabel oder Geschichte in schöner Anordnung, oft mit einer schönen Umfassung tritt uns vor Augen. Hier bildet sich der Geschmack am meisten: denn was ist Geschmack? als die schnelle Umfassung des Mehreren zu Einem mit der angenehmen Empfindung des

Vollendeten, des Schönen. Hier lernen wir unsere Gedanken ordnen, den unnützen Ueberfluß hinwegthun, das Entbehrliche absondern, und völlig durchdacht das Prägnantste, das Meiste im schönsten und richtigsten Umriß geben. Oft stehet hier ein ganzes Gedicht, ein philosophisches Buch in Einer Vorstellung da. —

Da uns nun leider so wenig griechische Gemählde übrig geblieben, und die prächtigsten Basreliefs von Barbaren zerstört sind, wie froh müssen wir dem Genius der Kunst und des guten Geschmacks danken, daß er viele seiner Heiligthümer unter die Erde rettete, und sie auf der zerbrechlichsten Materie, auf Vasen, unsterblich machte. Diese enthalten einen Schatz schöner griechischen Vorstellungen, deren viele gewiß den alten und den besten Meistern nachgebildet und uns eine Schule griechischer Kunst und Denkart sind. Wenn Barbaren in Gräbern Schätze verbargen und andre Barbaren diese Schätze suchten: so verbargen die Griechen auch in ihren Grabkammern schöne Weisheit. Glücklich ist, wer sie darin fand! glücklich, wer aus der Gefundenen lernet!

Es ist bekannt, welche Mühe sich der brittische Gesandte in Neapel, Ritter Hamilton seit vielen Jahren um die griechischen Vasen gegeben, die in Campanien und sonst bei eröffneten Grabmählern häufig gefunden werden. Er brachte deren eine Menge zusammen, ließ sie mit Farben stechen und durch d'Hankarville prächtig beschreiben, verkaufte sie darauf ins Londner Museum für 8000 Pfund Sterling. Da stehen sie nun, und das kostbare d'Hankarvillische Werk in vier Foliobänden ist so Wenigen, die es brauchen konnten, zum Gebrauch gekommen, als jene Vasen, die ins Londner Museum verkauft sind. Unter dem Schutz und Gewahrsam der brittischen Nation sind sie dort aufs neue begraben.

Durch einen deutschen Künstler ist die zweite Hamiltonische Sammlung griechischer Vasen gemeinnütziger worden. Hr. Tischbein, Direktor der Mahlerakademie in Neapel, lieferte sie mit unermüdeter Sorgfalt, bei der mehrere verfehlte Zeichnungen strenge verworfen wurden, in bloßen reinen Umrissen, die uns bei dieser Art von Kunstvorstellungen alles sagen, was wir zu wissen begehren. Dadurch ward die Sammlung wohlfeil, und konnte in deren Hände gelangen, die sie zu brauchen verstehen und werth sind. Tischbein that mehr. Aus unbelohnter Liebe, die auch auswärtige Deutsche für ihr Vaterland haben, bestimmte er reine, sehr gute Abdrücke für sein Vaterland und sahe dies als das Olympia seines Fleißes und der aus alten Gräbern erbeuteten griechischen Kunst an. Er hat in Deutschland einen Erklärer gefunken, mit dem der Erklärer der ersten Sammlung d'Hancarville nicht zu vergleichen steht, und dem auch der Erklärer der zweiten Sammlung, Hr. von Halinski, gewiß willig den Platz räumet. Fast um ein Nichts bekommen wir armen Deutsche hier, wogegen andere reichere Nationen sich vielen Unsinn mit schwerem Golde erkaufen. Alles ist zweckmäßig eingerichtet, zur vielseitigsten Lehre, zur angenehmsten Bildung; nicht der bloßen Pracht geschenket.

Der ersten Abtheilung des ersten Bandes stehet ein Kupfer voran, die innere Ansicht eines Grabes bey Nola mit Skelet und Vasen; Hamiltons Zueignungsschrift und Einleitung ins Studium der Vasen, mit Zusätzen und Anmerkungen des Herausgebers, auch mit Nachrichten von Tischbein und Meier begleitet (S. 1—75.) geben hierüber den bestimmtesten Aufschluß, den man über das Ganze der Sache jetzt noch zu geben vermag. Die künftige Zeit wird

Mehreres darthun; und eben daß der Herausgeber dieser Sammlung der Zeit nicht vorgreifen, sondern sowohl Lücken als Hoffnungen hie und da nur andeuten wollte, zeigt von seiner auf den Fortgang der Zeit merkenden Klugheit. Jeder, der von Vasen spricht, und sie gewöhnlich für Aschengefäße ansieht, sollte diese kurzen Abhandlungen lesen; ihre Notiz ist unserm Vasen liebenden Jahrhundert, auch jeder Lesegesellschaft, die Vasen liebet, sehr zu empfehlen. Wer Vasen liebet, muß doch auch wissen, was eine griechische Vase sey? woher sie sey? wozu sie gewesen? u. s.

Die Nachrichten und Winke in Meiers Briefe (S. 71—75.) sind für jeden, der sich mit diesem Studium abgab, höchst merkwürdig. Nach zehn Jahren werden wir hierinn wahrscheinlich weiter seyn, als wir jetzt sind: und wer wünschte nicht, mit diesen Jahren mitzugehen und ihre Ausbeute zu fördern?

Eine Abhandlung über die Vasen-Arabeske zur dritten Kupfertafel folgt. (S. 76—100.) Mit einem angenehmeren Unterricht konnte diese Sammlung kaum eingeleitet werden: denn wo wir auch griechische Vorstellungen nicht haben können, wollen wir doch griechische Verzierung; wir müssen diese also verstehen lernen. Der Verf. leitet sie aus dem rechten Grundsatze her, und so wohl die Blumen-Einfassungen, (die Blätter-Arabeske) als die Windungen, die man Mäander nannte, endlich auch die Thierpflanzen-Arabeske erhalten hier eine sehr durchdachte Erläuterung. Die letzte ließe sich ohne Zweifel weiter hinauf und früher in den Orient verfolgen; für griechische Vasen aber gehörte dieser Verfolg nicht; dagegen ist der Uebergang dieses schönen Spiels der Einbildungskraft nach Griechenland neu und genau bemerket.

Zwei Gemählde werden erklärt, die außer dem Titelkupfer, dem Kupfer mit Umrissen verschiedener Formen und Verzierungen der Vasen, diese erste Lieferung ausmachen: Bellerophons Kampf mit der Chimära, und eine griechische Braut in ihrem Putzgemach. Beym ersten wird die Fabel erklärt, muthmaßlich die Entstehung der Fabel gezeigt; sodann das Gemählde betrachtet, mit andern Kunstwerken verglichen und seine Bestimmung nur mit einem Winke gedeutet. Die Erklärung ist mit einem großen Ueberblick und mit claßischer Genauigkeit geschrieben; sie hält sich in den rechten Schranken, und ist Blatt für Blatt, insonderheit Jünglingen zu lesen sehr nutzbar. Der Erklärer hat seinem Pegasus nicht den Zügel gelassen, sondern heißt ihn an der Quelle trinken. Mit einem sehr glücklichen Blick, der alte und neue Zeiten erläuternd zusammenfaßt, und in jenen sowohl die Provinzen der Sage unterscheidet, als ihre Kunstwerke verständig an einander reihet, zeigt er uns gleichsam die aus griechischer Natur wachsende Fabel. Die Muthmaßungen selbst sind belehrend; und wenn z. B. das phönicische Koph auf Bellerophons Pferde auch nicht gestanden hätte, so sollte es diesmal statt der Schlange darauf gestanden haben. — Im Gemählde der Braut überrascht die Deutung, daß es nicht die Schmückung derselben zu einer wirklichen, sondern zur Hochzeit der Mysterien sey, wozu der geflügelte Genius allerdings den Wink gibt, mit einer reichen Aussicht. Es kann nicht fehlen, daß der Erklärer, wenn er mit seinem Scharfsinn bey mehreren Vasen diese Idee verfolgt, eine Menge Vorstellungen ins Licht setzt, die bey Gori, Passeri u. f. in wirklich geheimer Dunkelheit lagen. Hierauf sowohl, als auf die andre Hoffnung, die der Erklärer gibt, auf den eigenthümlichen Geist des gewiß früh

gebildeten, westlichen oder Großgriechenlandes besondere Rücksicht nehmen zu wollen, muß sich jeder Sachverständige freuen, und dem Erklärer, der in die Schranken einer großen Laufbahn tritt, einen patriotischen, allgemeinnützlichen Siegeswunsch zurufen. Ein großes Feld der schönsten Geschichte des menschlichen Geistes, der griechischen Poesie und Kunstfabel liegt vor ihm; in manchem derselben kann eine neue Epoche werden.

Noch ist zu bemerken, daß zu diesen Vasengemählden eine frühere Schrift des Erklärers: Ueber den Raub der Cassandra auf einem Gefäß von gebrannter Erde, mit Erklärungen von Meyer und Böttiger (Weimar 1794.) in Vielem gehöre. Sie ist so reich an Erläuterungen, daß sich darauf gewiß oft bezogen werden wird. — Und wenn diese Vasengemählde rasch und glücklich geendigt sind, so ist zu wünschen, (die Arbeit selbst wird dem Verf. dazu Trieb und Muth geben,) daß er mit seiner Erklärung sich in einem Nachtrage auch an die herkulanischen Gemählde und an die D'Hankarvillische Vasensammlung füge. Beyde warten auf ihn: denn überhaupt ist über Statuen, Gemmen und Münzen des Alterthums unstreitig mehr, weit mehr geleistet worden, als über Basreliefs, Vasen und Gemählde. Erscheine also bald die zweyte Sammlung; und jeder, der zu ihrer Förderung beytragen kann, trage dazu bey, daß die wieder erstandene Campanische Muse sich Deutschlands freue.

Griechische Vasengemählde. Mit archäologischen und artistischen Erläuterungen der Originalkupfer. Herausgegeben von C. A. Böttiger. Ersten Bandes zweytes Heft, Weimar.

Dies zweyte Heft enthält die Originalkupfer N. 3—9. deren die meisten archäologisch und artistisch merkwürdig sind und es durch die Erläuterungen des Herausgebers dem Alterthumsforscher so wie dem Kunstliebhaber noch mehr werden. Ihr Inhalt wird für sich selbst reden.

1. Zuerst ist die Sammlung von Gefäßen in gebrannter Erde zu Florenz von Hrn. Professor Meyer in Weimar in der meisterhaften Manier beschrieben, die mit jedem Wort gleichsam zu Werk geht, in der, treffend, kurz und gut, man alle Denkmahle der Art beschrieben wünschte. Ueber die Entstehung der Schüsseln und Vasen von gemahlter Majolika ist S. 14. 20. 21. Auskunft gegeben.

2. Es folgen Auszüge aus Briefen über die Vasensammlungen in Rom, von unserm gelehrten Landsmann Uhden (S. 22—26.) über die Vasensammlungen in Paris vom Conservateur des Museums der Antiken, Millin, mit der Beschreibung eines merkwürdigen Vasengemähldes von Orest und Pylades, dessen Bekanntmachung mit Erläuterungen unsres Herausgebers auch in Deutschland zu wünschen wäre; (S. 27—35.) sodann ein kurzer Brief von D. Scherer über die Glasur der Alten auf ihren Vasen. (S. 35. 36.)

3. Nach diesem Vortrabe, der nach und nach eine allgemeine Vasen-Notiz werden kann, folgen die Erläuterungen der in diesem Heft gelieferten Gemählde selbst. Das dritte enthält Mantelfiguren. Was über diese gesagt werden kann, scheint hier fast erschöpft zu

werden; die Materie wird aber auch lehrreich durch mehrere Excurse, z. B. über die Vorstellung des Volks (δημος) in Einer Gestalt oder in Gestalten, (S. 48.) als Zuschauer u. s. (S. 50.) Regeln des Anstandes im Kleiderumwurf bey den Alten, mit Erklärung der dabey gebräuchlichen Worte; (S. 52—64.) ein zum Kunstverständniß der Drapperie der Alten nicht zu übersehender Aufsatz, mit ein paar Beylagen.

Das vierte Gemählde, Iris die Waffenüberbringerin, giebt bey Auseinanderlegung des Panzers eines alten griechischen Heros zu mehreren Berichtigungen Anlaß, da in dieser Abbildung die alte Rüstung in ihren Theilen und Verzierungen sehr deutlich erscheinet. Sodann wird die Kleidung der Iris, ihr Kopfputz, ihr Kleid, ihre Flügel, ihr Caduceus vorgezeigt, und bey Gelegenheit des letztgenannten Symbols die Entstehung des Mercuriusstabes, als eines phönicischen Kaufmanns- und Handelszeichens, das ursprünglich mit Zweigen umwunden und mit dem Kunstknoten, (als einer Firma), bezeichnet gewesen, so leicht und anschaulich gemacht, daß man fortan bey dem griechischen Hermes an den ägyptischen Thot schwerlich mehr denket. Zu wünschen wäre es, daß der Verf. diese glückliche Exposition weiter verfolgte. Wie sich die Ilias und Odyssee auch durch ihre Bothschafter, die Iris und den Hermes unterscheiden, ist S. 112. nicht übersehen worden.

Beym fünften Gemählde, Gruß und Handschlag wird die Sitte des alten Handschlages aus Licht gesetzt, und aus der Frage: „wer der junge Held sey, der die Hand dem Könige beut?“ entspringt die andre: „wen oder was der Ring am Fuße des jungen Helden bezeichne?“ Ein paar Beylagen hierüber von Tischbein und Uhden folgen.

Die Erklärung des sechsten Gemähldes: „Theseus bestraft den Fichtenbeuger“ stellt jenen Heros nicht nur in der Unternehmung dar, die das Gemählde zeigt, sondern überhaupt als den Herkules der Athenienser, in dessen Thaten, die fast alle auf Entwilderung und Veredlung der Menschheit, auf Bestrafung und Beschränkung der Bosheit abzweckten, von den Griechen selbst eine Moral in Beyspielen und Abbildungen auf öffentlichen Plätzen und in Tempeln als das sprechendste Erweckungsmittel zur Tugend und Pflichtmäßigkeit gegeben ward, dem also auch Euripides (wahrscheinlich nach der Bestrafung des Sciron,) die Worte in den Mund legt: „Schön ists, den Frevler zu bestrafen, schön!“ Das bemerkte eigentlich Attische in der Geschichte und den Vorstellungen Theseus giebt manche weiter zu verfolgende neue Seite.

Das siebende Gemählde: „Medea beredet die Töchter des Pelias zum Vatermorde“ ist sehr anschaulich; daß es indeß die Stelle der tragischen Muse vertrete, (S. 161.) ist nicht zu wünschen. Vielleicht möchte auch Einiges in der Geschichte der Medea hier zu künstlich ausgelegt seyn — eine Scilla, die wohl eben so vorsichtig zu vermeiden ist, als die gegenseitige Charybdis zu gemeiner Vorstellungen, in die unsere neuere Alterthumsauslegung der lieben Simplicität wegen hinsteuret. Die Zauber- und Hexengeschichten der Griechen werden hier mehrmals wohl „orientirt.“

Endlich das achte und neunte Gemählde: Erscheinung des Triptolemus ist in diesem Heft selbst eine schöne Erscheinung. Die Deutung des Gemähldes auf diesem Liebling der Ceres, sein Flügelwagen, die Drachen oder Schlangen desselben, seine Darstellung in den Mysterien u. s. (auf eine scharfsinnige Zusammen-

stellung gebauet, die das Titelkupfer auf Einmal darstellt); sie geben eine so neue Ansicht dieser Flügelthrone und Drachen-Flügelwagen, daß man insonderheit auch auf die künftigen Gemählde von Mysterien- und Theatererscheinungen aufmerksam wird, zu denen dem Verf., der kleine Winke so lebhaft zu benutzen weiß, in den folgenden Gemählden reiche Anlässe kommen werden. Möge der dritte Heft dem zweyten bald folgen!

4.

Blüthen aus Trümmern. Von G. A. von Halem. Bremen 1798. 264 Seiten in 8.

„Nicht jeder Marmor allein, auch jeder Laut wecket auf dem klassischen Boden Griechenlandes unwillkührlich das Andenken des alten Hellas. (S. 27.) Hier, sagt der Verf. S. 3. der Vorrede (auf den Inseln des griechischen Archipelagus) lebt ein Völkchen, das vom festen Lande und dessen Verderbniß getrennt, seine ursprüngliche Eigenheit meist erhielte, und ohne viele Gesetze, ohne große Wissenschaft, nahe blieb der Natur. Sie kennen nicht die Türkische Sonderung der Geschlechter, welche die Griechen des festen Landes schon nachahmten: nur die Tugenden ihrer Landsleute, die griechische Gastfreyheit, Nüchternheit, Keuschheit, Arbeitsamkeit, Mildthätigkeit sind einheimisch bey ihnen. Auch über sie ward die Lebhaftigkeit der Griechen und deren leidenschaftliche Liebe für Gesang, Saitenspiel, Tanz und Poesie in reichem Maaße ausgegossen. Ihre Frauenzimmer sind große Künstlerinnen im Sticken. Sie versammeln sich vor den Häusern und unterhalten sich während der gemeinschaft-

lichen Arbeit mit kleinen Erzählungen (Paramythien) oder fordern andre auf, sie damit zu unterhalten." U. f.

Aus dieser Idee, aus dem Eindruck nämlich, den dem Verf. die Beschreibungen Tourneforts, le Roy, Choiseul-Gouffier, Spon, Wheler, Guys, Chandler, Savary und andre Reisende gaben, entstanden diese zarten Darstellungen, Schilderungen und Erzählungen, die dem größesten Theil nach selbst Paramythien sind. Ihr Inhalt ist sehr abwechselnd; ihre Einkleidung nicht minder. Leid und Freude treten uns in wohlgeordneten erlesenen Scenen vor, und überraschen oft mit einem unerwartetschönen Ausgange. Allesammt sind sie Kinder der echten Naturempfindung; Unschuld, Thätigkeit, Liebe und Großmuth, häusliche und gesellige Tugenden sind hier in einem Kranz von Blüthen über Trümmern alter Zeiten, mit Grazienhänden gewebet. Der Verf. hat süße Stunden genossen, da er die Erinnerungen seiner idealischen Reisen in diese Dichtungen ordnete; er schaffet sie auch seinen Lesern.

Unter den Erzählungen macht 1. der Pilger auf Pathmos (S. 9.) mit Recht den Anfang. Die Erfahrungen des Papas und die Geschichte des Theobalds geben uns ein neues Interesse für diese Gegenden und für alle folgenden in ihren dargestellten Scenen. 2. Der Bischof von Damala. Das griechische Wiegenlied, das von ihm handelt, sagt uns in einer dreyfachen Anwendung, die sich gleichsam von selbst giebt, die weiseste Lebenslehre. 3. Im Schahruli sind, nach einer anmuthigen Einleitung, mehrere Sentenzen Sadi's, als gesungene Lieder in eine treffende Situation gesetzt. Das schöne Ufer von Stambûl konnte nicht besser gefeyert werden. 4. Delli von Casos. Der Contrast zwischen dem barbarischen Wohlleben des Türken und dem mensch-

lichen Leben der Casioten konnte schwerlich einen glücklichern Moment geben, als diese Scene des Wiederfindens einer getrennten ehelichen Liebe und Freundschaft. 5. Die Quellen-Mädchen. 6. Clelia. 7. Die Stickerin. 8. Gemil und Zoe. 10. Der Traum. 11. Der Zauberer auf Naxos. 12. Die Eifersucht, sind griechische Paramythien; ein paar derselben sind aus Guys aufgefaßt, die andern in dieser Manier gedichtet. Die Gaben des Zauberers auf Naxos und die Ehrenrettung des weiblichen Geschlechts im Munde der Zelia sind von der zartesten Art. 9. Die Mutterklage beym Tode der Tochter könnte in einer griechischen Anthologie stehen; 13. Die Laube zu Tenedos ist wie ein Idyllengespräch Geßners. 14. Das Grab Homers auf Nio (Jos) hätte auch ohne die zweyte Scene einen andern Ausgang gewinnen mögen; dieser indessen macht das Andenken Homers sinnlich. 15. Der Franke in Scio preßt den Wunsch aus, daß alle Franken in allen Welttheilen sich so verhielten, wie dieser Franke; und 16. Die Blume Oschadi erregt den Wunsch, daß unser Verfasser mehrere Bilder der Hindu's so anwenden möge, wie er hier den Sohn des Himmels und der Täuschung, Kama, den indischen Liebesgott, mit seinen Symbolen gewandt und angewandt hat. Das Lied der Indianerin (S. 174. 175.) die ihrem Geliebten in die Flamme folgt, ist schauerlich groß. 17. Die Schlange Python, als ein Symbol der Pest betrachtet, leitet sehr edle Gesinnungen ein, diese und andre Pestschlangen zu überwinden. 18. Der Felsenbewohner am Libanon, der einen harten Knoten zwischen Glauben und Liebe mit dem kalten Eisen des Todes zerschneidet, läßt uns in einer Betäubung zurück, die vielen Gedanken den Weg öffnet. Als Anhang erscheinen

scheinen Collins bekannte Idyllen Hassan der Kameeltreiber und die Flüchtlinge; und als Nachtrag Cytherens Verheißung, ein schöner homerischer Hymnus. Die Anmerkungen (S. 221—254.) sind Früchte einer reifen Lektur, sehr wohlgefällig zu lesen; so wie das Ganze eine Lustfahrt auf den griechischen Inseln, anmuthig und belehrend. Möchte ein sanfter Zephyr jener Inseln diese Blätter in die Hände unsrer Töchter und Jünglinge führen, daß sie statt langer berauschender Romane sich nach und nach an kurze Erzählungen, an stille und wahre Scenen der Natur gewöhnen. Die Griechen liebten Gemählde solcher Art, d. i. einzelner häuslichen und öffentlichen Ereignisse; ihre schönste Mythologie ist daraus entstanden: mit dem Andenken an dergleichen örtliche Begebenheiten schmückten sie Lustplätze, Tempel und Haine. Auch andre gebildete Nationen folgten ihnen hierin nach, und zu wünschen wäre es, daß gleichsam an Ort und Stelle jede Gegend der Erde gefeyert würde, die der Genius der Menschlichkeit, der Liebe, des Erbarmens mit seinem Fußtritt je berührte. Denn wie heiliger sind die Stäten als Schlachtfelder, Prunkorte des leeren Wahnes! — Auch geben dergleichen kleine Erzählungen etwas, was lange Romane selten geben, nämlich den Geist eigner Erzählung und geselliger Unterhaltung. „Erzählt, rufen sie uns zu, wie ihr hier erzählen hört, Eure Begebenheiten und Vorfälle des Herzens und Tages. Vergnügt andre mit euren Paramythien; und die schönsten Züge, die euch in solchen Erzählungen gefallen, eignet euch zu, zu welchem Zweck, (die in der Erzählung vorkommenden Lieder ausgenommen,) in dieser Dichtungsart die Prose vor der Poesie Vortheile zu haben scheint.

5.

Worte der Lehre, des Trostes und der Freude, von Joh. Jac. Mnioch, Görlitz 1798.

„Den 22., sagt eine Reisebeschreibung, kamen wir an einen schönen Ort. Vor ihm begegnete uns eine Procession, die in der Landessprache, (sie feyerten eben das Frühlingsfest des Neujahrs) Bitten und Gebete sang fürs Wohl der Menschheit. Weiterhin empfieng uns ein Hain von Cypressen und Oelbäumen, in dem Inschriften und Bilder uns bald belehrten, wo wir waren. Der Jüngling mit der Fackel, Embleme von trauriger Saat und fröhlicher Ernte, Inschriften, wie diese:

Alles kehret wieder,
Was wir geliebt mit reinem Herzen, was
Als gut und schön sich unserm Geist vermählte,

führten uns zu einem Rasenhügel, auf dem von Thränenweiden und Myrthen bedeckt in weissem Marmor eine jugendliche Gestalt ruhte. Ein Kind im Arm haltend, reichte sie die andere Hand zwey Kleinen, die diese Hand mit gesenktem Haupt küßten. Unser Begleiter sagte uns, daß sich auf diesem Hügel zuweilen ein Gesang in rührenden Tönen hören lasse, dessen Endworte seyen:

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt?

Mehr wußte er von dem Gesange nicht. Die Nachtigall schlug lieblich auf dem Grabe."

So weit die Reisebeschreibung. Der Leser bemühe sich um dieselbe nicht; sie ist des obengenannten Buchs Inhalt.

Sein Verfasser, der dem Leser wahrscheinlich schon durch frühere Schriften bekannt ist, hat zu ihm eine traurige Veranlassung gehabt, den Tod seiner Gattin, deren kleine aber sehr schätzbare Hinterlassenschaft er mit einigen seiner eignen Aufsätze einleitet und verflicht. Wir wollen wie in jener Reisebeschreibung seiner Einleitung folgen.

1) „Litaney, oder allgemeines moralisch-politisches Gebet. Ein Zeitgedicht zum Neujahr 1797 nebst erläuternden Anmerkungen." — Eine herzlich-vertrauliche Anrede an den Vater Aller nach den Bedürfnissen der jetzigen drückenden Zeit. Kein Menschenherz wird sie ohne Theilnehmung lesen. Aber warum heißt sie Litaney? Hinweg den verbrauchten Namen! — So hätten wir auch dem Verfasser

2) „Den Versuch über eine zwiefache Hinsicht, in der ein Versmaas behandelt werden kann," so viel Gutes er enthält, an diesem Orte verziehen. Der Herausgeber der Terpsichore, der dazu Anlaß gegeben zu haben scheint, ehrt und liebt mit dem Verf. den Jambus im hohen Grad; und wie sollte ers nicht, da er ihm in Shakespear, Milton, Thomson, Kleist, Leßing, Gleim, Klopstock, Wieland, Goethe, Bürger u. a. oft und viel Freude gemacht hat? Seine Absicht war — doch hier ist nicht der Ort dazu; es folgen:

3) „Zwey Gebete für eine aufgeklärte und gebildete christliche Gemeine, mit besonderer Hinsicht auf moralisch-religiöse Bedürfnisse unsrer Zeit." Sie sind in Prose, voll desselben Herzens und Geistes, die das erste Stück beleben.

4) „Ueber Bilder und bildliche Vorstellungen des Todes, und über einige damit verwandte Gegenstände. In Form einer Rede."

— nicht künstlerisch werden diese Vorstellungen erwogen, sondern herzlich, menschlich.

5) „Tod und Unsterblichkeit. Eine Kantate. Voran einige Gedanken über Kantatengesänge und Kantatenmusik.“ — Die Gedanken sind sehr gut; so auch das Urtheil über Rammlers Kantaten. Indessen streben sie zu einem Einförmigen hin, das der Musik nicht wohl thut, dem auch, ihres reinmenschlichen Inhalts ungeachtet, die beygefügte Kantate schwerlich entgehen möchte. Die Musik ist Bewegung und liebt Bewegung. Sie will nicht nur stark nuancirt seyn, sondern fodert Abwechselung, Handlung. Ihrer Natur selbst nach ist sie Melodrama; dieß schaffet sie in Tönen, die Griechen belebten es mit Gestalten. Unläugbar aber sind in dieser Kantate rührendschöne Stellen und Strophen. Dieß wäre dann der erste Eingang zu dem kleinen Denkmal, das den Namen Maria Mnioch jedem Leser von reinem Sinn werth machen muß. Es heißt:

6) „Zerstreute Blätter, beschrieben von A. M. D. E. Mnioch, geb. Schmidt. Angeschlossen ein paar Worte über das Leben der Verfasserin.“ — „Diese hinterlassenen Proben, (sagt der Herausgeber,) von der stillen Geistesthätigkeit einer guten Frau, enthalten eine Darstellung, einen lebendigen Abdruck von einer wahrhaft weiblichen Seele in Empfindungen und Meinungen über Gegenstände, die nicht außerhalb dem Kultur- und Geschäftskreise des Weibes liegen. Die Verfasserin hat nie vermuthet, daß diese Blätter von fremden Augen würden gelesen werden. Ihre Urtheile über Bücher und Schriftsteller sind mit voller Unbefangenheit aus dem Herzen niedergeschrieben und aus einem Kopf der mit dem Herzen in unschuldiger Freundschaft lebte. So originell, dreist und kühn manches dieser Urtheile scheinen

mag, so wollen wir doch hoffen, daß darin mehrere weibliche Seelen das Bild ihrer eignen Gedanken und Gefühle erkennen und begrüßen werden. — Sie las selten, (sagen die paar Worte über ihr Leben) wenn sie allein war; am liebsten las sie ihrem Mann vor, oder ließ sich von ihm vorlesen. Aber sie schrieb nur in einsamen Stunden, wenn sie, von den übrigen Haushaltungsgeschäften befreyt, sich mit der Nadel beschäftigte und ihr mitten unter der Arbeit irgend ein Gedanke, eine Empfindung so lebendig wurde, daß sie solche auszudrücken wünschte. Dann nahm sie ein Blättchen Papier, das ihr zur Hand lag und schrieb, oft nur mit Bleyfeder, nieder, was sie im Ausdruck beynah schon vollendet gedacht hatte. Sie legte Papier und Feder sogleich beyseite, wenn sie merkte, daß ihr der Ausdruck fehle. — Mit dem strengsten Ernst war sie dagegen, daß man einem Fremden Einiges dieser Blätter zeige. „Ich fürchte, sagte sie, daß wenn ein Fremder diese Versuche sähe, man mich vielleicht für ein literarisches Frauenzimmer hielte; ich würde es dann schwer haben in Gesellschaften. Man würde mich nach Dingen fragen, die ich nicht verstehe; auch merke ich, daß man sich gegen literarisch-geglaubte Frauen öffentlich mehr erlaubt, als gegen ein stilles alltägliches Weib. Man setzt jene öfter in Verlegenheit, um zu sehen wie ihr Witz ihnen heraushelfen wird: man behandelt sie beynahe wie Männer. Wie es mir dabey gehen würde, weißt du am besten.“ — Also aus der Hand dieser bescheidenen Hausfrau zur Probe ein paar beschriebene Blättchen.

Friede, Geduld.

Friede, mein Lieber, Friede! Schon oft versöhnte mein Kuß Dich
Mit den Menschen, die ach! Ruhe suchen — im Streit.
Laß uns mit fröhlichem Sinn ertragen wollen das Unrecht,

Das nicht schlechter uns macht. Liebe träget ja mit.
Wahrlich, Du hast Dich geübt in langem stillem Erdulden
Aber nie mit Geduld, nie mit der innern, mein Freund.

* * *

Unser Vergißmeinnicht
Blühet im Auge der Kinder,
Blühet so lange von uns
Einer lebet, in Herzen,
Die wir nach unsern erziehn.
Liederchen sprechen nur dann,
Wenn wir sie lesen.

* * *

Mit dem Herzen nur glauben und zweifeln die Menschen. Die Unschuld
Fürchtet kein Unglück; die Schuld athmet im Frühlinge schwer.

Von derselben Zartheit sind N. I. Die literarische Hausfrau. II. Glaube und Zweifel. V. VII. Pygmalion und Elise. VIII. IX. Glück und Unglück der Frauen. XI. Dir an deinem Geburtstage. XVI. Ueber Terpsichore. XVII. Hin ist hin, kehrt nicht wieder. XVIII. Gedanken nach Lesung des Schmidtischen Kalenders der Musen und Grazien. XIX. Allerhand Bemerkungen, einige darunter fürs Haus. XX. Gedanken nach mancherley Lectur. XXI. Liebe. Ein Gedicht voll heilsamer Lehre;

Lernet das Gute genießen, ertragen das Böse. — Die Liebe
Beut euch willig die Hand; sie ist des Lebens Gefährte;
Aber täuschet sie nicht mit dem Ziele;
Myrthe kränzet den Sieger nicht.

XXIV. Bitte an die Weisheit. XXV. Furcht und Hoffnung. Warum dürfen wir sie nicht abschreiben? — Es folgen

7) Schattenrisse nach dem Leben. Gezeichnet in Stunden der Muse.

8) Bilder, benannt nach ihren Nahmen. Gesammelt auf einer Reise durch Südpreußen. Mann und Frau haben sich mit diesen kleinen Gesellschaftsgemählden und Charakterzügen erlustigt; und der Mann wird es nicht verübeln, wenn man die zartere weibliche Hand auch ehe man auf die Unterschrift sieht, wahrnimmt. Ohne die Personen zu kennen, greift es sich gleichsam, daß manche Gattungen treffend geschildert sind, z. B. der Kantianer, manche Geschäftsmänner, so auch die Humanen nach der neuesten Art; desgleichen national der Pohle, die Pohlin, in mehreren Rücksichten. Die Zeichnerin trift meistens den naivsten Ausdruck: z. B.

Unsern täglichen Dichter in unserm eigenen Herzen,
Der uns erfreut und betrübt, der uns erniedrigt und hebt, —
Diesen Sohn der Natur zu bilden mit Weisheit und Güte,
Sind uns, prosaischer Freund, Dichter vom Himmel gesandt.

* * *

(Langsam zu lesen.)

Immer vernünftig, liebe Herren,
Fein vernünftig laßt uns bleiben.
Auch mit Narren wollen wir weise,
Immer weis' und besonnen reden.
Hat doch jeder nicht für andre,
Für sich selbst nur seine Vernunft.

Unter den Bildern benannt nach ihren Nahmen sind N. 3. 9. 13. 16. 17. 19. naiv und schön; N. 20. edel und groß. — Das schöne Lied endlich, zu singen im Kreise der allzukühnen Weltreformatoren.

10) Das unmenschliche Streben zum Ziel der Menschheit ist vor andern einer Composition werth. Man höre die ersten Strophen:

Solo. Ihr strebet und ringet zum Ziele der Menschheit;
Doch selten aus Liebe fürs herrliche Ziel.
Ihr strebet und ringet aus Dünkel und Ehrsucht
Und tretet zu Boden —
Was neben euch in gleicher Würde stand.

Chor. Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo. Von diesen Altären der menschlichen Hoheit
Steigt Jammer und Klage der Menschen empor;
Empor zu den Sternen! — Dort sollen sich freundlich
Und brüderlich grüßen
Der Priester und sein blutig Opferthier.

Chor. Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt.

Die zwey folgenden Strophen führen den Inhalt fort. — Ein Lied für unsre Zeiten! Der Mitverfasser verspricht (S. 294.) eine Nachlese aus den Papieren der Verstorbenen, nebst einer Schilderung derselben, die bisher wegen Krankheit, Sorge und Gram unvollendet geblieben. Befreye ihn der Himmel bald von diesen Plagegöttinnen, damit er sein Versprechen erfülle und dieser jungfräulichmütterlichen Carita ein rühmliches Denkmal stifte.

6.

Elegieen von Properz. (Sehr sauber gedruckt mit voranstehender Vignette von Mayer gezeichnet, von Guttenberg gestochen, ein mit Herkules Rüstung beschwerter Eros.) Leipz. 1798. (1 Thlr. 12 gr.)

Ein schönes und daurendes Geschenk, für unsre Sprache sowohl als für jedes Gemüth, das den Reiz

sanfter und großer Empfindungen mit Kunst in Dichtungen ausgesprochen, zu empfinden und zu schätzen vermag.

Man hat längst eine zwiefache Art Uebersetzer von einander unterschieden. Die eine sucht das Urbild Wort für Wort, ja wo möglich mit den Tönen der Worte herüber zu tragen; man hat sie Uebersetzer genannt, indem man den Ton auf das Ueber legte. Die andre Gattung übersetzt, d. i. sie druckt die Gestalt des Autors aus, wie er für uns, wäre ihm unsre Sprache zu Theil geworden und er seine Gedanken, in seinem Umriß uns mittheilen wollte, etwa sprechen würde. Dies ist die Art männlicher Uebersetzung: denn wie weit es jene Gattung auch bringen und wie nutzbar sie zu andern Zwecken seyn mag, kommt sie doch nicht zum Ziel, indem sich unmöglich Eine Sprache in die andre verwandeln läßt.

Unser Uebersetzer gehört zur zweyten Gattung; er hat sich darüber in der männlich schön geschriebenen Vorrede selbst erkläret. Nachdem er die Dichtkunst, besonders die erotische und dann seinen Properz mit treffenden Gründen in Schutz genommen, auch die Veranlassungen berührt hat, die ihn, „in einem Zeitpunkt, der durch „seinen unglücklichen politischen Einfluß jedes Herz erschütterte" erst in Prosa dann in Sylbenmaaßen zum Uebersetzer des Properz machten, fährt er fort: „In der „That, ein properzisches Distichon immer wieder in die „ähnlichen deutschen Zeilen zu schliessen, ist eine Aufgabe, die zuweilen ihre Schwierigkeit hat. Der Pentameter ist immer unsrer Sprache unbequem, weil er durch „die wenige Abwechselung, die wir ihm verschaffen können und durch öftern Mangel eines freyern Ausganges „der letzten Hälfte, gar leicht in Mattigkeit und Monotonie verfällt. — Uebrigens ist seit einiger Zeit viel,

„vielleicht zu viel über unsre Sprache und Sylbenmaaße „geschrieben und geklügelt worden; es könnte fast schei„nen, man wolle, statt den Kern zu nehmen, sich lieber „mit der Schale belustigen." Und fügt folgende Bemerkung hinzu:

„Eine Sprache ist eine feste bleibende Sache. Sie ist „mit der Natur des Menschen, seiner Vorstellungsart und „Empfindung innigst verknüpft, so daß wer davon ab„weicht, unsre Empfindungsart gewaltsam verändert. „Jede Nation hat ihre eigne Empfindungsart, durch ihre „Sprache ausgedrückt; und jede Sprache hat ihren eig„nen Wohllaut, dem Sinn und Organ der Nation ange„paßt, die sie spricht. Daher fremden Wohllaut in unsre „Sprache mischen, oder solche durch gezwungene Stel„lungen gleichsam verzerren, äußerst widrig ist und jeder„zeit für Barbarismus gelten muß. Der Dichter dürfte „dies am wenigsten wagen; denn da er für die Gefühle „spricht, und dem Zuhörer den in ihm selbst verborgenen „eignen Laut gleichsam nur abzulocken sucht, so beleidigt „und verwirrt er sein Gefühl durch fremde und gezwun„gene Töne aufs gewaltigste. Nur, wenn der Dichter „Gegenstände auf eine Weise singt, die ein gelehrte„res Ohr erfordert, darf er Abweichungen wagen; doch „müssen solche nicht als Nothdurft oder Foderung erschei„nen, sondern als ein Geschenk, von dem man den Ge„winn sogleich gewahr wird."

„Aller Vortheil scheint hauptsächlich darin zu liegen, „daß man die Sprache gut spricht, das heißt, sie auch „gut ausspricht. Hierin hat die Natur einen gewal„tigen Unterschied in das Organ der Menschen selbst ge„legt; und hierin ist auch am meisten Verfeinerung und „Verbesserung anzubringen. Wohlgesetzte Töne, wohl„gesprochen, entzücken jedes menschliche Ohr; aber am

„meisten in der Sprache, die uns zugehört, und durch „die ein reicherer Empfindungsquell uns zuströmt. Bey „Gedichten ist dieses Studium der Aussprache am „meisten zu empfehlen, da sie auf Ohr und Herz zugleich „die Wirkung thun sollen. Die bessere Aussprache unsrer „Verse wird hauptsächlich auch darin mit bestehen, daß „wir gleichgültigern Sylben zu gehöriger Zeit einen vollern „Ton zu geben wissen, vorzüglich nach gewissen Ruhe-„puncten, und daß wir das Raube und Schwere gewisser „Töne durch die Aussprache lindern. Nicht alle Härte „übrigens ist Uebellaut, so wie nicht immer das Weiche „Wohllaut ist. Wir haben durch Nachahmung der grie-„chischen und römischen Sylbenmaaße und Versarten „gleichsam den Harnisch der Alten angezogen. Einige „kleidet er wie Waffen des Achilles; andre thun sich viel-„leicht zu viel darauf zu gut. Möge er uns auch den Geist „und die Kraft der Alten verleihen, damit eine glückli-„che Aera unter uns gebildet werde, und die Enge und „Kleinseligkeit entweichen möge, die noch überall den Geist „unsrer Nation zu beschränken scheint.“

Nach Grundsätzen dieser Art wird man keine gemeine Uebersetzung des Properz in rasselnden Hexametern und hinkenden Pentametern erwarten; auch auf eine eigne Art der Scansion, die der Uebersetzer hie und da mit Fleiß und Geschmack anbringt, ist man bereitet. Uebrigens ist zu wünschen, daß sich die guten Köpfe und Organe unsrer Nation nicht sowohl über die Länge und Kürze als über die Schnelle und Langsamkeit (moras) gewisser Sylben, Worte und Regionen vereinigen möchten: denn hieran scheint es besonders zu liegen. Kein Sprachconcilium, auch keine gebietende Zeitschrift; allein die Einstimmung mehrerer Dichter und der daher unmerklich entstehende Gebrauch, Usus, penes quem est ar-

bitrium et jus et norma loquendi muß und kann sie allein vereinigen. Der Verf. gegenwärtiger Anzeige erinnert sich der Stunden, in welchen er diese Uebersetzung des Properz von einem guten Organ vorlesen hörte, mit innigem Vergnügen.

Vom Styl zum Werk! Der Uebersetzer hat seinen Dichter in dem großen Sinn genommen, der ihm gebührt; dies beweiset sowohl die getroffene Wahl, als die Uebersetzung und die ihr beygefügten kurzen Anmerkungen über die Properzische Elegie. Ein falscher Begriff ists nämlich, daß diese schöne Dichtungsart sich nur mit Klagen, ja gar nur mit Klagen der Liebe abgebe, mithin so gut als planlos sey: denn welche Abwechselung, welcher Reichthum des Stoffs bliebe dem elegischen Dichter, der immer nur klagen und klagen müßte? Schon Horaz hätte diesen falschen Begriff entfernen sollen, der ausdrücklich sagt:

Versibus impariter junctis *querimonia primum*,
Post etiam inclusa est *voti* sententia compos.

Die Ueberbleibsel der griechischen Elegie, (Schade, daß ihrer so wenige sind) noch mehr die Nachrichten, die wir von ihr haben, am meisten Properz selbst, der es ausdrücklich unternahm, die griechische Elegie, wie Horaz die Lyra der Griechen, in ihrem ganzen Umfange seiner Nation und Sprache, sofern diese es gestattete, zu schenken, zeigen das weite Gebiet dieser Dichtungsart, das an Umfange sowohl als Einheit der Regeln der Ode nicht nachstehet. Den höchsten Gegenständen füget sich, obgleich in dem mildern Ton, den ihr Sylbenmaaß gebietet, die Elegie an, sogar das Schreckliche, Grausende fürchtet sie nicht. Kühn kann man sagen, daß Properz in seiner Art so reich, ja vielleicht reicher als Horaz in der seinigen sey, und daß er von der griechischen Elegie

in jeder künstlichen Gattung eine Probe zu geben gesucht habe. Eine Abhandlung hierüber von unserm Uebersetzer würde belehrend gewesen seyn; belehrend ist, was er hievon durch Wahl und That erweiset. Die vielartigsten, zugleich die schwersten Kunstwerke des Römers, der sich durch sie mit dem ganzen Fleiß und Ernst seines Lebens ein unsterbliches Denkmal zu errichten strebte, sind durch ihn mit feiner und fleißiger Nacheiferung in unsre Sprache verpflanzet.

Buch I. Eleg. 1. Cynthia. „Der Ausbruch einer Leidenschaft vom ersten Funken zu einem unlöschbaren Brande.“ Eleg. 2. Der Dichter mißräth der Geliebten den Putz, und preiset ihr statt dessen die Grazie der ungeschmückten Schönheit. Sanft und harmonisch. Eleg. 3. Die Schlummernde. Ein Gemälde des größten Malers werth; ein Nachtstück voll Leben. Eleg. 4. (lat. 6.) Kampf zwischen Liebe und Freundschaft, in dem jene bey weitem sieget. Der Dichter kann sich nicht trennen von seiner Geliebten. Eleg. 5. (lat. 8.) Cynthia will ihn verlassen; er hält sie zurück, zuletzt mit trunkner Freude. Eleg. 6. (lat. 6.) Rathschläge an seinen Freund, den Heldendichter Ponticus, über die Liebe. In eignem Ton theilnehmend, neckend und selbst voll Liebe. Eleg. 7. (lat. 11.) An Cynthia zu Baja. Leise warnend und sehnend:

Du bist, Cynthia, mir mein Haus und Vater und Mutter,
Du mein einziges Gut, du mein Verlangen allein.
Geh' ich traurig einher, begegn' ich fröhlich den Freunden;
Traurig und fröhlich, es kommt, Cynthia alles von dir.

Eleg. 8. (lat. 14.) Glück der Liebe, verglichen dem Glück des Reichthums.

Ist die Göttin mir hold, was frag' ich nach lydischen Schätzen?
Auch Alcinous Reich ist mir des Wunsches nicht werth.

Eleg. 9. (lat. 17.) Et merito! Mitten auf der See, in Gefahr des Schiffbruchs, mit Wünschen nach dem Ufer und seiner Geliebten.

Hätte das Schicksal bey mir mein langes Leiden begraben —
O so deckete dann leichter die Erde den Staub.

Eleg. 10. (lat. 18.) „Eine einsame, öde Gegend. Nur geheime Klagen nimmt der Ort auf, den außer des Zephyrs Hauch niemand bewohnet." Eleg. 11. (lat. 19.) „Hier führt uns der Dichter ins Todtenreich."

Ueber des Schicksals Fluth schreitet der Liebe Gewalt.

Eleg. 12. (lat. 20.) Geschichte des Knabens Hylas. „Eine genauere Vergleichung zwischen der Erzählung des Properz und Theokrits müßte allerdings unterrichtend seyn." Zweytes Buch. „Mit ihm steigt der Dichter von den simpeln Formen des ersten Buchs zu höheren Formen. Eleg. 1. Die Elegie ist wie ein Portal zum Eingang in ein neues Buch bestimmt. „Indem der Dichter versagt, erhabne Gegenstände zu singen; zeigt er, daß er sie singen könne und hebt Cynthiens Lob desto höher." Eleg. 2. 3. Die letzte hat fast den Eingang einer Ode. Eleg. 5—7. Voll kühner Uebergänge; zum Theil selbst zerrissen. Auch über diese zerrissenen, von den Herausgebern umhergeworfenen Stücke sind die Bemerkungen unsers Uebersetzers nicht unwürdig. Eleg. 8. (lat. 12.) Ein treffliches Gemälde! Eleg. 9. (lat. 12.) Liebe und Dichtkunst wetteifern; die Meisterin des Gesanges erhält denselben Preis, den Liebe und Schönheit ihr zusagt. Eleg. 10. (lat. 19.) „Warum weinst du?" Eleg. 11. (lat. 24.) Die Kranke.

Schönheit ist sterblich. Es ist kein Glück ausdaurend auf Erden,
Früh senkt oder auch spät jeden sein Schicksal ins Grab.
Aber o du, mein Leben, aus großen Gefahren entronnen,
Gieb im Tempel den Tanz, den du Dianen versprachst.

Eleg. 12. (lat. 25.) „Alle Liebesgötter nehmen sich der Verlassenen an und zeigen auf sie als auf den Reichthum aller Schönheit. Buch 3. Mit diesem Buch nimmt der Dichter einen neuen Schwung. Er versetzt sich unter die Manen der griechischen Elegiaker: Die Muse breitet ihm einen Triumphswagen; er verspricht sich, dem Neide zum Trotz, die Unsterblichkeit.

Nicht der köstliche Schatz des mausoläischen Grabmahls
Mag der verheerenden Zeit letztem Verhängniß entgehn —
Aber des Genius Ruhm mag kein Zeitalter verwüsten,
Ewig steht er, und blüht auf, mit erneuertem Glanz.

Eleg. 2. Ein Traum auf dem Parnassus. Eleg. 3. „Liebende lieben den Frieden.“ Der Dichter zeichnet die Beschäftigungen und das Glück seines künftigen Lebens aus, eines friedlichen, nicht kriegerischen Lebens. Eleg. 4. (lat. 10.) Die Musen selbst wecken den Dichter, den Geburtstag seiner Cynthia zu feyern; das Stück feyert ihn, wie je einer gefeyert ward. Eleg. 5. (lat. 11.) Eleg. 6. (lat. 12.) An einen Gatten, der aus Ruhmsucht seine Gattin verlassen hatte: „voll Wärme für die eheliche Verbindung und voll Würde.“ Buch 4. Eleg. 1. Von der Stadt Rom, an einen Sterndeuter. Eine Elegie von 150 Versen, enthaltend Roms Beschreibung und des Dichters eigene Geschichte. Eleg. 2. (lat. 3.) Arethusa an Lykotas; „eine der zierlichsten und herzlichsten aller Elegieen.“ Eleg. 3. (lat. 6.) Der Aktische Sieg, eine Lobesfeyer Augusts; voll Dichtkunst. Wahrscheinlich ein Tribut, den der Dichter Einmal für Allemal brachte; und

er brachte ihn reich, prächtig. Eleg. 4. (lat. 7.) Cynthiens Schatten.

Auch die Manen sind Etwas. Nicht alles endet im Tode;
Ueber der Flamme schwebt bleich noch der Schatten davon.
Cynthien sah ich —

Sie machte ihm Vorwürfe, hat Foderungen an ihn, spricht erst wie ein Schatte — dann

— endete sie den klagenden Zwist; und umarmen
Wollt' ich sie; sie verschwand meinem umfassenden Arm.

Eleg. 5. (lat. 8.) Das Lanuvische Fest. Ein Römisches Sittengemälde. Endlich die Königin aller Elegien des Alterthums: Eleg. 6. (lat. 11.) Cornelia an Paulus. Die sterbende oder vielmehr gestorbene Römerin, ein Abkömmling der Scipionen und Libonen, spricht ihrem Gemahl und ihren beyden Kindern mit allem edlen Stolz ihres Geschlechts, mit aller Würde einer Matrona und dem häuslich-zartesten Gefühl für Gatten und Kinder ihre letzten Worte, nach welchen sie vest und stolz vor Minos erscheint.

Meine Sach' ist gesprochen. Ihr thränenden Zeugen, erhebt euch! —
Sitten erheben zum Himmel. —

Schon diese Anzeige macht auf den Reichthum an Dichtungen aufmerksam, den wir mit diesem Geschenk in unsrer Sprache besitzen; trete nun ein andrer hinzu, und füge die hier vorübergegangenen Stücke bey. So viel die Ode vor der Elegie an Schwunge sowohl als an lyrischer Abwechselung voraus hat: so hat diese Gegentheils das vor Ihr voraus, daß sie in ihrem sanfteren Schwunge tiefer ins Herz gräbt, die Empfindungen, indem sie sie spielen läßt, vielartiger verwebt, leiser entwickelt und gewiß künstlichere Wendungen nehmen muß, als

ein

ein gebundnes lyrisches Sylbenmaaß nöthig hat oder erlaubet. Mit ihrer rührenden Doppelflöte kann sie die Weckerin aller unsrer Empfindungen von der höchsten und stürmischen bis zur sanftesten seyn; eine Heroide der Dichtkunst, wie auch ihr Name sagt. Unserm Uebersetzer, der den Wunsch des Properz:

Sanft hin fließe mein Vers unter gefälliger Kunst,

erfüllt hat, werde in seiner Nation ein Zweig vom Kranze des römischen Dichters. Das Werk verdient, daß sein Name genannt werde: von Knebel.

7.

Ludwig Theobul Kosegarten Brittisches Odeon. Erster Band. Oder: Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften der neuesten Brittischen Dichter. Von L. T. Kosegarten. Berlin 1800.

Seit einer Reihe von Jahren waren wir in Ansehung der Brittischen schönen Literatur ziemlich zurückgeblieben; jene rasche Theilnahme, zu der Bodmer, Ebert, Leßing, Meinhard, Blankenburg, Eschenburg u. a. so viel beytrugen, hatte sich (Romane etwa ausgenommen) ziemlich geleget. In Kosegarten tritt ein Mann auf, der sie wieder erwecken kann, und zwar hat Er sich ins rechte Feld, die lyrische Dichtkunst (das Wort im weitesten Sinne genommen), mit großem Glück gewaget. Unglaublich steht ihm die Sprache zu Dienst; wie ein Genius herrschet er in ihr, und weiß ihre Fülle,

ihren Reichthum und Wohlklang mit einer Gewandtheit und zugleich mit einer Natur anzuwenden, die oft überrascht, oft bezaubert. Fast möchte man sagen, Er habe diesen Theil des brittischen Parnasses, der in der Ursprache bisweilen sehr eintönig hallet und wiederhallet, zu einem Odeon gemacht, und indem er manche Bilder von ihrem drückenden Schmuck entlud, für uns Deutsche wenigstens genießbarer, freyer und schöner naturalisiret.

Die Dichter, die in diesem Bande vorgeführt werden, sind Chatterton, Graeme, Bruce, Penrose, Jago, Jenyn, Lowibond, Blacklock. Die Denkwürdigkeiten ihres Lebens stehen voran; wohlgewählte Proben aus ihren Werken folgen. Im folgenden Bande, dessen Erscheinung sehr wünschenswerth ist, dürfte man jene, die Lebensumstände der Dichter, hie und da kürzer, die Gedichte selbst aber mit einer strengeren Würdigung begleitet wünschen, daß auf solche Weise das Brittische Odeon für uns Deutsche auch ein Kritikon würde. Die Dichter, zu denen uns einige, obwohl leider ungewisse Hoffnung gemacht wird, sind Dodslei, Langhorne, Shaw, Whitehead, Warton, Cotton, Day, Dyer, allesammt rühmlich bekannte Namen.

In diesem Bande sind Chatterton's Gedichte eine Erscheinung, die (wie der Liebhaber weiß), zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregte, viel Streit veranlaßte; des Dichters Leben ist der Aufschluß des Räthsels, ein trauriger Roman. O daß der kalte Horaz Walpole, der den Jüngling bey seiner vorhabenden Täuschung des Publikums vornehm von sich stieß, genialischer gefühlt, ihn bey der Hand ergriffen und gefahrloser in die Welt eingeführt hätte! Dadurch wäre ein Genie gerettet und sich selbst hätte er den edelsten Kranz geflochten. Oder wäre, da der junge Mann einmal mit seinem genialischen Blend=

werk „gefundner alter Gedichte" zu weit vorgeschritten war, der hülfreiche Freund, der den Tag nach seinem Tode, ihn aufzusuchen, in London ankam, einen Tag früher angelangt! Nun ist Chatterton eine poetische Rakete, die glänzend emporstieg, um schnell zu sinken; sein Leben aber bleibt eine sehr denkwürdige Lection der Menschheit.

In einem andern Betracht ist Blacklocks Leben merkwürdig, des bekannten blinden Dichters, Predigers, Philosophen und Musikers, der wenige Monate nach seiner Geburt das Gesicht völlig verloren hatte. Einige Strophen von ihm mögen ihres Inhalts wegen hier stehn:

(On the refinements of the Metaphysical philosophy.)

Absagung.

Falsche Weisheit, fleuch mit deinen Eulen!
Deines Schulstaubs, deiner Spinngewebe
Hat der lang' Getäuschte einmal satt.
Diese Hefte, die ich, deinen Sprüchen
Gleich Orakeln lauschend, mühsam füllte,
Opfr' ich, siehe! dem Vulkan.

Lange hab' ich mich durch Sinn und Unsinn,
Mich durch Reim und Unreim durchgewunden,
Dir nachtappend, blinde Leiterin.
Nachgeschlagen hab' ich manches Deutschen,
Manches Niederländers dicke Bände,
Sehnlich harrend auf den lieben Tag.

Nimmer tagt' es. Dunkler nur und dunkler
Ward es rings um mich, wie um den Maulwurf,
Welcher in die Tiefe gräbt.
Vor der Formeln Wust, dem Wörterschwalle
Flohen zürnend Menschensinn und Wahrheit,
Bis ihr letzter Schimmer mir verblich.

— — Wozu doch so vornehm dich gebehrden?
Wozu deine Armuth so verlarven?
Wörterselige Gelehrsamkeit.

Deine steife Würde, deine Dreyfußsprache,
Wiegt den Layen wohl in dummes Staunen;
Aber allem Regelnkram zum Trotz
Achteten die Weisen aller Zeiten
Deinen Tummelplatz (bey Licht besehen)
Für der Narren Paradies.

Glücklich, wer mit unverrücktem Gleichmuth
Lehrgebäude steigen sieht und fallen,
Wie die Lüftchen wechseln im April,
Sieht, wie jegliches die Lanze schwinget
Seines Gegners Blöße zu durchbohren,
Und wie Jeglichem der Stoß gelingt. — —

Laßt mich! laßt mich! nichtige Fantome,
Der Verrückung und des Stolzes Kinder,
Friedenstörer der gepreßten Brust.
Heilge Einfalt! lächle du dem Blöden,
Leite mich in Platons Schattenhaine,
Wo die Schönheit und die Liebe wohnt.

Zu wünschen wäre es bey diesem und einigen andern Gedichten, daß der Uebersetzer sich (wie z. B. Uz bey seiner Uebertragung des Gesanges an die Weisheit) dem Sylbenmaaße des Originals näher gefügt hätte. Mit verändertem Rhythmus ändert sich, mehr oder weniger, sogleich der Geist, wenigstens die Stimmung und Farbe des Gedichtes. Da indessen die Originale nebenan stehen, so hat der beyder Sprachen Kundige einen doppelten Genuß, zu sehn, wie sich derselbe Gedanke, dieselbe Empfindung Englisch und Deutsch sagen ließ. In diesem Betracht ist Kosegartens Odeon das, was Klopstocks Ode besang, ein Wettstreit der beyden Musen, nicht selten ein kühner glücklicher Wettstreit.

8.

Ein andres gutes Werk hat Kosegarten gethan, da er folgende, im Ganzen schöne und nützliche Schrift übersetzte:

Der Prediger, wie er seyn sollte. Oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften des Robert Robertson, gewesenen Baptistenpredigers zu Cambridge. Nach dem Engl. des Georg Dyer für den Standpunkt des deutschen Publikums bearbeitet von L. Th. Kosegarten. Leipzig 1800.

Für diesen Standpunkt scheint der gewählte Titel „der Prediger, wie er seyn sollte," nicht recht gewählt: denn ein Dissenter und Baptistenprediger, der sich vom Haarkräuslerjungen zu der Sphäre von Wirksamkeit, in der er als Mittelpunkt stand, hinaufarbeitet, kann in Manchem das Vorbild unsrer Prediger nicht seyn. Sein Eifer für die Dissenters gegen die herrschende Kirche, untersuchend und praktisch, insonderheit seine Gabe, das Größte neben das Kleinste zu stellen, und die daraus entspringende oft scharfe Ironie, die ihm selbst manchen Gegner machte, mögen ihm eigen bleiben. Vielmehr, wenn man den engen Kreis von Ideen betrachtet, in welchem jenseit des Meers die Dissenters sowohl als die Streiter der herrschenden Kirche umherfechten, fühlen wir Deutsche mit Freuden, daß wir Gottlob aus dieser Enge hinaus im Freyeren sind, und bisweilen kaum begreifen, wie man über solche Nußschalen so hitzig, so eigensinnig und verengt streiten könne. Nicht also der Prediger unbedingt —

Aber der Mensch, der edle Mensch, der helle durchdringende Kopf, der unabläßig thätige Mann, der wie

ein Genius wirkende reine Charakter des Mannes, sie seyn Vorbild! Nicht etwa dem Geistlichen nur: (denn wer wünschte nicht, wenn er dies Leben lieset, Robertson auf einer andern Stelle, als auf der er stand? ob er gleich auch auf ihr so zahlreiches Gute geleistet); sondern Jedem, der sich durch Meynungen durchzuarbeiten, seine Ueberzeugung frey zu sagen, das reinmenschliche Gute wirksam zu befördern hat (und wer hätte dies nicht?) Ihm sey dieser arme Dissenter Vorbild. Dem Lebensbeschreiber selbst, seinem Freunde, dem Dichter Dyer, ist offenbar Robertsons Charakter zu groß gewesen; er erliegt gleichsam unter den Materialien, und hat Jenen nicht ganz zu der lichten Höhe gehoben, auf welcher man ihn zu sehen wünschet. Man halte sich daher, wenn man dies Leben lieset, vorzüglich an Robertson selbst, an die Thatsachen seines Lebens, an seine Plane, Entwürfe, Anschläge, Schriften, Bestrebungen, vor andern an seine Briefe. Sie sind mit so freyem Geist und bey Gelegenheit mit so feinem Salz geschrieben, daß man den Mann eben so lieb gewinnet, als man seine Talente und seinen Charakter verehret. Proben davon sind der ökonomische Brief, wie Robertson einen Tag verwandte (S. 167), und ein andrer, den Tod seiner Tochter betreffend (S. 235.). Im ganzen Buche sehnt man sich, mehr aus Robertsons eignem Munde zu hören, ihn zu sehn, zu sprechen, oft zu umarmen.

Ungemein schön würde es seyn, wenn der Uebersetzer dieses Lebens aus Robertsons eignen Schriften, aus seinen Predigten (selbst seine Dorf- und sogenannte Scheunenpredigten haben herrliche Stellen), aus seinen Arcanis, den Historien und Mysterien des Karfreytags, den Untersuchungen über die Kirchengeschichte u. f. die Stellen aushübe, in denen sich das große Herz,

der helle Verstand, der warme Freyheitssinn, der glänzende Witz und Scharfsinn des seltnen Mannes gleichsam entscheidend zeiget. Es müßte ein schöner zweyter Theil seiner Eusebia werden.

Dyers Elegie auf Robertsons Tod ist am Ende des Buchs wohlklingend übersetzt; überhaupt freuet man sich des unvermuthet-sanften Hinscheidens des thätigen Mannes, nachdem seine Kräfte erschöpft waren.

9.

Friedr. von Hagedorn poetische Werke. Erster Theil, Lehrgedichte und Epigramme. Zweyter Theil, Fabeln und Erzählungen. Dritter Theil, Oden und Lieder. Vierter Theil, Leben, Charakteristik, Nachtrag von Gedichten, Abhandlung über die Gesundheit und die Trinkgefäße der Alten und Nachträge vermischten Inhalts. Hamburg 1800.

Längst ist geklagt und geklagt worden, daß wir Deutsche in der Achtung, die den verdienstreichen Männern, sie seyen Denker oder Künstler, Dichter oder andrer Art Schriftsteller, gebührt, andern Nationen weit nachstehen. Wie verehrt ist Newton bey den Britten! Unsers Kepplers Schriften sind weder gesammelt, noch commentirt, ein großer Theil derselben noch nicht einmal ans Licht gestellet worden. Die Ausgabe unsers Sleidans, die ein Gegenstück des de Thou seyn sollte, unterblieb. Die Sammlung Huttenscher Schriften schloß mit dem ersten Theile. Opitz Ausgabe von Bodmer blieb unvollendet; seine Ausgabe der sogenannten Minnesinger

steht nackt und dürftig, ohne Einleitung, ohne Commentar da. Der Dutensischen Ausgabe Leibnitzischer Schriften ist noch kein Nachtrag zugeführet u. s. f.

Doch was bisher nicht geschehen ist, wird geschehen; schweige der feige Verzweifler! Und je unübereilter, vielleicht desto zweckmäßiger, desto pertinenter. Wenn nur nichts vom Nachlaß der Verstorbnen verloren geht, wie es bey Canitz, Liskow u. a. der Fall war.

Die Verdienste, die sich Eschenburg bereits um eine Reihe merkwürdiger Deutschen, insonderheit Dichter, z. B. Tscherning, Weckherlin, Zinkgref, Homburg, Filidor a) um Burcard Waldis b), sodann um seiner näheren Freunde Zachariä, Arnold Schmidts, Leßing's, Eberts u. a. Schriften erworben, sind bey Jedem, der an den Gedanken und Bemühungen der Besten unsrer Nation Theil nimmt, in rühmlichem Andenken. Jetzt führt er unsern Hagedorn (wir wollen nicht sagen von den Todten herauf, denn Hagedorn war nie verstorben), er führt ihn mit dem bescheidnen Kranze hervor, der ihm gebühret. Seine Werke sind unverändert geblieben, denn an so vollendeten, so oft durchgearbeiteten Werken, wer wollte, wer dürfte ändern? Auch Hagedorns Anmerkungen zu seinen Gedichten stehen unversehrt da; zum Dank der Leser. Außer der Vorrede des Herausgebers zum ersten Theil, ist der vierte Theil als Zusammenstellung Eschenburgs Jedem gewiß willkommene Arbeit. Hagedorns Leben ist erzählt; als Dichter ist er charakterisirt, d. i. geschätzt, aber nicht

a) Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten. Dritter Bd. Braunschweig 1778.

b) Fabeln von Burc. Waldis.

übergeschätzt worden; Hagedorn selbst könnte beydes lesen und würde wahrscheinlich sagen: „Der war ich! Der befliß ich mich zu seyn!“ Aus den vom Dichter selbst verworfnen Jugendstücken sind Proben gegeben, aber mit Auswahl, nie ermüdend. Als Nachtrag aus Hagedorns Papieren erscheinen von S. 114. einige poetische Schreiben, unter denen die beyden in des guten Brockes Manier, insonderheit das zweyte an Liskow (S. 118.) voll glücklichen Humors sind; sodann einige Lieder, Sinngedichte, Gesundheiten, allesammt Kinder des Frohsinns und der Freude:

> O nicht den Königen! nein! Uns den starken Wein
> Denn Bathseba hat Recht *). Ihr Herren, schenket ein.
>
> In Arbeit ungestört!
> Im Bitten erhört!
> Im Glück unbethört!
>
> Gesunden Leib, gesunde Scheitel,
> Und viel Gesundheit in dem Beutel.

S. 137. sehen wir, daß das vielgesungene Lied: „Mein Herz gleicht den zufriednen Herzen,“ auch von Hagedorn sey.

Das Interessanteste des Nachtrags aber sind ohne Zweifel die Briefe, vorzüglich Hagedorns eigne Briefe. Welch eine schöne Seele spricht in ihnen! und so classisch-schön, so verständig, so freundschaftlich, an seinen Bruder so brüderlich, an Nothleidende unermüdet-hülfreich, aufmunternd an junge Freunde, und allenthalben so fern vom Egoismus, so bescheiden und weise! In wie schöne Zeiten wird man versetzt, die man das Jugendalter des deutschen Geschmacks nennen könnte. Mit Kühn-

*) Sprüche Salomon. 31, 4.

heit und Freudigkeit rang dieser sich aus und in der tiefsten Armuth hervor, ununterstützt von Mächtigen und Großen, verkannt, ja verfolgt von den damaligen Geschmacks-Inhabern, den Altfranken. Die Bessern aber hingen fest an einander; die Sache war ihnen Ernst; die Jüngern strebten nacheifernd weiter. Und Hagedorn am Ufer der Elbe, allen Streitigkeiten abgeneigt, steht wie die schöne, alte, große Linde zu Harvstehude da (S. 139.), die aber — längst nicht mehr ist. Die Zusammenstellung dieser Briefe an und von Hagedorn ist in vielerley Betracht, auch zu Schätzung unsrer Zeiten lehrreich; die Briefe des Dresdner Hagedorns an unsern Dichter, die der Herausgeber verspricht, wünscht ohne Zweifel ein Jeder, der die Badensche Sammlung, oder auch nur die wenigen, die sich auf Hagedorns Gedichte beziehen, in dieser Sammlung lieset.

Wir können nicht umhin, dem Verdienst Eschenburgs um Hagedorn ein andres älteres beyzufügen:

10.

Denkmäler altdeutscher Dichter. Beschrieben und erläutert von J. J. Eschenburg. Bremen 1799.

„Seinen und der vaterländischen Dichtkunst ehrwürdigsten Freunden, Gleim und Klopstock gewidmet.“ Mit Recht Ihnen gewidmet. Einige Notizen dieser Denkmäler waren in periodischen Schriften, z. B. dem Deutschen Museum, Lessings Beyträgen, dem Bragur erschienen; sie verdienten gesammelt zu werden; und außer ihnen erscheinen hier 7 neue Nummern. Das

gegenwärtige Blatt verstattet nur eine Anzeige des gesammelten Inhalts dieser Sammlung. I. Ueber das Rittergedicht Wigamur. II. Ueber Engelhart und Engeldrut, von Conrad von Würzburg. III. Ueber die Wolfenbüttelsche Handschrift von Ulrichs von Turheim Rittergedichte, Wilhelm von Narbonne. Zu beklagen ist's, was Casparson 1798 dem Verf. schrieb: „Nachdem der erste Theil (des Wilhelms von Narbonne) durch den nun verstorbnen Buchhändler Cramer in die deutsche Welt gekommen, so habe ich den auch abgedruckten zweyten unter keiner Bedingung, selbst unter der billigsten nicht, anbringen können. Der dritte liegt also in der übrigens mit Mühe gemachten Handschrift todt." IV. Ueber das Sprachgedicht Freidank. V. Ueber den Welschen Gast. VI. Ueber das Gedicht Salomon und Markolf. VII. Zur Literatur und Kritik der Bonerschen Fabeln. VIII. Ueber das alte niedersächsische Gedicht von Flos und Blankflos, und über die Quellen und bisherigen Bearbeitungen dieser Gedichte. IX. Studentenglück. Eine alte niedersächsische Erzählung. X. Gespräch in plattdeutschen Reimen über die Liebe. XI. Fragment einer Erzählung in plattdeutschen Reimen. XII. Zwey altdeutsche Lehrgedichte, Tobias Segen und Cato des Meisters Rath. XIII. Auszug aus Sebastian Brants Narrenschiff. XIV. Ein alter Meistergesang mit seiner Melodie. XV. Ueber des Cyrillus Fabeln, und deren gereimte Einkleidung von Daniel Holzmann. XVI. Priameln, 77 Stück, nebst einem Anhange. XVII. Altdeutsche Lieder, 16 an der Zahl.

Der Reichthum dieser Sammlung erhellet durch sich selbst; die sorgfältige Bearbeitung derselben zum Verständniß des Lesers durch historische und literarische Er-

läuterungen, Erklärung dunkler Worte u. s., ist sichtbar auf allen Blättern. Gefiele es dem Verfasser, aus der Helmstädtischen und andern Handschriften uns endlich den Renner, dies in der Sprache so schöne, durch seine Abwechselung so angenehme Denkmal des altdeutschen Witzes und Verstandes, nach seiner Weise herauszugeben; so erfüllete er auch dadurch einen Leßingschen Wunsch zum Dank aller Freunde unsrer Nation, unsrer Sprache und Dichtkunst.

Ein paar kurze Priameln mögen diese Anzeige schließen:

XIX.

Morde, raub', henk und stiel,
Und treib' alle Bosheit, wo man will,
Und treib' das also lange Zeit an,
Bis daß du wirst ein alter Mann,
Hast du Geld, Kleinod und gute Wat, (Kleidung)
Die Herren nehmen dich noch in den Rath.

XXXIV.

Sehen, hören und wünschen umsunst,
Gedenken Weisheit, und lehren Kunst,
Fromm gegen Gott, und Mäßigkeit
Wahrheit, Zucht und treue Arbeit,
Und fromm' Ehleut, die gute Kinder bär'n,
Die vierzehn Ding' kann niemand wehr'n.

LXII.

Gott gebe, daß ich lange leb',
Daß ich wenig hab' und viel geb',
Und viel wiß' und wenig sag'
Und antwort' nicht auf alle Frag'.

II.

Gedichte von Sophie Mereau. Erstes Bändchen. Berlin 1800.

Wie diese Gedichte aufzunehmen, also auch zu beurtheilen sind, sagt der Name der Verfasserin und die bescheidne Vorrede, eine beliebte Stanze von Schiller:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht.
Zur fernern Nachwelt wollen sie nicht schweben;
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie gebohren;
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

So wenig man nämlich in einer weiblichen Bildung, in weiblichen Sitten, Gesprächen, im Ton ihres Umganges und ihrer Lebensführung so genannt männliche oder gar Riesenformen erwartet, vielmehr solche fliehet und verabscheut; so wenig wird ein Verständiger in den zartesten Reden einer weiblichen Seele, in Aussprüchen ihres Herzens, in den Schildereyen ihrer Empfindung, den männlichen Tritt oder gar ein Riesenmaas suchen und erwarten. Gerade umgekehrt, was der Mann nicht liefern, was er nicht oder wenigstens nicht so sagen konnte, das erwartet man in weiblichen Gedichten.

So betrachteten alle gebildete Nationen die Sache; wenn wir Deutsche sie anders betrachten, und im literarischen oder im wirklichen Umgange nur Einen Ton, Eine Form (natürlich ist dies unsre eigne), haben wollen, so ist dies, aufs lindeste zu sagen, ein „Unbenehmen," das selbst jede Ueberlegung ausschließt. Da Ein Geschlecht nicht statt des andern Daseyn oder an seiner

Stelle, in seiner Weise wirken kann und soll, vielmehr beyde auch im Umfange des Geistes, in Bildung der Empfindungen, der Grundsätze und Sitten, einander an die Hand gehen, einander in die Hand arbeiten müssen: so zeigt die Geschichte gnugsam, daß in Griechenland und Italien, in Frankreich und England auch weibliche Hände zum Altar der Grazien mit beygetragen, d. i. zu Bildung und Feinheit der Sprache, des Geschmacks, der Sitten, der Phantasie, ja der praktischen Grundsätze selbst, die weibliche Muse mitgeholfen habe. Woraus aber auch folgt, daß weibliche Gedichte Männern schlechthin und ohne Ausnahme absolute Muster weder seyn können, noch seyn wollen. Ein Jüngling, der das Weib nachahmt, das er doch nie darstellen kann, ist dem Weibe selbst verächtlich, so wie dem Mann die Henne widrig ist, die wie ein Hahn kräht.

Nach so geschiedenen Grenzen der männlichen und weiblichen Poesie, blühen die Gedichte unsrer Verfasserinn in einem schönen Garten. Sie tritt nie über die Grenzen ihres Geschlechts hinaus; ihre Empfindungen und Empfindnisse in Leid und Freude, in Kummer und Sehnsucht, in Hoffnung und Zufriedenheit, so wie ihre Malereyen der Natur, selbst ihre ersten Vor= oder Grundsätze, sagt sie aus dem Herzen, mithin weiblich. Wem hie und da ein Gemälde zu lang, eine Schilderung zu ausführlich vorkommt, der stimme sich ins Gefühl der Singenden, oder spare die Ansicht auf eine andere Stunde. Nie können Empfindungen oder Empfindnisse, in denen sich Herz und Phantasie zu einander mischen und verweben, rein genug ausgesprochen werden. Herz und Phantasie sprechen sich gleichsam nie ganz aus.

Eine bloße Anzeige des Inhalts der Gedichte (da zu langen Proben es diesem Blatt an Raum fehlt),

rechtfertige unsre Einleitung. Frühlingsabend; Zukunft:

O Unsterblichkeit, dem Erdenwaller,
So entzückend und so fürchterlich! —
O der Gottheit großer Wille webte
In sein Wesen selbst den Wunsch hinein
Und des Herzens ewig reges Sehnen
Muß ihm Bürge der Erfüllung seyn.

An ** Dank für die edleren Freuden des Lebens (S. 10.) Abschied. An einen Freund. An einen Baum am Spalier. An ein Abendlüftchen. Dichterglück. Voll großer Empfindung, in schönem Ausdruck. Der Hirtinn Nachtlied. Keine Parodie, aber eine Sopranstimme zur beliebten Reichardschen Gesangweise: Jägers Nachtlied. Frühling. S. 24. Ein frohes Aufathmen voll Leben, voll Liebe. Schwärmerey der Liebe.

Die Lieb' ist ewig. Ihren Harmonieen
Folgt treu die ganze bildende Natur —
Im Schöpfungskreis von Dir stets angezogen
Vermählt uns ewig heil'ge Sympathie;
Im Sternentanz und im Gesang der Wogen
Weht uns Ein Geist, der Liebe Harmonie.

Das Bildniß (S. 32.) Eine kräftige Beurkundung, daß die Sprache der Dichtkunst der Dichterin nicht Spiel und Tand, sondern eine unentbehrliche Sprache des Herzens sey. Klage. Die letzte Nacht. Schwermuth. Andenken (S. 42.) Ein süßes Andenken. Frühling (S. 44.) Voll inniger Empfindung. Schwärmerey. Die Landschaft. Licht und Schatten. Der Liebende. Gebet (S. 58.)

Wie ein Götterstrahl dem Nichts entflogen
Ging die Sonne einst am Himmelsbogen
Ewiger! auf Deinen Wink hervor;
O laß auch des Geistes Nacht entfliehen,
Deiner Weisheit Strahlen in uns glühen;
Heb' zu Deiner Liebe uns empor.

Gieb, Erhabner! die Natur uns wieder,
Mach' uns wahr, gerecht und gut und bieder;
Allerkannt sey Deine Göttlichkeit.
Deine heiligen Gesetze binden
Die Natur; doch Deine Menschen finden
Nur in Freyheit ihre Seligkeit.

An Cynthien (S. 61.) Der verkürzte Hexameter nimmt sich in diesem Mond-Hymnus wohl aus. Mitgefühl.

O Mitgefühl, der Menschheit Glück!
Was trocknete den nassen Blick,
Was hielt an der Verzweiflung Rand
Zurück, wär's nicht der Freundschaft Hand?

Die Farbe der Wahrheit (S. 67.)

Ich weiß eine Farbe, der bin ich so hold,
Die achte ich höher als Silber und Gold,
Die trag' ich so gerne um Stirn und Gewand,
Und habe sie Farbe der Wahrheit genannt.

Welches diese Farbe sey, und warum die Dichterin sie so nenne, lese man bey ihr selbst. Ihr voraus gehen die Farbe der Liebe, der Treue, der Unschuld, der Hoffnung. — An meines Vaters Grabe. Schöne Empfindungen. Die Herbstgegend. Das Lieblingsörtchen. Vergangenheit. Des Oertchens Wiedersehen. Erinnerung und Phantasie. Natur. Liebliche Gedichte; das letzte ein warmer Hymnus.

nus. Die Morgenstunde. Der Garten zu Wörlitz. Bergphantasie. Schwarzburg. Leichter und erster Sinn. Ein Gespräch zwischen Mirtha und Lina, in angenehmer Haltung. Psyche an Amor. Verschiedne Eindrücke des Frühlings, auf das Kind, den Unglücklichen, die Reisenden, die Mutter, den Zufriednen; ein schattirtes Gemählde voll zarter Züge. Die Schwärmerinn (S. 136.) Hier ist ein Druckfehler, der irre machen muß, vorgegangen. Es soll nämlich dies Gedicht auf der folgenden Seite ohne neue Ueberschrift fortgehen, obgleich auf 136. in der Seitenzahl 147. folgt. Der Kalte (S. 149.) Eine furchtbar-eiserne Denkart. Einige Epigramme in der sanften griechischen Manier bergen sich unter den zu bescheidnen Namen Einfälle; sie sind mehr als dies, z. B. der Dichter, Rakete und Schwärmer, die Nachtigall, die Wolke, der Wein, der grüne Schleier, Liebe des Dichters. Sie fügen sich den schönsten Epigrammen dieser Art, die wir in unsrer Sprache haben, bey.

Einmal lieb' ich und Einmal leb' ich. Unsterbliche Götter
Wenn ihr das Eine mir raubt, nehmt auch das Andre dahin.

Aus diesem ganzen Verzeichniß erhellet, daß die Dichterinn nicht etwa nur im gemeinen Sinn des Worts durchaus moralisch, sondern gerade auf der feinen Saite des Herzens moralisch sey, wo das poco di più so sehr beleidigt; diese Saite betrift Schmerz und Liebe. In beyden beobachtet sie, fast schüchtern, den innern Wohlstand des Herzens, der ihrem Geschlecht der größeste Schmuck ist. Lieber unterwirft sie sich dem Vorwurf der Monotonie, als daß sie „Flammen sprühen" oder auch den empfindlichsten Schmerz zu laut singen wollte. Auch

muß es ihr zum Lobe angerechnet werden, daß sie den neuesten Dichter-Jargon nicht nachahmt, nicht affectiret. Allenthalben spricht sie ihre eigne, sehr gebildete Sprache.

Neckereyen über einige Provincialreime, z. B. Reime zwischen d und t, kleine Fehler im Sylbenbau u. s. mögen unsern criticis, grammaticis atque prosodicis überlassen bleiben. Schon im Lesen verbessert man sie leicht. Und so bleibe der Sängerinn dann ihr schönes Musengeschenk, die ernste Lyra, fernerhin die Begleiterinn ihres Lebens, und mit ihr jenes höhere Gut, das sie sich S. 48. wünschet:

Was nur allein des Zufalls Laune trotzet,
Die schöne Blüthe reiner Menschlichkeit,
Das uns allein zu freyen Wesen gründet,
Woran allein sich unsre Würde bindet,
Dies höchste Gut, es heißt — Selbstständigkeit.

12.

Rhapsodieen. Von L. Th. Kosegarten. Dritter Band. Leipz. 1801. Mit dem Bildniß des Verfassers.

Dem größten Theil des Inhalts nach stehen diese Rhapsodieen dem britrischen Odeon desselben Verf. zur Seite; die englischen Gedichte, die diesen größten Theil ausmachen, sind mit gleichem Geist in unsre Sprache nicht sowohl übersetzt, als im Hauch herübergetragen. Die vier prächtigen Lobgesänge auf die Tonkunst, auf welche die Britten stolz sind, Alexanders Fest von Dryden, Congreve's Hymnus an die Harmonie, Pope's und Smarts Oden am Cäcilienfest, machen den Anfang. Die drey ersten waren

ins Deutsche, einige mehrmals, übersetzt; in dieser Zusammenstellung geben sie zur Kritik nicht nur Anlaß, sondern fodern zu ihr auf. Der Uebersetzer hat sich indeß dieser Kritik enthalten. Bey der ersten werden es manche bedauern, daß sich der deutsche Wortbau hie und da etwas zu weit von der Ursprache entferne, in der Händel fast jedes Wort, jeden Einschnitt des Rhythmus durch seine Composition canonisirt hat; bey den andern waren dem Uebersetzer weniger die Hände gebunden. Hier also treten Timotheus, Orpheus, Amphion, die Harmonie, selbst auf, und lassen in Worten und Gängen ihre melodischen Stimmen hören. — Was folgt, ist Etwas über Gray's Schicksale und Charakter. Ohngeachtet Gray's Briefe und die meisten seiner Gedichte, einige mehrmals, übersetzt sind, so wird man doch dies kurze Etwas mit den darin aus dem Latein übertragenen Oden, sodann die bekannte und beliebte Elegie auf den Dorfkirchhof, die beyden Pindarischen Oden, nicht minder die nachgebildete Niederfahrt Odins und die Wälische Elegie gern lesen; der Uebersetzer hat (wie es auch nicht anders seyn konnte), Gray's Ausdruck simplificirt; in Odins Niederfahrt hätte er immer noch einige Ueberladungen weglassen mögen. — Dann folgt das Lob des Eisens, ein Hymnus des Verfassers, von einem Elogium des Britten Jago, des Deutschen Neubecks, des Franzosen Ramond de Carbonnieres, auf eben dieses unentbehrlich-furchtbare Metall begleitet. — Des Philologen Hieronymus Wolfs Denkwürdigkeiten seines Lebens, von ihm selbst beschrieben, folgen. Den Gelehrten waren sie in Reiskens Sammlung griechischer Redner, der schönen lateinischen Ursprache nach, bekannt; hier lese sie, wer sie latein lesen nicht mochte

oder konnte. Ein trauriges Leben. Nur Reiske, der diesem Selbstbiographen in Manchem so ähnliche Reiske, Er verdiente eine andre Erwähnung, als die ihm K. schenket. — Die Mexicanische Weissagung nach Scott steht, so hingestellt, fremd da. Sie erforderte eine nähere Einleitung. — Drey Reden, einem Landesgebrauch nach, am Ufer gehalten. — Sodann abermals Gedichte. Aristoteles Hymnus an die Tugend. Das vielbekannte Skolion, hier in regelmäßigem Metrum übersetzt. Agathon und Thelxione. Eleonore und Jutta. Eine altenglische Ekloge. Er und Sie. Schottisch. Admiral Hosiers Geist. Eine der gepriesensten brittischen Balladen, nach Glover. Des blinden Dichters Blacklock Wehklage. Ebendesselben Hymnus an die ewige Liebe. Im brittischen Odeon ist das Leben dieses Mannes kurz erzählt; beyde Gedichte sind, jedes in seiner Art, herzlich. An die Jungfrauen, nach dem Engländer Logan. Zwey Gedichte des Verf., eins an seine Tochter, das andre Erinnerungen an eine Freundin. Das letzte ist die Schilderey einer hohen und weiten Rügischen Aussicht; wie sehr dergleichen dem Verf. gelingen, weiß man aus der größeren Sammlung seiner Gedichte; das erste ist eine herzlich-väterliche Lehre. — Da zum Urtheil über jedes einzelne Stück hier kein Raum ist, so wiederholen wir den Wunsch, der sich beym brittischen Odeon dem Leser aufdrang, nämlich eine „Würdigung der übersetzten Stücke vom Uebersetzer selbst.“ Bey einer Sammlung so verschiedenen Inhalts wissen manche Leser und Leserinnen schwerlich, wohin sie das Stück setzen sollen, was sie mit ihm zu thun haben. Dem reich- und süßsprechenden Dichter selbst wäre vielleicht hie und da die freundschaftliche Stimme nöthig: „ne quid nimis! Auch

der süßesten Worte und Bilder laß nicht zu viel seyn.“ Ohnstreitig haben wir auch mit diesen Rhapsodieen einen schönen dichterisch-moralischen Erwerb aus einer fremden Sprache.

13.

Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürgers, nebst einem Beytrag zur Charakteristik desselben. Von Ludwig Christoph Althof, Doktor und Prof. der Arzneywissenschaft in Göttingen. Bey Dietrich, 1798. Nebst dem Bildniß des Dichters.

Traurige Nachrichten, vom Arzt und Freunde des Dichters treu, aber schonend gegeben. Jeder studierende Jüngling lese sie als Warnung. Er siehet hier einen Mann von edeln Anlagen des Geistes und Herzens nicht nur nicht werden was er seyn konnte, sondern sieht auch die Ursachen, warum ers nicht ward, auf eine schreckhafte Weise.

Auch in dem feinsten Vergnügen giebt es ein Uebermaas, das, wenn die Seele sich dazu gewöhnt, Ausschweifung (debauche) wird. Es entwöhnt von Berufsgeschäften, von Ausdaurung bey mühsamen oder ungefälligen Arbeiten; es macht zuerst leichtsinnig, dann oberflächlich und gegen sich selbst gelinde, zuletzt matt und über sich selbst verzagend. Wer seine Kräfte nicht fortwährend auch an den ungefälligsten Arbeiten, sobald sie uns Pflicht sind, üben lernte, ward nie Meister über sich selbst, genießt also auch nie die edelste Gewißheit,

sich selbst gebieten zu können und geht, wenn ihn das Glück nicht außerordentlich anlacht, mit dem besten Gemüth, mit den schönsten Anlagen drohenden Gefahren entgegen. Bürgers Lebensgang zeigt dieses Schritt für Schritt. Er lernte vieles, nur nicht sich selbst bezwingen, anhaltend ausdauern, Maas und Zweck seiner Bestimmung kennen; er ward also nie sein selbst mächtig.

Und wenn wir hier deutlich wahrnehmen, woher dies kam? woher einem liebenswürdigen Gemüth diese Zwecklosigkeit und eigentlich so zu nennende Unart zur Gewohnheit werden konnte? ja werden mußte? so erschrickt man über die Sammelplätze, genannt akademische Institute, auf denen als auf anerkannten Plätzen der Freiheit sich selbst überlassene Jünglinge leichter nichts als diese Licenz, eine Losgebundenheit auch in Beschäftigungen und Arbeiten, kurz akademische Willkühr lernen und üben. Jeder studirt was er will, wie viel und wie lange ers will, ohne Zwang und Aufsicht, aber auch ohne Zucht im edleren Wortverstande. Alles kommt auf die Zeit an, in welche er trifft, welche Mode, welcher Geschmack, welche Sucht eben in dem Wirbel, der ihn aufnimmt, herrsche; er folgt dem Wirbel oder schafft einen neuen um sich her. Sehr gut ists, daß in unserer Zeit auch hierüber das Verborgene an den Tag kommt; Lebensbeschreibungen wie Laukharts u. a., die, was zu ihrer Zeit auf Akademieen als Lebensweise galt, unverholen sagen, sind die nützlichsten Wecker und Warner. Indem sie einen Abgrund aufdecken, der in den fastis der Universitäten gewöhnlich nicht gemahlt steht, sagen sie Eltern, Vormündern, Lehrern, Curatoren, Fürsten dringend-nützliche Worte.

Bürgers erste akademische Jahre fielen in die Zeiten der Klotzischen Schule; ein Unglück wars, daß er zu

lange auf Universitäten, nachher einer Universität zu nahe blieb und in sie gleichsam zurückfiel. Da verkam und verschmachtete er im Altgesellenstande. Einem Petrarca, der in seinen jüngern Jahren Manches mit unserm Dichter gemein hatte, kam seine Nation, seine Zeit zu Hülfe; sie hoben ihn und halfen ihm auf. Dem armen Bürger half nichts auf, und zuletzt war ihm nicht aufzuhelfen. Er ging zu Grunde.

Dank den Guten, die ihm wenigstens gutmüthig die Hand reichten, seinem Freunde Boje, der sich seiner wie er konnte, annahm, Kästner, der seinen Almanach unterstützte, und dem Namenlos-Edeln, auf den der Lebensbeschreiber auszeichnend deutet. Auch der Frau sey Dank, die sich seiner verlassenen Kinder annahm. — Denen aber, die ihn ins Unglück brachten oder ihm den Weg der Errettung verrennten, denen möge ihr Herz — doch dies wird ihnen nichts sagen.

Statt einzelner trauriger Lebensumstände lassen aus diesen Nachrichten sich besser ein paar literarische Anmerkungen ausheben.

1. Da neuerlichst von einigen Engländern die Originalität der Bürgerschen Lenore angestritten ist, wird S. 37. u. f. diese mit Recht behauptet und dabey die Strophe angeführt, die Bürger singen hörte und die ihm Veranlassung zur ganzen Romanze gab. „Nach dem alten Liede, wovon jene Laute ein Theil seyn müssen, erkundigte sich Bürger immer vergebens." — Der Verf. dieser Anzeige kennet dies Lied zwar nicht; aus seiner Kindheit aber erinnert er sich, daß er in einer Weltecke, wohin kein Suffolk-Miracle jemals drang, in Ostpreussen ein Zaubermährchen oft erzählen gehört hat, in dem der Refrein, (und zwar mit einer Antwort vermehrt) gerade die Strophe war, die Bürger singen hörte.

Der Geliebte nämlich reitet mit der Geliebten in einer kalten mondhellen Winternacht und spricht, je weiter sie kommen, wiederholt sie an:

„Der Mond scheint hell,
Der Tod reit't schnell,
Feinsliebchen, grauets dir?"

Worauf sie antwortet:

„Und warum sollt mirs grauen?
Ist doch Feinslieb mit mir."

Hätte Bürger diese zwey letzten Zeilen doch auch gehört! Vielleicht hätte er seiner ganzen Lenore einen gefälligern, ich möchte sagen, menschlichern Ausgang gegeben.

2. S. 112. 113. werden von den Ovidischen Versen, die Bürgern zur Uebersetzung aufgegeben waren,

Si nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est, nulla futura tua est.

drey seiner Versuche in Alexandrinern angeführt; und natürlich bleiben diese dem Ovidischen Wortspiel nach. Aber warum mußte der Versuch in Alexandrinern seyn? Bleibt bey der Versart des Originals, und es ist gewiß nicht unmöglich, auch den Klingklang des Ovidischen Pentameters auszudrücken, auf den es hier eben ankam. Z. B.

Wird nur Eine, die Dir an Schönheit gleichet, die Deine,
Keine sonst; o so wird keine die Deine, mein Freund.

und noch wäre der Ausdruck zwey, dreymal zu variiren. —

Bürgers Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen auf seinem Grabe; weiter bedarf Er, dem in seinem Leben Brot versagt ward, keines steinernen Denkmahls. Möge eine freundschaftliche Hand Bürgers Gedichten die Flecken nehmen, die zuweilen in den besten Stellen eben aus seinen Lebensumständen ihnen wie an-

geflogen sind, daß eine Ausgabe solcher gewählten Stücke zum bleibenden Ruhm des Dichters veranstaltet werde? Wer könnte dies zarter und besser thun, als Bürgers Freund, Boje?

14.

Die Kunst immer gesund zu seyn. Ein Lehrgedicht aus dem Engl. des D. John Armstrong, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Georg Justus Friedrich Nöldecke, Doktor beyder Heilkunde u. s. Bremen bey Wilmanns. 1799.

Dem Uebersetzer gebühret Dank, daß er sich durch den Rath seiner Freunde, das Armstrongische Jambische Gedicht the Art of preserving health in Hexameter zu übersetzen, nicht irre machen ließ, sondern die schwerere Arbeit übernahm, es in deutschen Jamben nachzubilden. Zuerst nämlich wäre durch diese Vertauschung der Sylbenmaaße der ganze Gang und Charakter des Gedichts verfehlt worden, wie (um nur Ein Beyspiel anzuführen) eine Vergleichung der Zachariäschen und Bürdischen Uebersetzung von Milton's verlohrnem Paradiese beurkundet; an sich aber auch wäre die Arbeit des Uebersetzers in Hexametern für unsre Sprache weniger verdienstlich gewesen. Durch die Bearbeitung des Jambus nämlich ist die poetische Sprache der Britten unstreitig mehr gebildet und ausgebildet worden, als (da sie keine Hexameter haben) durch ihre oft eintönigen Reime; dessen sind Shakespear, Milton, Young, Thomson, Akenside, Churchill, Cooper, Grain-

ger u. s. Zeugen. Der reimlose Jambus, recht bearbeitet, giebt einer Abwechselung der Abschnitte und Cadenzen, einen Reichthum der Wortfügungen und Redebindung Raum, die der Hexameter kaum erlaubet. Schlotternde Hexameter haben wir in unsrer Sprache gnug; der abwechselnde harmonische Jambus, mit welchem Kleist, Gleim, Klopstock, Leßing in seinem Nathan, Zachariä in seinem Cortes, und nach ihnen neuere dramatische Dichter den Gang unsrer Sprache gehoben und vielseitiger gemacht haben, ist zu Fortbildung derselben ohnstreitig die geradere Straße. Armstrong behauptet unter den oben genannten Jambendichtern bey seinen Landsleuten einen anerkannten Rang; und der Deutsche hat dem Britten treflich nachgeeifert. Daß nicht jede Schönheit und Zierlichkeit des Wort- und Sylbenbaues übertragen werden konnte, ist durch sich verständlich; zu rathen wäre es vielmehr jedem Uebersetzer solcher Jambischen Gedichte, z. B. wenn uns jemand Akenside's Pleasures of Imagination u. s. in Jamben gäbe, daß er den mit Beywörtern überladnen Ausdruck, der den Britten geläufig, uns aber widrig ist, verständig simplificirte.

Eine Probe der Uebersetzung mag der Schluß des Werks seyn, wie nämlich auch Musik zu Erhaltung der Gesundheit beytrage: (B. 4. V. 582.)

Da wo es der Vernunft an Kräften oder
An List zum Kampf gebricht mit schlauen und
Gewalt'gen Mächten, da wollt' ich für euch
Zu Hülfe neue Leidenschaften rufen.
Durch Unmuth wollt' ich dämpfen Furcht, durch Furcht
Und edles Mitleid siegen über Wuth,
Durch Ehrgeiz über Liebe; der Gewalt
Wollt' ich Gewalt gerad' entgegenstellen.

Da giebt es einen Zauber, der die Brust
Beherrscht, jedwede Leidenschaft erweckt
Und stillt, zur Wuth begeistert oder uns
Jedwede Sorge scheucht, Zerstreuung und
Verzweifelung besänftigt, Deine Macht,
O Tonkunst! Weit erhaben über jene
Sinnlose Kehlen unsrer Bühnensänger u. s. —

Der nimmt mit Recht der Muse Lorbeer,
Ein Dichter, angeweht vom Geniusfeuer
Des Himmels, der mit kühner Raserey
Die Seele oder mit dem Feuerpomp
Der Tön' entflammt, erhöht und mit sich fortreißt.
Jetzt zärtlich klagend, fast zu Qualen süß
Löst er euch auf in Liebe; haucht jetzt
Mit raschem Ton ein freudiges Entzücken
In den durchbebten Busen euch; nun schmelzt er
Mit himmlischsanften Liedern euch das Herz.
Dann weckt zu Schauder er die kühnen Saiten.
Ein solcher war der Barde u. s. —

Die Tonkunst flügelt jede Lust, wiegt ein
Jedweden Gram, treibt Siechthum aus, besänftigt
Der Qualen jegliche, bezähmt die Wuth
Des Giftes und der Pest; und darum ehrten
Der Vorwelt Weisen göttlich im Vereine
Des Tons, des Sanges und der Heilkunst Macht.

Zu einem Commentar über einzelne Stellen, z. B. die Härte mancher kurzgebrauchten sehr langen Worte, über die Leere mancher Ausgänge mit und, und daß ꝛc. gewähret dies Blatt keinen Raum;

Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis —

die Kritik der Britten fand es nicht unter der Kritik sich über einzelne Eigenheiten des Jambus bey Milton,

Shakespear, Thomson u. s. selbst in Wochenschriften zu verständigen; wir Deutsche, bey denen Manches noch so willkührlich schwankt, sollten ein Gleiches thun. —

Ein eignes Gedicht des Uebersetzers, Hymnus an den Apoll, leitet Armstrongs Lehrgedicht ein; ein andres, Hymnus an die Gesundheit beschließt es; beyde in Herametern, das erste in der Homerischen, das andre in der Orphischen Weise. Beyde haben schöne Stellen, z. B. wenn Apollo sich, im Gegensatz seiner Schwester, der Jägerinn Diana, eine Lebensart wählet, heilbringend und wohlthätig den Menschen:

Aber in seiner Seele ging auf der große Gedanke
Unter den Menschen ein Gott, ein Mensch zu seyn bey den Göttern
Und so würdig allein zu werden der himmlischen Abkunft.

Von jeher waren Aerzte Freunde der Musen, alle neuere gebildete Sprachen, die Lateinische nicht ausgeschlossen, zeigen Aerzte als ausgezeichnete Dichter. In der unsern sind die Namen Haller, Witthof u. a. verehrt; noch grünet ein Lorbeerwald für andre Namen: denn war nicht Apollo selbst Arzt und Dichter?

Anmerkung.

Außer den vorstehenden Recensionen haben sich von dem Verfasser in verschiedenen kritischen Zeitschriften noch 36 andere gefunden, deren Verzeichniß hier folgt. Zwar zeichnen sie sich vor vielen andern in jenen Journalen aus, und zeigen überall den geistreichen Mann, der in allem neue Bahn brach; um aber diese Sammlung seiner Werke nicht zu überladen, und weil das, was er in denselben gelegentlich über einzelne Gegenstände der schönen Wissenschaften sagt, in seinen spätern Schriften wieder, aber reifer, schöner, oft auch milder gesagt, vorkömmt, so lasse ich es an den hier abgedruckten bewenden. A. d. H.

In der allgemeinen deutschen Bibliothek:

1) Dithyramben (von Willamot). Berlin 1766 (Band V. St. I. S. 37.)
2) Joh. Elias Schlegels Werke, 4ter Theil. Koppenh. 1766 (Ebend. S. 165.)
3) Chr. Ad. *Klotzii* carmina omnia. 1766. (Ebend. S. 224.)
4) ——————— opuscula varii argumenti. Altenb. 1766. (Ebend. 2tes Stück, S. 74.)
5) Nic. Dietr. Giesecke poetische Werke. Herausg. von C. C. Gärtner. Braunschw. 1767. (Th. VII. I. 150.)
6) (Dusch:) Briefe zur Bildung des Geschmacks; an einen jungen Herrn vom Stande. 2ter Theil. Leipz. 1765. (Eb. II. 142.
7) (Bodmer:) die Grundsätze der deutschen Sprache; oder von den Bestandtheilen derselben und von dem Redesatze. Zürich 1768. (Bd. IX. St. I. S. 193.)
8) des C. C. Tacitus sämmtl. Werke; übers. durch. J. S. Müller. Hamburg, 3 Bände. 1765. (Ebend. St. II. 110.)
9) ———————————— übers. von Patzke. Magdeburg 1765. (Ebend. S. 119.)
10) die Gedichte Ossians, von J. M. Denis übers. 3 Bände. Wien 1768 u. f. (Eb. B. X. 1, 63. u. XVII. 2, 437.)
11) Ugolino; eine Tragödie (von Gerstenberg.) Hamburg 1768. (Eb. IX. 1, 8.)
12) Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz; übers. u. mit Abhandlungen begleitet von J. Ad. Schlegel. Dritte Ausgabe. Lpz. 1770. (Eb. XVI. 1, 17.)
13) von Creuz, Oden und andere Gedichte. Zweite Auflage. Frkft. 1769. (Eb. S. 127.)
14) Briegleb's Vorlesungen über den Horaz. Altenb. 1770. (Eb. XVII. 1, 61.)
15) Dan. Webb's Betr. über die Verwandtschaft der Poesie u. Musik. Uebers. von Eschenburg. 1771. (Eb. 205.)
16) Versuch über Shakespears Genie und Schriften in Vergleichung mit den dramatischen Dichtern der Griechen und Franzosen. A. d. Engl. übers. von Eschenburg. (Eb. 207.)

17) Denis, Bardenfeyer am Tage Theresiens. Wien 1770. (Eb. II. 447.)

18) (Kretschmann:) der Gesang und die Klage Rhingulfs des Barden — der Barde bey Kleists Grabe — die Jägerin. 1769—1772. (Eb. 452.)

19) G. E. Leßings vermischte Schriften. Erster Theil. Berlin 1771. (Eb. 457.)

20) M. C. J. Sucro kleine deutsche Schriften. Coburg 1770. (XIX. 1, 253.)

21) David: ein Trauerspiel von Klopstock. Hamburg 1772. (XX. 1, 3.)

22) J. G. Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste. Erster Theil. Lpz. 1771. (XXII. 1. 5.) *)

In der Lemgo'ischen auserles. Bibliothek der neusten deutschen Litteratur, 1772—1781.

23) 24) Lavaters physiognomische Fragmente, 1r u. 2r Bd. 1775 u. 76. (Bd. X. 335 ....)

25) Pfenningers Appellation an den Menschenverstand, gewisse Vorfälle, Schriften und Personen betreffend. Hamburg 1776. (Band .....)

26) J. H. Tönnies Auszug der Geschichte zur Erklärung der Offenbarung Johannis. Lpz. 1776. (B. X. 365.)

27) J. M. *Gesneri* Isagoge. (ist abgedruckt in Herders Schriften zur Philos. und Geschichte B. XII. 259.)

In die Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772.

28) Denina, Staatsveränderungen von Italien. Aus dem Ital. von Volkmann übersetzt. Leipz. 1771. Erster Bd. (Num. 54.)

---

*) Im 86sten Band der Neuen Allg. d. Bibl. wird bey der Anzeige des Todes Hrn. v. Herders gesagt, daß er von 1766—1777 ein fleißiger Mitarbeiter der Bibliothek gewesen sey, und zwar vom 4ten bis zum 30sten Band. Dies ist aber nicht richtig, denn 1774 im August hat Hr. v. Herder den Briefwechsel mit Herrn Nicolai abgebrochen, und aller Theilnahme an der Bibliothek entsagt. H.

29) Schlözers Vorstellung seiner Universalhistorie. Göttingen 1772. (Num. 60.)
30) Jo. Sal. *Semleri* paraphrasis, Evangelii Johannis Hal. 1771. (Num. 61.)
31) Fragen an Kinder, eine Einleitung in die Religion. Von der ascetischen Gesellschaft in Zürich. (Ebend.)
32) J. D. Michaelis Versuch über die LXX Wochen Daniels. Gött. 1771. (Num. 64.)
33) Betrachtungen über den Orient. Aus Reisebeschreibungen zur Aufklärung der heil. Schrift. Aus dem Engl. übers. von Faber. Hamb. 1772. (St. 69.)
34) J. Millar vom Unterschied der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft. A. d. Engl. Leipz. 1772. (Num. 77.)
35) J. Beattis über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit, im Gegensatz der Klügeley und Zweifelsucht. A. d. Engl. Kopenh. 1772. (Num. 84. u. 85.)
36) J. C. *Harles*, de vitis philologorum nostra aetate clarissimorum. Vol. IVtum. Brem. 1772. (Num. 87.)

Johann Gottfried von Herder's

sämmtliche

Werke.

Zur

schönen Literatur und Kunst.

Vierzehnter Theil.

Mit Königlich-Württembergischen und Großherzoglich-Badischen
gnädigsten Privilegien.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1815.

Johann Gottfried von Herder's

Terpsichore.

1795.

Herausgegeben
durch
Johann Georg Müller.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1815.

Vorrede.

Terpsichore war bei den Griechen nicht etwa nur die Tanzgöttinn nach heutigem Begriffe. Auf einem bekannten herkulanischen Gemählde trägt sie eine Lyra mit sieben Saiten bespannet: ihr Haupt ist mit einer Binde und mit Lorbeerzweigen umwunden: sie ist schreitend vorgestellt, und unter ihr stehen die Worte: ΤΕΡΨΙΧΟΡΗ ΛΥΡΑΝ. (Pitt. d'Ercolano, tom. 2. tav. 5.)

Es war die Muse, die, nach jenen alten Versen, mit ihrer Cither die Affekten erregt und beherrschet; der auch die sanfte Flöte verlie-

hen war; und die nach Fulgentius, überhaupt durch Unterricht belustigt. Eine solche wird uns in dieser Sammlung Mancherlei darbringen; jetzt und zuerst habe ich einen Dichter einzuleiten, der seine Muse auch mit diesem Namen zu nennen liebte und unsrer Bekanntschaft gewiß nicht unwerth ist.

Er war ein Deutscher, der im vorigen Jahrhundert lebte und für sein Vaterland mit Begeisterung als Dichter kämpfte. Noch nenne ich seinen Namen nicht, und bitte Jeden, der ihn kennet, ihn vor der Hand zu verschweigen. Mögen seine Gesänge zuerst ohne Namen des Sängers die Wirkung thun, dazu die Kraft in ihnen liegt: denn eben das ist der hohe Vorzug der Stimme der Musen, daß sie zu ihrer Wirkung den Namen dessen nicht bedarf, durch den sie ertönet. Der lyrische Dichter ist Apollo's Priester, der nicht in eignem Namen, sondern aus Kraft des ihn begeisternden Gottes den Sterblichen Lehre und Trost ans Herz legt und Wahrheit verkündet.

Mein Dichter thut dieses in einer großen Art. Starke Gesinnungen, erhabne Gedanken, goldne Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Va-

terlandes strömen aus seiner Brust, aus seiner innig-bewegten Seele. Nirgend buhlt er um Beifall; ein strenger Umriß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Er lebte in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und sah die jammervolle Scenen desselben. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete die Gesunkene auf: indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkene Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten siehet man seine ausgebreitete, tiefe, schneidende Weltkenntniß, bei einer ächtphilosophischen Geisteswürde. In diesem und in mehrerem Betracht ist er ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben.

Und diesen Schaz von Empfindungen bietet er uns in einer Form dar, die unstreitig zu den glücklichsten gehört, deren sich die menschliche Sprache bedienen darf; ich meine die lyrische Weise. Sie

bricht die Blumen der schönsten Gesinnungen und ordnet sie mit Grazienhand zum Kranze. Ueber den gemeinen Gang der Dinge erhaben, giebt die lyrische Muse uns eine höhere Ansicht dieser Dinge, und weiß uns in wenigen Strophen mehr zu sagen, als lange Abhandlungen sagen könnten: denn sie giebt reine Resultate; Resultate langer Erfahrung, tiefer Betrachtung, inniger Gefühle. Durch Wohlklang spricht sie zu unserm Ohr, durch eine Reihe von Bildern und Empfindungen zu unsrer Seele, bis sie ihr kleines, in allen Theilen durchdachtes Kunstwerk, so bald es seyn kann; oft unvermuthet, immer aber auf eine befriedigende Weise vollendet.

Noch möchte ich für meinen Dichter einige Bitten einlegen.

Erstens. Man lese seine Gedichte nicht mit den Augen allein, sondern höre sie zugleich; oder wo es seyn kann, lese man sie laut, einem andern. So wollen lyrische Gedichte gelesen seyn; dazu sind sie gearbeitet. Mit dem Klange gehet ihr Geist hervor, Bewegung, Leben. Zu diesem Zweck habe ich in meiner Uebersetzung jederzeit den einfachsten Ausdruck gewählt, verschlungene Perioden sowohl, als

zu kühne Wortfügungen vermieden. Wer die Poesie nicht liebet, vergesse, daß, was er lieset, Poesie sey; er bilde sich ein, daß der Schriftsetzer nur der Wohlgestalt wegen die Reihen so abgesetzt habe, und lese Prosa. Terpsichorens Gesang wird dennoch auf seine Seele wirken.

Zweitens. Man vergesse nicht, daß diese Gedichte Uebersetzungen eines Dichters aus dem vorigen Jahrhundert seyn, und entferne jede verhaßte kleinfügige Anwendung. Terpsichore ist kein Momus; sie singt aber und sagt Wahrheiten, die für alle Zeiten gelten. Bei allem, was diese Gedichte in meiner Uebersetzung gegen ihre Ursprache verlohren haben mögen, haben sie (mit aller Bescheidenheit gesagt,) dies gewonnen, daß sie uns jetzt in unsrer Sprache näher ans Herz treten, und eines deutschen Dichters deutsche Gedichte sind. Wie Wenige kannten sie in der Ursprache! Wie Wenige mochten sie zu dem Zweck, wozu sie geschrieben waren, lesen! Jetzt erwacht unser Landsmann aus seinem lateinischen Grabe; die Lyra in seinen Händen klingt mit neuen Tönen. Lasse man ihm die Idole, an denen er sich zu seiner Zeit erquickte; sein Geist aber spreche zu uns; sein Gemüth rede.

Wie manche süsse Stunde der Mitternacht, ja ich darf sagen, wie manche tiefere Furche der innern Cultur habe ich unserm Dichter zu danken! Auch wo ich in seine Vorstellungsart nicht eingehen konnte, hörte ich, nach dem Ausdruck des großen Königes, in ihm den Wohllaut himmlischer Musen,

Polyhymniens Saiten,
Und Uraniens Lied,
Unterrichtend die Weisen
Und die Beherrscher der Welt.

Ein kleines Kenotaphium, dem Dichter aus seinen eigenen Werken erbaut, soll ihm hierüber mit Nennung seines Namens im nächsten Bande meinen Dank bezeugen. Weimar den 18. August 1794.

In-

Inhalt.

I. Lyrische Gedichte.

Erstes Buch.

Das stille Gemüth. S. 14.

Syenens Wüste in Afrika, und Scythien in Norden gelten als Extreme der Hitze und Kälte. Bajä war der Lustort der Römer in Campanien; die schwimmenden Inseln des Aegeer-Meers gelten für Orte der Verbannung; der Tyrann Sulla wars, der die Verbannung der Würdigen in Gang brachte.

Der Blinde. S. 15.

Der Verlust. S. 17.

Die Tugend, ein Genius. S. 18.

Das Bild dieses Genius erscheint hier, der Handlung nach, viel verändert; wie sich denn weder die Griechen, noch Horaz in lyrischen Gesängen an die Fortsetzung Einer malerischen Vorstellung gefesselt hielten.

Der Pfeil. S. 20.

An die Nachtigall. S. 21.

Die Hut der Augen. S. 22.

Cynthia war des Properz Geliebte. Die Vergleichung einer Cynthia mit dem Glanz des Mondlichts ist ein kleines Wortspiel.

An die Nachtigall. S. 23.

Die Leier des Pythagoras. S. 24.

Die Entführung der Proserpina von Pluto war bei den Griechen das Bild einer unglücklichen, schwarzen Hochzeit.

Lust und Schmerz. S. 26.

An die Bildsäule eines schönen Knaben. S. 27.

Pygmalion, Praxiteles sind berühmte Bildner. Flora, die Blumengöttinn, die Napäen Nymphen der Lusthaine; Aura das personificierte Frühlingslüftchen; die Glänzenden sind die Gestirne.

Auf einen Garten, die Sternenau genannt. S. 28.

Die am Ende des Gedichts genannten Orte sind berühmte Lustgegenden des Alterthums, in Asien, Griechenland und Italien. Der letzte ist das fabelhafte Grab Phaethons am Po, das von einem Haine, in den die klagenden Schwestern des Begrabenen verwandelt waren, angenehm umschattet wurde. Lyäus ist Bachus.

Der goldne Ring des Plato. S. 30.

Chaonien, eine bergigte Waldgegend in Epirus. Die Sage, daß die Menschen, ehe Ceres den Bau der Feldfrüchte erfand, in Wäldern und von Eichen gelebt, ist so bekannt wie der Circe Geschichte.

Die in dieser Ode vorkommende Götternamen sind Sterne und Sternbilder.

Zweites Buch.

Anspielungen auf einzelne Oden des Horaz.

Der Reiter des Bucephalus ist Alexander; Thanatos der Tod. Das Durchbrechen des ungeheuren Bergs Athos, wie das Bepflastern des Meeres sind Bilder unmöglicher und unnützlicher Riesen-Entwürfe.

Nero, Hadrian, Titus, Julian, Phocas, Nerva sind alte Römerkaiser. Die Fabier, Gracchen, Cato, Boëthius, Thrasea, Skaurus gelten für Patrioten und Weise.

Parrhasius und Zeuxis, Protogenes und Apelles, berühmte Mahler. Was Lessing in seinem Laokoon philosophisch ausführt, zeigt unser Dichter in Handlung. Der Gegenstand des Wettstreites mußte eine Carricatur seyn. Podalirius, ein Arzt.

„Wie der Hund aus dem Nilstrom kosten" heißt furchtsam, schnell vorübergehend, im Lauf kosten. Cypris, die Göttinn der Liebe. Berecynthia, Cybele, die Mutter der Götter, die mit Tänzen, unter Cymbeln- und Paukenschall in heiligen Rasereien verehrt ward.

Der Sklave Volumniens ist der Triumvir Antonius, den Cicero durch seine Philippische Reden zu seinem unversöhnlichen Feinde gemacht hatte. In jener berühmten Zusammenkunft der Triumvirs auf einer Insel unweit Bologna opferte Octavius seinen alten, ums

Vaterland und ihn verdienten Freund dem Hasse des Antonius auf. Popilius der Tribun, ward ausgesandt ihn zu morden. Die Freigelassene Volumnia, auch Cytheris genannt, war die Buhlerinn des Antonius, der mit ihr öffentlich in Wohllüsten lebte.

Verschlossenheit. S. 58.

Der verschlossene Oranien ist Moriz, Prinz von Nassau, der dieser politischen Tugend wegen allgemein bekannt war.

Gegen die falschen Staatskünstler. S. 59.

Diese Ode mahlt die Politik der damaligen Zeiten, sogar daß sie Namen zu nennen waget.

An den Staatslöcher treuloser Politik. S. 61.

Tiberius, ein Muster treuloser Verstellung. Tisiphone, eine Furie.

Die Römerbilder. S. 62.

Eine Galerie der berühmtesten Römerbüsten, deren Namen und Charaktere jedermann bekannt sind. Brutus ist hier Junius Brutus. Der Schwiegersohn und Schwiegervater sind Cäsar und Pompejus. Palatinus ist der römische Berg der Kaiserpaläste.

Der Räuber. S. 66.

Der Ausgang der Ode spielt auf die ersten Zeiten der römischen Sitteneinfalt an, da manche Helden vom Pfluge gerufen wurden, und wenn sie dem Vaterlande die größesten Dienste geleistet hatten, in ihre Armuth zurückkehrten.

Nero. S. 67.

Die Ungeheuer, mit denen Nero verglichen wird, sind aus Herkules Fabelgeschichte bekannt, der Nemeische Löwe, der Lernäische Drache, das Erymanthische Schwein, die Stymphalischen Raubvögel — die hier angeführten Abscheulichkeiten dieses Unmenschen mahlt der Dichter nach Tacitus eignen Worten aus, z. B. die brennenden, die in Thiere verkleideten Körper, den Fußtritt auf die schwangere Poppäa an welchem sie starb. Nero hielt ihr darauf öffentlich die Leichenrede.

Menschenfürsten. S. 69.

Trajanus Schwert. S. 71.

Dem Licinius Sura, den einige dem Kaiser als seinen ihm heimlich nachstellenden Feind angezeigt hatten, reichte Trajanus ein nacktes Schwert mit den Worten: accipe gladium, quem pro me, si bene atque cum ratione imperavero distringes, sin minus, eo ad interitum utere. — Farben der Iris sind Farben des Regenbogens. Die Fabel,

daß in der Muschel die Perle aus einem herabgefallenen Regen- oder Thautropfen entspringe, ist auch unter uns in mehreren Einkleidungen bekannt.

Der politische Pythagoras. S. 74.

Das Hirtenleben. S. 75.

Der Sinn der ersten Strophe ist: „ehe es den in der Fabel berühmten Widder des Phryxus mit dem goldenen Felle gab, gab es natürliche und schönere Wollenheerden.“ Die Ode ist an einen geistlichen Fürsten gerichtet, und zeigt den Vorzug seines Standes, wenn er ihn würdig bekleidet, vor dem Glanz weltlicher Höfe. Daher auch die Gleichnisse der Bibelsprache.

Die Schiffenden. S. 78.

Nicht die Schiffahrt wird hier verwünscht, sondern es beklagt, daß sie nur der Habsucht, der Gewinn- und Eroberungssucht diene.

Könige. S. 79.

Hybla, ein Berg in Sicilien. Hyblaischer Honig galt für den besten.

Der Consul. S. 81.

Lynceus, ein Weitsehender. Thule, das letzte Land für die Schiffenden, westwärts. Durch Herkules Säulen kam man ins Atlantische Meer, wo Thule, wo auch die Inseln der Glücklichen lagen. Titus, das Muster eines leutseligen, guten Regenten. Tantalus verrieth die Götter, und schwatzte von ihrer Tafel aus.

Beim Grabe eines Mächtigen. S. 82.

Aus der elfenbeinernen Pforte kamen nichtige Träume. Den Obolus, einen Pfennig für die Ueberfahrt des Charon legte man dem Todten unter die Zunge.

Das Leichenbegängniß. S. 84.

Fabricius, Brutus, Cato, Britannicus, edle Römer, stehen hier fur alle große, würdige, verdienstreiche Menschen.

Die Grabschrift. S. 85.

Manen sind die Todten.

Drittes Buch.

Der Kranz. S. 89.

Die Andacht des Dichters bei dem Bilde der heiligen Jungfrau mag uns als eine fromme Mythologie gelten. Ihr sittliches Bild hat

in der Kunst und Dichtkunst so viel und mehr bedeutet, als das Bild einer Pallas oder Diana.

Die dunkle Kapelle. S. 90.

Palatinus, der Berg der Kaiserpaläste.

Weihung eines Kindes. S. 91.

Mutter und Kind. S. 92.

Bei diesem und ähnlichen Stücken denke man ein Gemählde Raphaels, das beide vorstellt.

Der Sänger des Frühlings. S. 93.

Eine reiche Sammlung von Anlagen zu Idyllen und Frühlingsgedichten; dem größesten Theile nach noch jetzt ungebraucht. Jupiter ist hier der Himmel, Tellus die Erde. Aegon und Jölas, Namen der Hirten. Nereiden, Dryaden, Hamadryaden sind Nymphen des Meeres, der Bäume, der Wiesen. Die Linde, die der Verfasser besang, folgt.

An die Gesundheit. S. 96.

Ein Danklied nach wieder erhaltener Gesundheit. S. 97.

Aonien ist das Land der griechischen Musen.

An die Magerkeit. S. 98.

Der dürre Dichter. S. 99.

Der Maja Sohn ist Merkur. Er schwebt zwischen Schatten und Göttern; denn er geht als Geleiter bis zum Todtenreich nieder.

Das Vögelchen. S. 100.

Atropos, die Parze, die den Faden schneidet. Pierisches Rosenlager, ein Begräbniß auf Rosen aus den Gärten der Musen.

Die neue Geburt. S. 102.

Aeson, Jasons Vater, wurde durch Medeens Kunst verjünget.

Der Schattentanz. S. 103.

Ein schauerliches Gemählde schwebender Schatten zu Mitternacht beim Mondlichte. Tiare ist die päpstliche Krone, Inful der Kopfschmuck des Prälaten.

Beim Tode eines Kindes. S. 105.

Die diamantene Pforte ist die Pforte des Todtenreichs, die sich keinen Bitten um Rückkehr ins Leben eröffnet.

Trauerklage. S. 106.

Nach der Eroberung Breisachs. S. 137.

Für Bernhard von Weimar ist es das größeste Lob, daß ihn ein Dichter der erbitterten Gegenpartei den Brennus nennt, der Jupiters Tarpejerburg, das deutsche Capitolium, erobert.

Der Tod des Helden. S. 138.

Pappenheim blieb bei Lützen. Er hatte in seinem Leben ungeheuer viel Wunden empfangen, und war ganz zerkerbt am Körper. Die Ode ist traurig und kolossalisch.

Die Ehrbegierde. S. 140.

Ein sehr wahres Gemählde der Politik und des Kriegesgeistes damaliger Zeiten.

Wallenstein. S. 141.

Die Laufbahn dieses unternehmenden, glücklichen, stolzen, anmaßenden Feldherrn im dreißigjährigen Kriege ist durch die Parallele mit dem Sejan, dem Lieblinge des Tiberius, im Kurzen fest gezeichnet. Das Bild vom Pferde in der Rennbahn beider will sagen: eben so groß waren Sejans Anstrebungen; eben so schnell dessen Sturz und Ende. — Die Mitra ist ein bischöflicher Kopfschmuck. Charon, der alte Ruderer, ein Knecht des Pluto. Die Geschichte Crösus, Crassus, Hannibals, Polykrats muß jedem bekannt seyn; hier wäre es zu weitläuftig, sie zu erzählen.

Die Kriegszucht. S. 143.

Venus war die Buhlerinn des Kriegsgottes. Der Punier ist Hannibal. Nach dem Siege bei Cannä schwächte sich sein Heer in den Wohllustreichen Gegenden Campaniens. — Zu den Zeiten unsres Dichters waren Aberglaube, Zeichendeuterei, Prophezeiungen ungemein verbreitet und sehr wirksam. — Der Zweikampf, der damals auch sehr gewöhnlich war, kann schwerlich ein besseres Bild finden, als jene Brut gewafneter Männer, die aus Cadmus gesäeten Drachenzähnen entsprang und sich unter einander selbst würgte. — Nemesis ist die Feindinn des Uebermuths, die den Stolzen stürzt, dem Unterdrückten emporhilft, und in der tiefsten Stille dem Zuviel und Zuwenig eine Gleichung bereitet. Fabius, der Feldherr errettete Rom durch sein Zaudern und bekam den Namen Cunctator.

An einen im Kriege vertriebenen Landsmann. S. 146.

Wirkungen des Unglücks. S. 147.

Atlas trägt die Himmelskugel. Daß schwere Zeiten von neuen, unglücklichen Constellationen entspringen, war und ist ein sprüchwörtlicher Glaube.

Im Traum des Scipio bei Cicero ist diese hohe Ansicht der Dinge still und schön angegeben. Wo Xerxes ungeheure Flotte unterging, wo die Heere der Römer auf der Pharsalischen Ebne fochten; wiederum wo sein elendes Leben Tiberius auf der Insel Capreä lebte; die villa Adriani, die noch in ihren Trümmern Erstaunen einflößet; diese Scenen werden hier gezeigt. Sie gehören zum Größesten, das auf der Erde vorging und sind wie Träume verschwunden. — Thalamus ist das Hochzeitbett; Nereus der Gott des Meeres.

Die vielen fremden Kriegsheere, die man damals nach Deutschland zog und von beiden Seiten als die Erretter Deutschlands ansah, gaben dem Dichter zu dieser traurigen Allegorie Anlaß, die er im Geist Alcäus ausgeführt hat. Sie gilt für mehrere Gelegenheiten und Zeiten. Aus Homer und Virgil sind alle Namen bekannt, die hier vorkommen.

Die damaligen bedrängten Zeiten besingt unser Dichter in einem ganzen Buch Threnodieen, von denen uns ein paar Stücke statt Aller seyn mögen.

Fünf Lustren, d. i. fünf und zwanzig Jahre hatte damals der Krieg gedauert; seine Folgen in und außer Deutschland werden hier geschildert. Der Janustempel ward geschlossen, es mußte endlich Friede gemacht werden; er ist aber nicht lange verschlossen geblieben, und am wenigsten ist der Wunsch unsres Dichters erfüllt worden, daß die Habsucht in ihm fest versperret, zwar mächtiger Stein davor gewälzt, und kein Ritzchen am Tempel erspähet werden sollte. Mit tausend Fackeln hat man nachher den Westphalischen Friedensschluß beleuchtet, die Thür mit Petarden gesprengt und den ganzen Hain umher gelichtet.

Elysium, die Rosen von Pästum, der blühende Berg Hymettus, des Alcinous Haine sind im Alterthum als die lieblichsten Gegenden bekannt und hier bedeutend angewandt worden.

Schaum stand da! erhält hier die gehörige Berichtigung und Einschränkung. Der Grajische Mund, das os rotundum der Griechen ist ihr klarer, vollendeter Ausdruck.

Gebrauch und Mißbrauch der Fabel. S. 198.

Der Dichter hat hier eine ganze Mythologie zum Theil ungeläufiger Namen vorgeführt, um den Mißbrauch derselben zu verleiden. In einem Lorbeerhain Lorbeer zu finden, ist kein Fund; von Midas Ohren und einem erhenkten Bräutigam zu singen, ist weder ein seltener noch reizender Schmuck des Dichters. Auf den Sinn des Ganzen, behauptet unser Meister, komme alles an, nicht auf einen Putz in Bildern.

Wunder der Liebe. S. 200.

Das Erbtheil der Menschen. S. 201.

An einen Narciß. S. 202.

Iphis, ein Mädchen, wurde als ein Knabe erzogen und als ein Jüngling an die Janthe verheirathet. Eine unfruchtbare Ehe war die Folge dieser Liebe. — Tyndaris ist Helena, Tyndarus Tochter. Man hat dieser berühmten Schönen soviel angedichtet, daß auch diese Sage: „sie sey als eine Eitele, die den Plato selbst fesseln zu können geglaubt habe, zum Orkus hinunter gestiegen,“ an ihr noch Platz fand. — Die Artigkeit der Lais, die ihren Spiegel im Alter der Göttinn wiederschenkte, haben mehrere griechische Sinngedichte in verschiedenem Sinne verewigt.

Das flüchtige Wort. S. 204.

Einem, der an den Hof ging. S. 205.

Hoffnungen. S. 207.

Verschwiegenheit. S. 208.

„Unter der Rose“ im Kreise der Vertraulichkeit und Freundschaft Hannibals und überhaupt die Punische List war ein Sprüchwort. Arkader-Ohr; das Ohr eines Ungebildeten, Unverständigen.

Der mildgewordene Dichter. S. 209.

Punisches Ohr. Die Punier, (Phönicier, Karthager) galten den Römern für treulose, grausame, eitele, gottlose, aller Unthaten fähige Menschen; Poenus plane est, quid verbis opus? — Der verschiedene Genius der Satyre Juvenals, Horaz, Lucilius, Persius wird hier bezeichnet. Die Sabiner waren ein ländliches Volk: also waren auch ihre Gesänge, friedliche alte Weisen. Des Androklus dankbarer Löwe, der mit seinem Wohlthäter und Herren freundlich umherzog, ist eine bekannte Geschichte.

Vergessenheit. S. 211.

Styx ist der Strom des Hasses, der unversöhnlichen Feindschaft, unwiderruflicher Gelübde; Lethe der Vergessenheit. Medea, das

Bild der abscheulichsten Rache. Ein Junonischer Haß bezeichnet eine unversöhnliche Feindschaft; gegen Troja entsprang er aus Eifersucht und Stolz, vom Apfel des Paris.

Absagung. S. 213.

Die Steine, die Deukalion nach der Ueberschwemmung rückwärts warf, wurden Männer; sie blieben aber auch lange Zeit ein Felsen- und Steingeschlecht, bis Orpheus, Amphions Leyer diese Felsen belebte.

Die Gegenwehr. S. 214.

An einen jungen Helden. S. 215.

Acca Laurentia war die Pflegemutter des Romulus und Remus. Evanders Sohn, Pallas, wird in der Aeneis mit einem rührenden Gebet zur Schlacht gesandt und kommt nicht wieder. Statt Alcestes ist Acestes zu lesen; dieser gute Greis ist auch aus der Aeneis bekannt. Argos bewachte mit seinen hundert Augen die Jo; um die ihn dennoch Merkur betrog. Jacchus ist Bacchus. Die Erziehung Achills von Chiron ist das bekannte Muster der Helden-Erziehung bei den Alten, in Künsten des Krieges und der Weisheit. Das Schwimmen im Sperchius-Strom gehörte zu diesen Uebungen.

An einen Krieger, der sich zur Rechtswissenschaft zurückwandte. S. 217.

Pythagoräische Denksprüche. S. 218.

Die Urne des Minos. S. 219.

Der Sphinx war ein Symbol des Geheimnißvollen und sprach selbst Räthsel. Manlius gilt hier für einen zu strengen, Lälius für einen zu gelinden Richter. Cato war ein strenger, Atticus ein gefälliger Freund und Bürger. Das Scherbengericht (der Ostracismus) verbannete auch die ersten Männer des Staats, wenn sie dem Vaterlande gefährlich waren. Symmachus, des Ermordeten, Haupt erschien nach Procopius Erzählung seinem Mörder, dem Könige Theodorich in der Gestalt des Fischhaupts, das aufgetragen wurde. Vielleicht eine Fabel.

Milo. S. 221,

Milo, aus Krotone, war in Ansehung seiner körperlichen Stärke ein Sprüchwort. Den Riesen Antäus warf Herkules in seinen Armen erdrückt zur Erde.

Gleichgültigkeit. S. 222.

Genuß des Lebens. S. 223.

An einen römischen Prälaten. S. 224.

**

An einen Nachäffer seiner Gedichte. S. 287.

Skanderbeg, (Georg Castriota,) war ein Prinz in Albanien, ein unversöhnlicher Feind der Türken. Der Sultan, der von ihm den Säbel begehrte, der so viele Wunder der Tapferkeit gethan, war Murad 2.

Die Rache des Dichters. S. 288.

Im Original heißts die christliche Nemesis, eine poetische Darstellung der Redart: feurige Kohlen auf des Feindes Haupt sammlen. Die Versart ist der zornige Jambus, der aber jeden Fluch in Segen umwandelt. Formianer ist ein guter Campanischer Landwein. Gastereien des Lukullus gelten für die üppigsten des Alterthums. Tucca ein Gast mit gutem Appetit. Manlius Krüge, volle große Krüge. Ibis, ein Feind Ovids, an dem er sich mit einem beissenden Spottgedicht rächte. Donner zur Linken waren ein glückliches Zeichen. Nasika ist Scipio, der den Römern sehr wohlwollte. Mäcenas und Flaccus gelten für Freunde, die sich einander das Liebste wünschten. Die christliche Rache ist in diesem Gedicht etwas weit getrieben.

Der weichliche Heldensänger. S. 290.

Friederich Gänserich heißt er im Original; Balde wählte zum Inhalt seiner Gedichte sehr glückliche Namen.

Die Ahnen. S. 291.

Die meisten Wappenbilder unsres hohen und niedrigen Adels sind aus dem Jagd- und Kriegsleben, aus Ritter- und Kreuzzügen gegen Heiden und Saracenen. Sie prangen mit Büffelsköpfen und Einhörnern, und mit des entlegenen Himmels, (Orients und andrer bekämpften Länder) für uns längst untergegangenen Sternen.

Die Ungeheuer. S. 292.

Das Geld. S. 293.

Der falsche Glanz. S. 294.

Der Glückliche. S. 296.

Die zweite Euridice. S. 297.

Das Geschlecht der Lamien war Eines der ältesten adelichen Geschlechter Roms, das von Lamus, einem Könige der Lästrigonen abstammte. Metellus, einer der größesten Triumphatoren; die Meteller eine Familie voll verdienter, berühmter Männer Die Gracchen, kühne Patrioten; Cornelia, ihre Mutter, die berühmteste Mutter berühmter Söhne, voll hohen Römergeistes. — Dagegen Briseis, Achills schöne Gefangene, um welche der ganze Zwist der Iliade entstand. — Calpurnia, jene dreuste Römerinn, die das Edict veranlaßte, daß künftig kein Weib in Person ihre Sache vor Gericht treiben sollte. — Jene ersten Sabinerinnen, die von den Römern

geraubt wurden, blieben in Ansehung der Folgsamkeit und Treue Bilder der uralten ländlichen Eheweiber, denen die Römerinnen im Zeitalter der Ueppigkeit sehr ungleich waren. Penelope, die die Freier mit ihrem fortdaurenden Gewebe täuschte und dadurch den Untergang ihres Hauses und Landes abwand, ist aus der Odyssee bekannt. Niobe, war eine Mutter von sechs schönen Söhnen und sechs schönen Töchtern. Lucina, die Helferinn glücklicher Geburt.

Gespräch mit der Muse. S. 300.

Die deutschen Verse unsers Dichters sind rauh. Gegenstände, wie das Lob der Magerkeit, ironisches Lob der Feisten u. s. sind auch keine Gegenstände der Muse. Beides wird getadelt.

Gespräch mit der Muse. S. 302.

Laberius, Nävius, Ennius, Pacuvius, Mutius sind Alt-Römische Dichter, aus deren Fragmenten Balde seine Oscische Sprache lernte. (Opp. T. II. p. 107. seq.)

Der verschnittene Sänger. S. 305.

Cybelens Priester waren Verstümmelte. Ihr Gottesdienst war in Phrygien; und die wilde Musik dieses Gottesdienstes behielt fortan den Namen phrygischer Tonkunst.

Der Hochzeitsänger. S. 306.

Das Barbaren-Nest, das Deutschland drohete, war damals die Türkei; jetzt haben sich Namen, aber nicht die Lage der Sache geändert.

Segen und Fluch. An die versammleten Friedensgesandte. S. 307.

Asträa die Göttinn der Gerechtigkeit, die Wiederbringerinn der glücklichen Zeit. Bellona, die wilde Kriegsgöttinn. Mulciber, Vulkan; Penaten, die Hausgötter; Evius, Bacchus; Rhadamanthus Einer der unerbittlichen Richter, die über völligen Untergang oder Erhaltung, über Leben und Tod urtheilen.

Pompejus, Cäsar und Cato. Bei einem Gemählde von Albrecht Dürer. S. 310.

Der Streit zwischen Pompejus und Cäsar kann wohl für den, der in unsrer Geschichte zwischen den zwei größesten Männern über die größeste Sache geführt ward, gelten. Die Ode, obwohl ohne Vorbereitung geschrieben, ist in einem großen Sinn gedacht. Jenen beiden steht Cato entgegen, ein größerer Weltüberwinder. — Wo das Gemählde von A. Dürer, worauf sich die Ode beziehet, zu finden sey, ist mir nicht bekannt; bekannt aber ists, daß Dürer drei Figuren neben einander vorzustellen liebte.

Fabricius Tag. S. 312.

Fabricius galt den Römern als ein Muster unbestechlicher Großmuth und jener alten Biederkeit, die auch nach den größesten Verdiensten und Thaten sich ihrer alten häuslichen, selbst armen Lebensweise nicht schämte.

Demokrit. S. 314.

Einem, der Philosophie zu lehren auf die Akademie ging. S. 315.

In der Gesellschaft, zu welcher der Dichter gehörte, schickte man Diesen und Jenen, einen gewöhnlichen Cursus zu lehren, hier und dorthin. Manches vom heilsamen Rath dieses Abschiedes gehörte auch in unsrer Philosophie-Lernenden Stammbuch.

Das Stadt- und Landleben. Eine Rhapsodie. S. 316.

Ich habe diesen poetischen Brief eine Rhapsodie genannt, weil die Bilder desselben ohne einen strengen Plan aus einander sich entwickeln. Tuskulum war die villa, in welcher Cicero sich erholte und einige philosophische Schriften geschrieben hat. — Hortensius, ein großer Redner und Rechtsverständiger Roms, des Cicero größester Nebenbuhler. Nachdem er alles erlangt hatte, was er wünschte, begab er sich zur Ruhe. Post Consulatum summum illud suum studium remisit, atque in omnium rerum abundantia voluit beatius, ut ipse putabat remissius certe vivere. — Tritonia, die den Helm ablegt, ist die kriegende Pallas: denn auch Holland nahm damals an den Unruhen des Krieges Theil.

Säkularisches Lied, an die Gesellschaft, zu welcher der Dichter gehörte. S. 319.

Ein großes Stück, das die ganze Geschichte des ersten Jahrhunderts der Gesellschaft (imaginem primi saeculi) in lyrischem Fluge darstellt; eben diese ganze Geschichte ist also Commentar des Liedes. Der letzte Wunsch ist des Dichters würdig. Cosmas und Damianus waren beide Liebhaber der feineren Wissenschaften, und dabei voll Eifer für Religion und Sitten gegen herrschende Mißbräuche und freche Lebensart. Solche wiederkehrende Sterne, die den Eifer fürs Gute mit dem Geschmack fürs Schöne verbinden, wünschte Balde seiner Gesellschaft.

Der Kampf mit dem Tode. S. 322.

Der längere Tod. S. 323.

Mystische Chorgesänge.

1. Schmerzen der Liebe. S. 324.
2. Nachtfeier der Liebe. S. 326.

Das letzte Stück ist im Schwunge des alten pervigilii Veneris, voll Glut und Flamme, aber einer Flamme ganz anderer Art.

Der Beherzte. S. 328.

Aera, die Zeitrechnung. Virnia und Paullus gelten hier dem Liede für alle stoische Philosophen.

Maria. S. 331.

Liebhaber der Mahlerei und Poesie werden sich bei jedem der folgenden Stücke an Gemählde der größesten Künstler erinnern, unter welchen Raphael wie ein himmlischer Genius voranfliegt.

Die Unnennbare. S. 333.

Hermon und Karmel, Berge in Palästina, Libanon ein Gebürge in Syrien, auf welchem die alten Cedern standen, die man so alt als die Welt hielt. Hesbon, eine Stadt jenseit des Jordans.

Mutter und Kind. S. 335.

Mehreren Lesern werden Gemählde bekannt seyn, wo dies sanfte Zusammenschmiegen der Mutter und des Kindes, und das geistige Band, das beide zu Einem verbindet, unbeschreiblich schön ausgedrückt ist.

Die Mutter unterm Kreuze. S. 336.

Auch dieser stille Schmerz, diese hohe Ergebung, sammt dem Blick, der beide Leidende verbindet, hat in Poesie und Kunst unter dem Namen der mater dolorosa den stärksten und zartesten Ausdruck gefunden.

Der Anblick der Liebe. S. 337.

Die bekannte Vorstellung, da die Mutter mit dem Kinde triumphirend vom Glanz der Sonne umleuchtet wird, (Offenb. 12, 1.) ist hier mit dem Moment, da sie im tiefsten Schmerz mit einem Blick der Liebe dem leidenden Sohn Tröstung zusandte, schön gruppiert.

Die Göttinn des Frühlings. S. 338.

Bei unserm Dichter in der Oscischen Landsprache; fast unübersetzbar. Sola bella, sola malta, sola Nymphe malthaca ist die Schlußzeile. Einzelne Vorstellungen z. B. von denen sie umschwebenden Engelknaben kennet man auch aus Gemählden.

Die Göttinn des Haines. S. 340.

Die Himmelfahrt. S. 341.

Das Gemählde Raphaels in Dresden ist in demselben Geist gedacht, wie diese Ode.

Die Tadellose. S. 342.

Das Bild der berathenden schaffenden Weisheit (Sprüchw. 8, 24. u. f.) hat den morgenländischen und christlichen Dichtern zu sehr philosophischen Einkleidungen Anlaß gegeben. Hier wird sie als die Schutzgöttinn und Retterinn des menschlichen Geschlechts beschrieben, die aus jeder Verwirrung eine höhere, lichtere Ordnung hervorgebracht habe. Felix culpa Adami, quae talem Servatorem promeruit, singen die christlichen Hymnen.

Schwanengesang des Dichters. S. 394.

Die Verwandlung der Leier in einen Schwan war nach Zeitumständen (Terpsichore Th. 2. S. 282.) gesungen; eben so zeitmäßig lässet

jetzt der Schwan seine Stimme hören. Die Anspielung auf seine Gespielen am Cayster, Po, Mincio, Mäander geht auf andre Dichter Homer, Catull, Virgil u. s.

Die Waldrast, Ein Marienkloster auf den Tyrolergebürgen.

S. 348.

Die Ruinen. Sibyllinische Blätter von Jakob Balde.

S. 349.

I. Troja·Ilium (S. 227.) Fuimus Troës! war ein Sprüchwort. Die Zerstörung Troja's ward durch die Griechischen und Römischen Dichter ein so berühmtes Symbol des Unterganges, wie im Orient die Zerstörung Babels, Jerusalems, Tyrus, Ninive u. s. Dardaniden, ein alter berühmter Königsstamm, die Beherrscher Troja's. — (S. 229.) Pompeji, eine Stadt in Campanien, ward von der Asche des Vesuv bedeckt, wie Herkulanum von dessen Lava. — Atropos, die unerbittlichschneidende Parze. — Jede Dryade belebte einen Baum; wenn er gefällt wurde, oder verdorrte, entfloh sie traurig. (S. 230.) — In der Provinz Elis war der Wettkampf der Griechen in allerlei Spielen. (S. 231.)

II. Die sieben Wunder der alten Welt. (S. 233.) — Der Kolossus (S. 233.) im Traumbilde des morgenländischen Königes ist aus Daniel Kap. 2. — Die Krone Roms, und Remus Grabmahl, (S. 235.) ist die Mauer Roms, nach dem bekannten Symbol der Mauerkrone. — Die Zeitalter, die Rom durchlebt hat, werden in der Personification (S. 235—241.) so treffend charakterisirt, als es eine Personification zuläßt; die Geschichte ist Commentar darüber. Auf den Feldern bei Pharsalus in Thessalien ward die Schlacht gegeben, die zwischen Pompejus und Cäsar entschied; der Uebergang Cäsars über den Fluß Rubicon, der zwischen Rimini und Ravenna ins Meer fällt, war die Erklärung des bürgerlichen Krieges (S. 237.) — Der Muttermörder (S. 238.) ist Nero. Der fremde Barbar (S. 239.) ist Alarich, Genserich u. s. Die S. 240. genannten Gebäude sind noch jetzt berühmte Ruinen des alten Roms; nur von Nero's goldnem Hause ist auch nicht die geringste Spur übrig.

III. Die Linie Apelles (S. 243) ist das Symbol eines Zuges von Meisterhand, so wie Dürers Cirkel mit freier Hand gezogen. Hierauf werden die berühmtesten alten und neuen Künstler genannt; und S. 244. Homers u. a. verlohrne Gedichte. Auf der Villa Tuskulana (S. 248.) schrieb Cicero seine philosophischen Schriften; auf den Rostren zeigte er sich als Vater des Vaterlandes. Diesen vermißt und wünscht der Dichter vor Jenem.

IV. Rufinus und Eutropius, Vollmächtige des Reichs in Constantinopel, hatten die Macht und das Schicksal, das S. 250. 251. beschreibet. — Nach dem Siege bei Cannä konnte Hannibal einige

Scheffel goldene Ringe von den gefallenen Römischen Rittern sammlen. Um den Römern nicht ausgeliefert zu werden, nahm er zuletzt Gift, das er in seinem Ringe mit sich trug und beschloß sein Leben. (S. 251.) Das Unglück Belisarius ist ein allgemein-angenommenes Sinnbild von Verdiensten, die mit Undank an einem Hofe, wie Justinians Hof war, vergolten werden. Noch zeigt man in Rom die Pforte und den Stein, wo er gesessen; einen Stein, den man, wenn es auch nur Sage wäre, nie untergehen lassen sollte. — Von Gelimer, dem letzten Wandalenkönige, der zu Constantinopel im Triumph aufgeführt ward, erzählet Procopius: „Als Gefangene bei dem Triumph Belisarius waren Gelimer selbst, im Purpurkleide um die Schultern, und alle seine Anverwandte, auch die Längsten und Schönsten aus der Nation. Als Gelimer in den Cirkus trat und den Kaiser auf dem hohen Thron, auch von beiden Seiten das hier und dort stehende Volk sah, und jetzt nachdachte, wie tief er gesunken sei, so entrann ihm keine Thräne, kein Seufzer. Er hatte nichts als jenen alten Ebräerspruch im Munde: „O Eitelkeit! Eitelkeit! Alles ist eitel!" — So kam er vor den Thron, man zog ihm den Purpur aus; er mußte auf das Gesicht niederfallen und anbeten. Nachher wies man ihm nicht zu verachtende Güter in Galatien an, wo er mit seinen Verwandten lebte." — S. 254. Die Kriege der Kraniche mit einem Pygmäenvolk in Indien waren alte Sagen, die auch Plinius noch erzählet. Die Himmelstürmenden Riesen wurden unter den Aetna geschleudert. — Die Geschichte der Europa, die vom Jupiter über das Meer getragen wurde, ist bekannt; so auch die (S. 256.) angeführten Helden des dreißigjährigen Krieges. Der Jason, der (S. 257.) auftritt, ist Gustaph Adolph.

V. Adamiden (S. 259. Adamssöhne. Die Jungfrau im Zodiakus und das Sternbild Orion (S. 260.) werden edel gedeutet.

Nachschrift. Eine Rechenschaft des Uebersetzers. Nebst zwei Briefen von Barläus an Balde. S. 371—386.

Nachweisung der übersetzten Stücke aus Balde poemata. S. 389—294.

Erstes Buch.

Die Täuschung.

Welche holde Gestalt schwebt überm Haupt mir?
Glänzend wie ein Gestirn, auf goldnen Flügeln.
Jüngling, zeigest du Mir und bringest Mir die
Grünende Krone?

Dreimal winket er mir, und schlägt die Schwingen;
Jetzo sitzet er nieder, meinem Scheitel
Nahend. — Soll ich nehmen den Kranz? — O wehe,
Lachend entflog er.

Böser Knabe, du spottest meiner. Habe,
Und behalte den Kranz, den nie ich suchte;
Ohne Lorbeer, an dem die Ziege naget,
Bin ich ein Dichter.

Die Jugend-Freundschaft.

Als in Strophius Blumenreichen Gärten
Traurig Orest und mit beladnem Herzen
Irrte, schlang ihm Pylades, auch ein Jüngling,
Liebend den Arm um:

„Bruder! Du meiner Seele beßre Seele,
Heilige Blüthe meines Jugendfrühlings!
Lern' in diesen Gärten, die um uns her blühn
Was dir ein Freund sey.

Lockt das Veilchen Dich nicht, das sonder Arglist
Duftet? Die Ranke nicht, die um den Stamm sich
Liebend schwingt? Die Lilie, die den Busen
Schuldlos eröfnet?

Nicht die Rose, der Lieb' und Jugend Blume?
Schönerer Liebe Rosen blühn der Freundschaft,
Auf des Lebens Dornen, im Lenz der Jahre,
Nimmer verwelkend.

Sieh' den silbernen Bach hier. Tief im Grunde
Zeiget er spiegelnd dir das kleinste Steinchen;
Murmelnd sein Geheimniß, ladet er ein zu
Liebegesprächen.

Warum birgest du mir der Seele Kummer?
Oeffne das Herz; es leichtert sich durch Zutraun —
Auf, Orest! mit Dir will ich Freud' und Schmerzen
Theilend, Dein Freund seyn."

Das Schachspiel.

Warum schlagen wir noch Bücher und Blätter auf?
Alle Lehre Sokráts über die Nichtigkeit
Unsres Erdegedrängs lehret im Spiel uns hier
Ein mit Puppen besetztes Brett.

Siehst du, Freund, wie das Glück Würden und Aemter theilt?
Wie's die Plätze bestimmt? wie sie im Wechsel sind?
Freund, so spielen auch wir, selber ein Spiel des Glücks,
Ungleich, aber im Ausgang gleich.

Mächtig stehet Ein Heer gegen das Andre auf;
Hier Trojaner, und hier tapferer Griechen Reihn,
Stark mit Thürmen verwacht. Muthige Ritter stehn
Vor den Thürmen. Es schweigt das Heer.

Wartend schweiget das Feld: denn die Gebieter sind
Noch im Kampfe mit sich, sinnen Entwürfe. Furcht
Und die Ehre gebeut. Jetzo beginnt die Schlacht,
Arme Bauren, in Euren Reihn!

Schau, sie fallen dahin. Siehe, mit ihrem Blut
Wird der Lorbeer erkauft. Ihre Gefilde mäht,
Ihre Hütte beraubt Jeder der Streitenden:
Sie nur haben die Schuld verübt.

Armer Corydon, Du! Armer Alexis, Du
Liegt und schlafet. Die Herrn stehen noch hinter euch. —
Auf dann, wapne dich Mann, wenn du gleich Bauer bist,
Werd' ein streifender Tamerlan.

Doch wer springet hervor? Listiger Springer, Du!
Aus der Mitte des Heers, über die Köpfe der
Kämpfer? Willt du zurück, Parther! Es hütet sich
Vor Dir Schwarzen das ganze Feld.

Und doch wünschet sich auch keiner den Tod von Dir,
Narr und Läufer. Du hast eine beträchtliche
Zunft in unserer Welt. Narren und Läufern stehn
Häuser offen und Hof und Zelt.

Sieh, die Königinn regt als Amazone sich,
Geht, wie Ihr es beliebt; Damen ist viel erlaubt.
Vor ihr weichet hinweg Ritter und Elephant,
Bauren, Porus und Hannibal.

Alles weichet der Macht weiblicher Krieger, die
Viel begehren und viel wagen. Sie kennen nicht
Das zu viele. Die jetzt ihren Gemahl beschützt,
Ists, die jetzo den Herrn verräth.

Schach dem Könige! Tritt, höchster Gebieter, selbst
Von dem Platze der Ruh. Traue die Majestät
Nicht Beamten allein, nicht der Gemahlinn an;
Aber leider es ist zu spät.

Schach dem Könige, Schach! — Siehe, geendet sind
Unsre Züge. Du siehst Ritter und Bauern jetzt
König, Springer und Narr hier in der Büchse Grab
Durch- und über einander ruhn.

Also gehet die Welt. Lictor und Consul geht
In die Büchse; der Held und der Besiegete.
Du vollführe dein Amt; spiele des Lebens Spiel,
Das ein Höherer durch dich spielt.

Die Schifffahrt.

Leben, Freund, ist ein ernst Geschäft;
Auf dem trüglichen Meer ists eine Schifferfahrt.
Fährt man dich, o so kostets Lohn;
Oder fährst du dich selbst, mußt du des Meeres Herrn
Zoll entrichten. So zolle dann
Jede Sorge, die dich tief in dem Innern nagt;
Zolle jegliche Todesfurcht.
Wo der Wind dich auch hin treibe; du mußt die See
Ausstehn lernen. Das Leben ist,
Freund, ein ernstes Geschäft; dulde sein Ungemach;
So nur wird dir die Reise sanft.
Endlich landest du doch sicher am Ufer, in
Deinem Hafen; er heißt das Grab.
Wenn das Segel, der Mast, wenn das Gebälke nun
Mürb' und müde zusammenfällt,
Sagt ein Täfelchen einst: „Wandrer, es ruhet hier
Weiland Schiffer Euphorion."
O wie lächerlich, Freund, wenn du zu dieser Fahrt
Charons Alter dir wünschetest!
Fahr' in Frieden und einst sage die Tafel nur,
Daß du fröhlich gesegelt hast.

Lebensregeln an einen Jüngling.

Früh in blühender Jugend lern', o Jüngling,
Lebens Glück. Sie entfliehn, die holden Jahre!
Wie die Welle die Welle, treibet Eine
Stunde die Andre.

Keine kehret zurück, bis einst dein Haupthaar
Schneeweiß glänzet; der Purpur deiner Lippen
Ist erblichen; nur Eine Schönheit blieb dir,
Männliche Tugend.

Ohne sie ist das Leben Tod; um sie nur
Lebt man. Schiebe nicht auf, vor allem andern
Dich zu haben, und werd' in vestem Herzen
Deiner gewiß erst.

Meide Schuld; sie verflicht mit tausend Dornen
Dich in Strafe. Wer vor Ihm selbst erröthet,
Tritt vors höchste Gericht, sein eigner Kläger,
Richter und Zeuge.

Steure nicht zu des Meeres Höh'; am Ufer
Schwimmt dein Nache den Silberstrom hinunter,
Sichrer, sanfter; es lachen dir zur Seite
Grünende Wiesen.

Ueber Güterverlust erlaß dem Himmel
Deine Klagen. Verlust an Seelenschmerzen
Macht dich reich. O erleichtre dein Gewand dir,
Zwinge den Körper.

Innre Schätze beglücken. Dir im Innern
Lieget Edelgestein und Gold; da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Ruhe vergebens.

Niedrig nenne, dem Glück zu schmeicheln; schändlich,
Seine Gunst zu erbetteln, und zu weinen,
Wenns den Rücken dir kehrt. Ein Knabe peitschet
Zürnend die Säule,

Die die Stirn ihm verletzte. Sieh', das Meer trinkt
Süße Ströme, und dennoch bleibt es bitter;
Alles Bittere wird zum süßen Trank der
Lippe des Weisen.

Der Unglückliche, der mit Muth sein Unglück
Träget; gegen das Schicksal selbst erscheint er
Wie ein Sieger: „Ich bin, so spricht er schweigend,
Größer als Du bist."

Thomas Morus.

Schau, dies ist Morus! Ueber Britannien
Sah nie die Sonne einen gerechtern Mann! —
Als Heinrich gegen Anna Bulen
Lüstern in schändlicher Liebe brannte,

War Ers, der frei die Hochzeit verdammete,
War Ers, der kühn der Drohung Gerechtigkeit
Entgegenstellte, unbezwinglich,
Muthiger, als des Tyrannen Grimm war.

Kein Kerker, seine flehende Gattinn nicht
Erweicht' ihn; nicht sein zitternder Schwiegersohn;
Nicht, da dem Vater die geliebte
Bittende Tochter in Thränen dastand.

Mit Lächeln trieb er seine Rathgebende
Gemahlinn, (die ihm, was sich nicht ziemte, rieth;)
Mit heiterm und grausamem Lächeln
Trieb er sie streng', eine Thörinn, von sich.

Und als er bald zu seinem Triumphplatz ging,
Ihm folgte weinend jeder Britannier;
Er Thränenlos und fest wie Marmor
Nahte dem Platze mit heiterm Antlitz.

Und dennoch wußt' er, was ihm an Lohnes statt
Sein Königlicher Henker bereitete;
Er nahm das Beil, wie Sulla seine
Lorbeer-umwundene Fasces aufnahm.

„Hilf mir hinauf, (so sprach er,) das Blutgerüst;
Hinuntersteigend will ich dich nicht bemühn!“
Und lohnt den Henker, und mit Scherze
Bot er den Hals dem erhobnen Beil dar.

Das Ungemeine.

Nichts Gemeines geziemt
Königen. Ich
Sing' Ungemeines jetzt.

Was dem Fürsten geziemt,
Ist ein Gemüth,
Das auch gehorchen kann.

Was dem Fürsten geziemt,
Ist eine Stirn,
Jeglichem Blicke frei.

Fürstlich denket der Prinz,
Der sich enthält,
Nicht sich allein begehrt,

Der, wenn Höflinge, wenn
Eigne Begier
Offenes Feld ihm zeigt,

Saat zu mähen; die Saat
Edel verschont,
Und sich als Fürst beherrscht.

Daß in Purpur er glänzt,
Daß er zum Trank
Goldene Becher hebt,

Und in persischer Pracht
Schlafe; nicht Dies,
Dieses nur kümmert mich,

Daß ein fürstlicher Mann
Allen befiehlt,
Einzig nur nicht sich selbst.

Das böse Gewissen.

Den Mächtig=Reichen nennst du den Glücklichen?
O Florian, auch unter der glatten Haut
Verbirget mancher tiefe Foltern,
Die den Verbrecher im Innern quälen.

Der Schuld'ge büßet, glaub' es, die Schuld zuerst
In sich. Sie fodert Rache; die Nemesis
Wird er sich selbst. O welch ein Ruhbett
Wiegete je ein beschwert Gewissen

In sanften Schlaf ein? Welche der Tafeln ist
Ihm frei von Giften? Flöge der Goldfasan
In seine Schüsseln, schenkte Bacchus
Selber ihm ein die erles'ne Traube;

Bei frohen Gästen brütet er Unmuthvoll,
Versenkt in tiefes, trauriges, eignes Weh.
Wie der verdammten Schatten Einer
Kostet er Alles mit stumpfem Zahne.

Im Schoos des Friedens träumet er Feinde sich;
Vom Lictor träumt ihm, der mit dem Beile droht
Ihm selbst dem Consul, weil er Consul=
Marius ist, und sein Herz ihn richtet.

K r o n e n.

Ist dem also? So ists! Es stürzen die Trümmer der Reiche,
Wenn lange sie den Fall gedroht,
Ueber der Könige Haupt.

Dann stehn Wunden und Beulen, die sonst die Krone bedeckte,
Und Schmeicheleien lang' genährt,
Offen dem Auge der Welt.

Keine Edelgesteine, kein Glanz des Tyrischen Purpurs
Kein Sternefunkelnd Diadem
Lindert den brennenden Schmerz.

Also ist es. Zur Lust ist nicht die Krone geschaffen,
Der Völker Last, in sie geknüpft,
Drücket und eitert zuletzt.

Gebe Jupiter dann den Königen prächtige Kronen!
Mit weichern Kränzen zieret uns
Dichtern Apollo das Haar.

Das stille Gemüth.

Wer Lasterrein, von innerem Vorwurf frei
Sein Herz bewahret, lebet auf Erden schon
Der Götter Leben. Vollen Zuges
Trinkt er ein ewiges Meer der Freude.

Syenens Wüste wird ihm ein Schattenhain;
Nach Scythien begleitet der Frühling ihn
Mit sanften Lüften: denn sein Herz kennt
Schmachtende Glut nicht und Eis und Winter.

Von Wolken frei und fröhlich ist seine Stirn;
Ein heitres Lächeln, Scherze mit holder Schaam
Vermählt am freundlichen Falerner,
Und eine Leier von sanfter Tonart,

Sie weihten ihn zum Freunde des Phöbus, Ihn,
Den vesten Mann! Und bräche die Himmelsburg
Dicht über ihm, die Erd' ersänk' ihm
Unter den Füßen; er steht in Mitte

Der Trümmer ruhig. Bannete Sulla ihn
Von Bajä fern auf schwimmende Inseln; Er
Wird Bajä gern mit ihnen tauschen,
Und sich auf besserer Erde fühlen.

Zum Leckerbissen wird ihm ein schwarzes Brot;
Im Sumpfe strömt ihm lieblicher klarer Wein;
Sokrats Cicuta tränk' er heiter,
In der Verbannung sich selbst ein Bürger.

Der Blinde.

Du bedaurest, o Freund, unsern Tiresias,
Der des fröhlichen Lichts lebend entbehren muß;
Ein Anwohner des Todes,
Ein Begrabener scheint er Dir.

Freund, berichtige Dich. Betet er gleich nicht an
Jene Sonne, die sich auf- und hinunterwälzt;
Eine schönere Sonne,
Und ein milderer Hesperus

Stralt im Inneren ihm. Liebliches Morgenroth
Ueberglänzet die Nacht, die ihn von außen birgt;
Höre, welchen Gesang ich
Ungesehen von ihm belauscht.

Also sang er: „Du stralst, Wächterinn Flamme, mir
Nicht im Auge; du stralst heller dem innern Sinn.
O wie heiter umher schaut
Meine stillere Seele jetzt!

Ungetäuschet vom Glanz blendender Farben, trennt
Sie vom Wahren den Schein, Gutes vom Nützlichen;
Bis in süßer Begeistrung
Zukunftahnend sie sich erhebt.

Dichter suchen den Hain, suchen die heilige
Dämmrung; Götter, sie schwebt, über mir schwebet sie,
Daß mein trunkenes Auge
Fernen wandert und Höhn hindurch.

Meine glückliche Nacht ward mir ein sanfter Tod;
Abgeschieden der Welt wandelnder Täuschungen,
  Los der feineren Bande,
    Irrst du, schneidende Atropos,

Wenn die Sonne du mir einst zu entnehmen denkst;
Ohne brechenden Blick schwimm' ich ins ew'ge Licht,
  Das dem Auge des Leibes
    Nacht ist, seliger Geister Strahl! —"

Der Verlust.

Auch im herben Verlust, o Freund,
Sprich den herben Verlust nie mit Verzweiflung aus.
Laß die Vögel des Glücks entfliehn,
Wohin, nächtlicher Zeit, sie ihre Göttinn rief.
Willt du trauren, da heute du
Ausgeflogen die Schaar, morgen erjauchzen, wenn
Du die Flüchtigen wiedersiehst?
Lieber schütte das Nest mit dem Gefieder aus,
Aus die flüchtige, falsche Brut! —
Sind Palläste dir noth, wenn dich ein Winkel birgt?
Nur der Boden, worauf du stehst,
Ist der Deine; das Land, das mit dem Finger du
Oder gar mit dem Namen nur
Dein bezeichnest, o Freund, glaube, gehört dir nicht.
Eine friedliche Hütte, wo
Nicht die Sorge, worinn Fleiß und die Tugend wohnt,
(Sey sie noch so beengten Raums!)
Ist dem frohen Gemüth über Olympia's
Rennbahn, über den Kaisersitz,
Den das Laster bewohnt, herrlich und weit und groß.
Hab' ein freies, ein edles Herz,
Jede Stäte wird dir frei und zur Königsstadt;
Wie zum Kerker der Goldpallast,
Wenn dein inn'res Gemüth dich zum Gefangnen macht.
Horchst Du meinem Gesange, Freund?
Folg' ihm; und du wirst reich, größer und mächtiger,
Als wenn beiderlei Indien,
Und der Araber dir, Paktol und Tagus dir
Schätze zollten und Specerei'n.

Die Tugend,

ein Genius.

Freund, ätherischen Bluts fühlet die Tugend sich,
Fühlt sich edleren Stamms, als in den Thälern hier
Unter Schwämmen und Dornen
Hinzuschleichen. Sie schwinget sich,

Sie, des hohen Gestirns Schwester und Bundgenoß,
Ueber Wolken, wo ihr, würd' er von Winden auch
Hingetragen, der Adler,
Jovis Adler nicht folgen mag.

Arbeit ist ihr ein Lohn. Süsserer Schlummer stärkt
Ihr nachsinnendes Haupt, wenn es am Schilde ruht,
Und nach schönen Gefahren
Neue schön're Gefahren träumt.

Dann theilt mit dem Gestirn wachend die Ruhe sie,
Bis mit Blitzen des Zevs, mit dem befruchtenden
Donnerknalle die Luft sie
Segnend kühlet und reiniget.

Schau! mit glänzendem Fuß tritt sie die schwache Furcht
Tief zu Boden; es hebt über des Schicksals Macht
Sie ihr Fittig; im Unglück
Steht sie vester und ganz sich gleich.

Glaubst du, wenn sie vom Schweiß mühender Kämpfe troff,
Daß ein Bad sie erquickt? Schönergebadet im
Schweiße nützlicher Thaten,
In nachläßiger Anmuth schön,

Geht sie munterer fort, ohne Gewinns-Begier:
Denn zum Boden hinab richtet den Pfeil sie nie.
  Ihre Senne der Brust spannt
    Sich zum höheren, höchsten Ziel.

Und verheißet den Tod ihr die empfangene
Letzte Wunde; sie folgt ihrem Gebieter nach,
  Stolz, dem trägeren Erben
    Nachzulassen, was Sie erkämpft.

Der Pfeil.

Träum' ich? oder es rauschte durch die Lüfte
Mir zum Herzen ein Pfeil? — Ich fühl', ich fühl' ihn,
Und ich kenne die Hand, die mir aus gold'nem
Köcher ihn sandte.

Ihr Jungfrauen, die ihr um meine Göttinn
Wandelt, saget ihr an, o sagt Dianen,
Daß ein Pfeil mich, ein süßer Pfeil im Herzen
Liebe-verwundet.

An die Nachtigall.

Waldsirene, du liebliche
Frühlingssängerinn, auf! und sey
Mir ein Bote der Liebe.

Siehst du meinen Geliebten: so
Sag' ihm an mit dem innigsten
Ton: „Es grüßet die Deine dich!“
„Grüßet“ singe mit hellem Laut;
„Dich die Deine!“ mit Seufzen nur.

Fragt er, was ich beginne: so
Sag' ihm an mit gebrochenen
Klagetönen: „Ihr brennt die Brust
Voll von heiliger Flamme. Sie
Ruhet unter dem Apfelbaum,
Hingesunken, zerflossen in
Thränen. Nach dem entferneten
Liebling schießt sie den Flammenpfeil.“

Bleibt er stumm, wie ein Fels im Meer,
Hört dich kaum, und bewegt sich nicht,
Giebt ein trauriges Lebewohl
Dir zur Antwort, und denket mein,
Mein nicht mehr; o so bringe Du
Lauter, zärtlicher ihm ans Herz;
Suche, suche den kühnsten Ton,
Und beweg' ihn. = = Du fleuchst noch nicht?
Weilst du, Bote der Liebe? Weh,
Weh mir Armen! — O fleuch, o fleuch.

Die Hut der Augen.

Mit reinem Feuer zündetest du, Natur,
Der Kindheit holden zärtlichen Anblick an,
Daß Unschuld in dem offnen Auge,
Liebliche Schaam im gesenkten wohne.

Die heilge Flamme leider! entweihet oft
Cythere. Amor's glühende Fackel streut
Mit schwarzem Rauch unreine Funken,
Trug und Begier in die zarte Flamme,

Die unter unsrer göttlichen Stirne strahlt.
Dann blitzen Pfeile, funkelndes Kriegsgeschoß,
Und Tod und Grausen auf der Ferne
Sicheren Hafen vertraunder Unschuld.

Dem Stral des Mondes ziehst du den Vorhang vor;
O Jüngling, wenn am Tage dir Cynthia,
Die aus Properzens Kammer schleichet,
Listig erscheinet, hinab den Vorhang!

An die Nachtigall.

Die du durch Auen und Hain und angenehme Gefilde,
Liebliche Sängerinn, fliegst,
Und im grünenden Waldtheater uns Klagen des Herzens
Singest, Nachtigall, komm.
Komm! mit dir kommt Frühling und Freude. Das traurige Jahr fleucht;
Wolken und Regen und Schnee
Sind entwichen. O schmelzende Stimme des liebenden Herzens
Nahe dich, nahe dich mir.
Höre mich an, du sollt zu meinem Geliebten, du sollt ihm
Botschaft bringen von mir,
Einer Entfernten, einer Gefangenen. Den ich nicht sehn kann,
Sollst du sehen, und ihn
Trösten. Er leidet wie ich. Fleuch hin! mit dem süßesten Seufzer
Leichtre sein leidendes Herz.

Die Leier des Pythagoras.

Lieblich klinget der Ton von goldnen Saiten,
Wenn der göttliche Sänger sie belebet;
Aber lieblicher klingt die mehr als güldne
Leier des Herzens.

Freund, du kennest sie wohl. Von vielen Saiten
Wirbeln Töne, wie aus der Aeolsharfe,
Ungeregelt, wo Kunst sie nicht und sanfte
Lehre sie ordnet.

Hoffnung, Furcht, und Begier, und Haß, und Wünsche,
Schmerz und Freuden ertönen dumpf und lauter,
Daß die Nerven in uns, daß Seel' und Körper
Innig erzittern.

Laut vor allen erklingt die mächt'ge Liebe
In den Saiten, ein schmeichelnd=süßer Tonklang.
Lern' ihn, lerne die ganze volle Leier
Weise beherrschen.

Hoffe Würdiges, wünsche nur das Edle,
Hasse Laster, und fürchte, was zu fürchten
Ist, verehre die Gottheit, frei von Unmuth,
Fröhlich und schuldlos.

Nicht die Menschen allein, du wirst die Götter,
Und die Schöpfung umher, das Chor der Sterne,
Bäum' und Thiere bezaubern mit der Leier
Süßem Gesange.

Aber liebest du, Freund, was hassenswerth ist,
Fliehst, was lieben du solltest, bist im Unglück
Wie in Freuden, in Zorn, und Furcht, und Kühnheit
Nimmer ein Weiser;

O dann rasseln in wilden falschen Tönen
Alle Saiten des Herzens durch einander;
Deine Muse des Lebens singet grause
Stygische Lieder.

So als Pluto voreinst auf Aetna's Fluren
Ceres blühende Tochter wütend raubte,
Und die Traurige nun, die Unglücksel'ge
Nieder zum Orkus

Kam; da sang Hymenäus auch ein Brautlied
Vor der Pforte des Orkus, alle Manen
Und die Traurige zu erheitern, die jetzt
Trauriger weinte.

„Unglückselige! rief sie. Schwarze Hochzeit
Hier; o sängen um mich Vulkan's Cyklopen,
Daß die Felsen umher und Aetna's wilde
Hölen erbebten."

Lust und Schmerz.

Ach, Freud' und Thränen mischten die Götter uns;
Und ungemischet findest du nirgend sie.
Umsonst ist, sie zu trennen. Fliehend
Suchen sie sich und ereilen wechselnd

Einander. Oft dann wohnen dem Auge sie
In Einem Blick beisammen. Und könntest du
Das Band der Charitinnen lösen;
Dennoch, o Freund, den geschlung'nen Knoten,

Der Sorg' und Würde, Freuden und Schmerzen knüpft,
Den wirst du nimmer trennen. Wer heute lacht,
Wird morgen weinen; dem Geliebten
Weinte noch heut die verlaß'ne Braut nach.

Du kanntest unsern schönen Alonius,
Der Cither kundig, blühend im ersten Lenz,
Und reich und glücklich; um ihn weinen
Seine Verwaisete, Weib und Kinder.

Du kanntest unsre süße Loisia,
Im Mai gebohren, fröhlich im Mai vermählt;
Und Hymen ward ihr Todessänger,
Und zu Proserpinens Bett ihr Brautbett.

Dem Kranz von Rosen, welchen die Liebe wand,
Wer flocht in ihn die Dornen? Die Parze wars,
Die unerbittlich Leid und Freude,
Die mit dem Schlafe den Tod vermählte.

An die Bildsäule
eines schönen Knaben, in einem Garten die Sternen-Au genannt.

Hat dich, o schöner Knabe, Pygmalion
Geschaffen? oder Flora, nachdem sie hier
Die Blumen alle dieses Gartens
Mütterlich ordnete, dich gebohren?

Und setzte dich zum Hüter der schönen Au,
Daß du die Mutter, die dich in ihr gebahr,
Niemals vergäßest? Denn dein Hauptbaar,
Deine Gestalt und das holde Antlitz.

Macht dich zum König' aller geprieſenen,
Geliebten Knaben. Wäre Prariteles
Nicht gern dein Schöpfer? Tauschte Cypris
Gerne dich nicht um den schönen Amor?

O süßer Knabe, sprächest du wie du blickst,
Du würdest, was du hier in der Höh' belauscht,
Der Satyren Gespräch, der Sterne
Stille Geheimnisse mir enthüllen.

Denn du, du hörest Nachts, was am Himmel dort
Die Glänzenden, was hier in dem Garten die
Nayäden sprechen; ihre Tänze
Siehest du an, im verschwiegnen Mondlicht.

So fahre fort dann, freundlicher Knabe, Dem
Zu lächeln, der die Au des Gestirns betritt,
Und fahre fort, mit zartem Finger
Leise die Blume zu pflücken, leise:

Als wärest du des Frühlings Mundschenk. Dich,
Der Zephyrinnen Bruder, es soll dich auch
Des Lenzes schönste Aura jährlich
Kränzen und salben mit süßen Veilchen.

Auf einen Garten, die Sternenau genannt.

An Deiner Seite darf ich hinunterschaun
Zur Tief' hinunter, über den Säulen hier;
Und darf in deinen neugeschaffnen
Hangenden Gärten mit Lust verweilen.

O Blüthenluft, der Zephyre Wohnungen!
In diese Haine lassen sich oft bei Nacht
Die Himmlischen, wenn holde Sterne
Fröhliche Feste der Hochzeit feiren.

Ja duftet hier von lieblichen Sternen nicht
Der Blumen-Aether? Siehe, wie schimmern dort
Die Beet' in Flammen! Wie die Rose
Leuchtende Stralen aus ihrem Kelche

Aufhauchet! Neu von Liebe belebet schwillt
Der Pflanzen Busen. Neigen sie zitternd nicht
Sich zu einander? Ihre Augen
Glänzen, gebadet in Silberthaue.

Mit tausend Farben pranget die Schöpfung hier! —
Dort drängt der Schnee zur Krone des Halmes sich;
Hier schleicht am Boden er; es windet
Leise die Blume vom Mutterschooß sich

In Purpurwindeln. Mancherlei Edelstein,
Verstreut im Grase, spielet umher. Der Mohn
Erhebt sein wankend Haupt; die Beete
Schimmern, umwunden mit dunkelm Grüne.

Aus holem Felsen quillet die Nymphe dort,
Rein wie Aurora. Sieh' wie empor sie hüpft
Im Becken hier, und niederstürzend
Sprenget sie Lichter in tausend Farben.

Und horcht der Baum nicht? Siehe, wie neiget er
Sich zu dem Sänger. Sah ich nicht säuselnd oft
  Das Laub sich kräuseln? Zweig am Zweige
    Bogen sich über und sprachen leise.

Der Dichter, Er, ein heiliger Orpheus fühlt
Mit Bäum' und Blüthen, lauschet der Muse Wink
  In Allem, und vernimmt die Stimmen
    Lispelnder Blätter im Abendregen,

Und schaut Lyäus fröhliches Hochzeitfest
In Hymens Garten, sieht wie die Rebe sich
  Dem Ulm anschlinget, wie jungfräulich
    Blumen sich öffnen dem Hauch der Liebe.

O welche laue, liebliche Luft umweht
Mich hier! Es bringen säuselnde Winde mir
  Den süßen Schlaf, und frohe Träume
    Gaukeln um mich im Geräusch der Blätter.

Dort athmet Kühle, liebliche Kühle, wenn
Der Sommer glühet. Unter den hangenden,
  Des Phöbus Pfeilen undurchdringbarn
    Hainen erscheint mir am Tage Luna.

Nein! Cydnus Wiesen, Antiums holder Hain
Das kühle Tuskulum und das heilige
  Präneste, Tiburs Quellenthale,
    Samt den Gefilden der Hesperiden,

Ich tausche sie um diese Gefilde nicht.
Nicht Phöbus Flur, das Tempe Thessaliens,
  Noch jenen Schwesterhain am Padus,
    Heilig umschattend des Bruders Grabmahl.

Der goldene Ring des Plato.

Was nützt dem Thier im Kothe der goldne Ring
In seiner Nase? Auf, o Trebatius,
Gebrauchen laß uns unsres Geistes,
Laß uns genießen der Himmelsgabe!

Dahingestreckt am Boden Chaonische
Eicheln verzehren, oder mit schnödem Geiz
Sie sammlen; in der Circe Ställen,
Sich in dem Pful der Begierde wälzen,

Geziemt das Menschen? Aether genießen wir,
Wir athmen Aether! Sie, die vom Himmel stammt,
Der Gottheit Stral, die Menschenseele,
Sie, des Unendlichen, Ungemeßnen

Umfasserinn, sie strebt zu dem Lichtkreis' auf,
Aus dem sie nieder in ein Gebilde floß.
Mit angebohrnen, ewgen Schwingen
Tritt sie den nie ihr gereunden Flug an

Zum Strom der Gottheit, der die Natur umfließt,
Der alle Wesen tränket mit Feuerstral
Und Leben. Tausend Lichtgestalten
Spähet sie auf, und erjagt sich Formen

Und kehrt mit Allem Aussen-Erspäheten
Zurück in sich, und fasset und ordnet es
In heitrer Stille. Was gestaltlos
Oder Gestalt ist, erkennt und weiß sie.

Und weiß, (o hohes Wunder!) daß sie es weiß
Ihr Wissen weiß sie, schauet zurück in sich,
Und vorwärts, gehet um sich selber,
Misset und senkt sich in eigne Tiefen.

Du goldner Ring des Plato, der Alles faßt,
Der Alles ordnet, ordnet zum eignen Selbst,
Du Janusantlitz, das hineinwärts
In sich und vor- und zurückwärts schauet,

Aus Ungewissem sich das Gewisse schafft,
Sich Licht aus Dunkel rufet, o heilge Kraft,
Die aus Vergangenem das Jetzt sich
Bildet und greift in die fernste Zukunft.

Die Nachtigall.

Wer begabete mich mit dieser Stimme?
Flößte meiner Kehle den süßen Hauch ein?
Bildete mir zur Harfe den Hals? Ihr Schwestern,
Mich, die ein Nichts war,

Sagt, Gespielinnen, welch ein Gärtner setzte
Uns in diesen grünenden Hain? und sprach uns
Sanftgebietend: „fröhliche Kinder, werdet
Stimme des Haines.“

Unsere Liebe du, du Unbekannter,
Der aus Strömen des Lichts, des Wohllauts Strömen
Uns die Stimme der Brust und diesen Fluren
Genius-Glanz gab,

Dein ist diese Stimme; der Laut der Schöpfung! —
Und ich säume zu singen? Weicht, ihr Sorgen,
Schaam und Furcht. Ihr Säumungen, eilt, o eilet,
Daß ich ein Opfer,

Ganz ein kleines Opfer der Liebe werde,
Dem, der mich in die kleine Brust gesenkt hat.
Werde Stimme mein Herz, und Du mein Athem
Athem der Liebe.

Die Menschenseele.

Was ich empfinde? Welche Lust
Meine Sinne durchströmet?
Ist es Honig der Blumen, die
Keine Flora gekannt hat?
Träufelte mein Geliebter mir
Sie aus rosigen Wolken?
Räuberisch-kühn erfaßt mein Herz
Seiner Liebe Geschenke.

Wo, o Geliebter, flohst du hin,
Der dies Tempe der Schöpfung
Pflanzte? pflanzte für uns und floh —
Weilst du hinter den Büschen?
Deine Geliebte rufet dich,
Deine Dienerinn ruft Dich.

Komm', o Geliebter! Wessen ist
Diese Schöpfung im Herzen?
Pflanzetest, wartest du nicht selbst
Meinen inneren Garten?
Früchte des Dankes bringt er dir,
Blumen zärtlicher Ahnung.

Schöpfer, ein kleines Thongefäß
Bebt und nennet dich freudig
Seinen Schöpfer; erfüll' es ganz,
Ganz mit süßestem Weihrauch.
Soll ich ihn lieben nicht, der mich,
Eh ich wurde, geliebt hat?

Der Sternenhimmel.

Was weilen wir hienieden? Den Berg hinauf,
O Jüngling, mit mir! Frühlinges Lüfte wehn.
Der Himmel heitert sich. Wohlauf denn,
Auf in die Lüfte des heitern Himmels!

Mein Pegasus mit schallendem Hufe schlägt
Den Boden. Laß den gläsernen Atlas hier,
Bei Archimedes Cirkeln; droben,
Droben zu schauen des Himmels Kreise.

Urania wird unsere Führerinn! : :
Der Wagen hebt sich. Siehe, da stehen sie,
Die Kriegesschaaren! Sieh' die Felder
Oede, zertreten — o welche Wüste!

Hier wehen Adler; Lilien blinken dort,
Dort brüllen Löwen *). Heere zu Land und Meer
Verfolgen sich. Du armer Erdball,
Also zerrüttet! — Und uns ein Punkt jetzt.

Uns heben Lüfte höher und höher in
Anmuth'gem Ungestüme. Dort unter uns
Glühn Donnerwolken. Sieh, die Blitze
Funkeln darnieder. Wir sind im Aether.

O Mond, wie herrlich leuchtet dein Antlitz hier!
Von Phöbus Stralen läuterte Cynthia
Die schönsten sich. — Dort stralt die Pforte
Phöbus; hinweg von der goldnen Flamme! —

*) Fahnen der damaligen Kriegsheere.

Und sieh', dort glänzt der fröhliche Morgenstern!
Dort drohet Mars mit röthlichem, dunklem Blick.
Hier leuchtet Jupiter mit seinen
Monden, Saturn mit dem hellen Ringe.

Hinausgeschiffet über der Sonne Kreis,
Im Ocean unzählicher Sterne schwebt
Das Schiff der Muse. Welche Töne
Klingen um uns! Wie die Symphonie steigt!

Von jeder Sonne, jeglichem Stern' erklang
Ein ungehörter, himmlischer Silberton!
Die Pole klingen, Sonnen tönen;
Alles ein Chor, ein Gesang der Welten!

O heiliger Wahnsinn! Hör' ich ätherischer
Musen Gesänge? Bilder der Sterne, seyd
Ihr Musen? Sieh' den Schwan! er schwimmet
Ewig im Strome der blauen Fluten,

Und singt sich selber ewig ein Sterbelied.
Des Orpheus Leier schwimmend in Hebrus Strom
Zieht an sich Sterne. Schau Orion
Prächtiggegürtet, er hebt zum Tanze

Den Fuß; und Cepheus, Cassiopea dort,
Andromeda, und Perseus und Boot,
Der Jäger; sieh' den Bär dort wandeln!
Höher hinauf, und wir sind am Weltpol.

Nein! weiter, weiter waget die Muse nicht,
Allein die Tugend waget den höhern Flug.
Jetzt schau' umher, und sieh' vom hohen
Gipfel die Salischen heil'gen Tänze

Des ungemeßnen Weltentheaters. Schön,
O schön bist du, du weite verschloßne Burg!
Du glänzendgoldne Himmelsbühne
Singender Chöre, wie bist du herrlich

Von außen! Drinnen, o wie so schöner einst!
Mein Vaterland! : : Doch wende den Wagen sanft
Zurück, o Muse. Dort am Erdball
Soll ich erwarten der Zukunft Freuden,

Und auf ihm sterben. Neiget der Wagen nicht
Sich leise nieder? Sinken, wir sinken, Freund,
Und sind am Boden. Laß uns Kränze
Heiligen Dankes der Muse flechten.

Zweites Buch.

Die ernste und fröhliche Dichtkunst.

Wollt' ich, könnt' ich es auch. Immer die Leier mir
Kränzen mit des Gesangs süßester Rose, könnt'
Ihre lindesten Saiten
Nur berühren; ich mag es nicht

Immer. Hoher Gesang wechsle mit zartem Ton.
Diesen linderen heb' itzo der stärkre Griff:
Denn die Muse des Wohllauts
Liebt den wechselnden Reigentanz.

Süß ist eigene Art; wie auch die meinige.
Auch mein Flakkus gefiel in der Verändrung sich;
Kein Lucilius raubte
Seine holde Natur Ihr selbst.

Selbst kein Pindar. Er sang, o wie verschieden sang
Mein Appulier einst! Nüchtern und trunken, sanft
Und erhaben. Er weinet
Jetzt um seinen Quintilius,

Jetzt beim fröhlichen Wein rufet er: „Evoe!
Vater Bacchus, ich glüh'! Bacchus, ich glüh' von Dir!
Deine Tiger erscheinen,
Die Mänaden umjauchzen dich!"

Jetzt in Orphischem Ton ziehet er Fels und Hain,
Ström' und Thiere zu sich; tändelnder jetzt und sanfte=
Hingestrecket im Rasen
Singt er Ruhe, nachläßig=schön.

Lügt zum Schwane sich jetzt, jetzo zum Jünglinge,
Jetzt zum Zeno sich um, jetzo zum Epikur —
Dir, aonischer Proteus,
Folgend, möcht' ich o süß wie du

Fehlen! Möchte so süß wechseln im Saitenspiel
Meine Griffe; der Neid säh' es, Verzweiflungsvoll
Nachzuahmen die leichte
Wie die hohe Veränderung.

Sang ich frohen Gemüths schmelzende Freuden jetzt,
Und mich Phöbus ergreift — o der Begeisterung!
Nein! ich kann sie nicht halten
Mir im Busen, die mächtge Glut.

Schone meiner, o Gott! Schone des Schmachtenden!
Athme sanfter mich an: denn meine Hand ersinkt
Aufzuheben die schwere
Pfunde, die du da vor mich legst.

Manche fährliche Höh' bin ich hinaufgeklimmt;
Manche Tiefe vor mir sah' ich und schwindelte
Bebend. — Wiedergegeben
Meinem Boden, wie lechz' ich hier!

Der dreifache Seufzer der Monarchie.

(Zu erlangen, zu erhalten und zu verlieren *).

Wenn unser Herz mit Gottes Geschick vergnügt
In Glück und Unglück Beide mit Einem Muth
Zu tragen wüßte; wie so selig
Würden die Menschen auf Erden leben!

Dahingerissen von der Begierde Macht,
Sich nichts versagend, Alles mit Ungestüm
Anstrebend, Alles wagend, Alles —
O wie zerreißen das Herz des Menschen

Die Furien! Wo enden die Seufzer, wo?
Zu haben? Ach, wir wünschen uns Alles, stets
In Furcht, es zu verlieren, immer
Drückend die Beute, sie zu behalten.

Nach Allem strebt der Sterbliche. Höchstes war
Ihm nie zu hoch, und kennet (ein arm Geschöpf,)
Des Schicksals Maas nicht, daß die Urne
Immer sich wälzet und Nichts bestehet.

Wie Pfeile fliegen unsere Wünsche, jetzt
Voran, vorüber, wieder im Rücken uns;
Der Schütze schießt und liegt von eignen
Brennenden Pfeilen, wie tief verwundet!

---

*) Quid est Monarchia, nisi triplex suspirium, obtinendi, retinendi, amittendi? Diese politische Sentenz stand an der Decke eines Kurfürstlichen Zimmers geschrieben.

Im Nederlande konnte ja Xerres still
Regieren; und der hungrige Löwe griff
Nach Mehrerem, als Er verschlingen,
Als Er im Glücke verdauen konnte.

Hin übern Pontus, über Thermopylä
Durchbrach den Athos Er, ein Unsinniger;
Der Thor bepflasterte die Fluthen,
Hüpfend auf ihnen, ein toller Knabe.

Der alle Ströme wollte mit Einem Zug'
Ausleeren, kehrte Flotten- und Siegberaubt
Zurück. Die Peitsche, die das Weltmeer
Geißelte, war in die Fluth gesunken.

Und Jener, den der stolze Bucephal trug —
Des Vaters Reiche waren ihm viel zu klein;
Zur Sonnengränz' hinaus, der Länder
Ufer hinüber, erjagt' ein Reich Er.

Schon waren Baktra, Susa, Persepolis
Vereint dem Indus; als er die andre Welt
In Schiffen suchte. Da erseufzte
Thetis, es brüllte der Ocean auf,

Und lauter brüllt dem Wagenden seine Brust:
Denn keinen Theil der Erde, das Ganze will
Der Räuber, will hinauf zu Sternen —
Siehe, da liegt er im engen Grabe.

Im Tode nur ermattet die Habbegier;
Je mehr sie trinkt, je schärfer entflammt der Durst,
Bis Thanatos mit seinem Tranke
Kühlet dem Lechzenden Glut und Flamme.

Da stirbt dann Crösus, (glaub' ich,) dem Irus gleich,
Und Crösus möchte lieber ein Irus seyn. —
Deckt uns der Himmel und ein wenig
Erde; was halfen uns Ehrenmähler,

Pompejus, Cäsar, als ihr darniederlagt?
O bittersüßer Taumel der Ehrbegier!
Du Krone, die von Sorgen blinket,
Triefest du Aloe, oder Honig?

Thal und Höhe.

Wenn das Glück dich zu Berges Höh' hinauf ruft;
Laß dein stilles Gemüth im Thal zurücke.
Sicher wohnet es sich auf schöner Ebne
Sichrer im Thale.

Mancher streute mit ach! wie leerem Wurfe
Ins Gefilde der Lust der Mühe Saaten;
Statt der goldenen Ehren-Ernte wuchs ihm
Schmähliche Reue.

Nicht dem Gipfel der Berge traut der Landmann
Seine Saaten; er trauet sie der Ebne.
Und auch Ehre gedeiht nicht auf dem höchsten
Felsigen Gipfel.

Die alten Münzen.

Die Römermünze, die man in Grüften fand,
Das Griechen-Geldstück, das in der Trümmer dumpf
Aufklang, gefället dir; es freu'n dich
Alte Tyrannen, vom Rost benaget.

„So, sprichst du, wandte Nero den Flammenblick!
An diesen Zügen kennet man Hadrian
Und Titus. Jener Ochs mit Hörnern
Zeigt Julian und das Beil den Phocas."

Wie prächtig steht dem Golde die wilde Pracht,
Dem Herrscher-Antlitz drohend hinzugeprägt!
Der rostge Lorbeer und der Adler
Ueber dem Stabe dem Weltbezwinger.

Vier Roße lenket Nerva, der Sieger, hier.
Der Triumphator sitzet und höret stolz
Des Volkes Freudenspott. Der Dacer
Gehet gefangen einher und traurig. —

So sah ich neulich, edler Brevanus, viel
Der Bilder mit dir; aber bei allen hört'
Ich Dich nur, Dich! Des alten Cato
Und des Boethius weise Rede

Erklang aus Deinem Munde. Der Fabier
Und Gracchen Tugend wohnet in Deiner Brust,
Die uns des ganzen Alterthumes
Heiliger Tempel und Weisheitschatz ist.

Ein Römer trittst du in den Senat und sprichst,
Als hörten dich die Götter des Vaterlands.
Des Thrasea und Skaurus Antlitz
Zeigest du uns im lebendgen Bilde,

Auf dem mit Anmuth Güte des Herzens glänzt,
Und Redlichkeit und vester erhabner Muth.
Mit Phöbus Pfeilen theilt Dein Auge
Wolken, und sieht in die heitre Zukunft.

Mahlerei und Dichtkunst.

1.

Als ein gutes Geschick jüngst zween Belgische Mahler
Zu uns führete; Einer ein Zeuxis,
Der die Vögel betrog mit duftenden Blumen und Früchten;
Ein Parrhasius selber der Andre,
Der den Zeuxis betrog. So mächtig rief er Gestalten
In das Leben; es hauchte die Leinwand
Warmen Athem; du glaubtest, den Mann zu sehen, er sprach dir
Worte, nur nicht dem Ohre vernehmbar.
Traurend sah' ich die Werke, die ihnen die Schwester der Dichtkunst,
(Sie, die mit Schatten dichtet und Farben,)
So vollkommen geschenkt; und sprach, im Stillen beschämet:
„Mahlest Du mit der Leier, wie Diese?"
Seufzend ergriff ich die Leier und vor'm Altare des Phöbus
Weiht' ich ihm Thränen und Bitten und Wünsche. —
Siehe; da ging an der helleren Wand ein goldener Griffel
Vor und zeichnete. Wie sich die Töne
Aenderten meines Gesangs, so wandte der goldene Pfeil sich,
Aenderte schnell die Gestalt und den Umriß.
Also bewegt die lebendige Nadel zum winkenden Pol sich;
Also bewegt sich im Lichte der Schatten —
Und dem Staunenden stand Apollo vor Augen. Der goldne
Köcher erklang und die goldne Harfe.
Freundlich sprach er zu mir: „Du wünschtest Farben zu mischen;
Und verkennest die Kraft des Gesanges?
Mahlet die Dichtkunst nicht? und gräbt sie tiefere Züge,
Holde Züge nicht ein in die Herzen?
Daß in Worten sie leben, und wiederkommen dem Auge,

Und in Gedanken Dir vor der Stirn stehn?
Auf! verbanne die Furcht! Dich soll ein Wunder begleiten;
Mahl' in Tönen, und Jene Gestaltung
Wird dir folgen. (Er wies auf die Wand.) Zum ersten Versuche
Wähl' ein niedres, verworfenes Bild dir."
Und Apollo verschwand. Sein Wort erfüllt' den Dichter,
Der „auch ich bin ein Mahler!" ihm nachrief.

2.

2.

Bald verbreitete dann, (ich glaub' auf Cynthius Antrieb)
Durch alle Straßen sich der Ruf,
Daß ein neuer Mahler erschienen; er mahle mit Tönen
Ersichtliche Gestalten. — Schnell
Flogen zu mir die Ersten der Stadt; es wünscheten Männer
Und Weiber, schön gemahlt zu seyn
Durch die Kunst des Gesangs. In Reihen saßen sie um mich;
Und ich, in ihrer Mitte, sprach:
„Mahlen kann ich nicht anders, als wie der Gott mir gebietet!"
Und schlug beherzt mein Saitenspiel.
Siehe, da ging der Griffel hervor! Der goldene Griffel
Bewegte mit den Tönen sich
An der bestrahleten Wand: sie glänzt' in himmlischem Lichte. —
Betroffen saß die Menge da.
„Bebt nicht! sprach ich, es ist Apollo's Pfeil, der erscheinet!
Sein glänzendes, sein himmlisch Licht. —
Welche verworfne Gestalt soll ich, o Göttlicher, mahlen?"
„Den Schmeichler!" Und es trübte sich
Schnell die verklärete Wand. Ich sang:

Auf! und erscheine, Gestalt!
Zwar weiß sie am Abende nicht,
Wie sie am Morgen erscheint.
Sie bildet nach lebenden Spiegeln sich,
Keine Stunde sich gleich.
Erscheine, Proteus, der du jetzt
Fuchs und Wolf,
Lamm und Schwein,
Und endlich gar ein Vogel bist.

Und es erschien ein Gesicht; im Nu enthüllten die Züge
Den Fuchs und Wolf, das Lamm und Schwein;
Endlich ward es ein Aas- und umwitternder Vogel. Die Leier
Sang fort mit zauberischem Ton:

Aber verstelle dich nur!
In jeder häßlichen Truggestalt
Fehlet dir immer Eins —
Die offne freie Stirn.

Und sie schwärzete sich mit scheußlichen Schatten. Die Stimme
Sang fort:

Und dein verrätherischer Blick
Glüht wie die Fackel der Nacht.
Unstät immer; er schaut
Nach jedem Winke mit Unruh,
Oder mit gierigem Geiz;
Schielt, erblindet mitten am Tage,
Lauret, horchet jeglichem Ton,
Jeglichem Husten des Herrn.
Aber vor allen hat das Antlitz eine Nase;
Eine Nase, sie riecht
In die Küche nicht nur; sie unterscheidet
Tausend Gerüche des Herrn
Im heimlichen Gemach.

Spottend entschlüpft der Leier das Wort und der spottende Griffel
Zog hie- und dahin lächerlich
Jetzt die blitzenden, jetzt die schielend-blinzenden Augen.
Zu Midas-Ohren hoben sich
Fein-beweglich empor die laurenden, lauschenden Späher,
Bis endlich da die Nase stand
Allen Gelächter und Spott! — Die zürnende Leier ertönte:

Seht das grinsende Antlitz!
So lachets, wenn der Geschmeichelte
Kaum den Rücken gewandt.
Die Midas-Ohren
Wachsen ihm jubelnd empor;
Ausrecket er die Zunge,
Wie im glühenden Sommer
Der Apulische Hund.

Und die Ohren hüpften vor Freude; die schändliche Zunge
Erschien : : O Fürsten, liebet ihr
Solche Gestalt? Ihr reiche, gewaltige Herren der Erde,
Ihr Schmeichelsüchtige, liebet ihr
Solche Gestalt? — Mein schauender Kreis schlug nieder die Augen,
Und mancher fühlte sich verwirrt,
Wenn er in Zügen des häßlichen Antlitzes eigene Züge
Mit stummer Schaam und Abscheu sah.
Lange weilte das Bild; doch wenn es in ewigen Farben,
Gemahlet von Apollo's Hand,
Noch an der Mauer stünd' und das Haus ergriffen die Flammen;
Ich rettete es wahrlich nicht.

3.

Einen höheren Ruhm als Protogenes Ruhm und Apelles
Hat Apollo beschieden dem Dichter,
Der die Falte nicht nur des Gesichts, der Falten der Seele
Mahlet, und dringt in das innerste Herz uns.
Reiche mir, Vater Apoll, noch einmal die Leier, damit ich
Nicht das Cadaver allein des Schmeichlers,
Daß ich sein Inneres zeichne. Er hat eine doppelte Seele,
Laster und Trug. Sobald du den Lobspruch
Von ihm duldetest, spinnet er dir das dickeste Schiffseil
Deiner Fehler zu Fäden der Spinne,
Glättet dir aus mit dem leichtesten Bimstein deine Gebrechen,
Reibet sie dir mit dem lindesten Wort ab.
Aber ein höherer Klang ertönt von deinem Verdienste,
Jedes „Geruhen" ist des Triumphs werth.
Und verschlucketest du an Einem Abende sieben
Wittwen und Waisen; die fräßige Milve
Preiset den Geier in dir, deß mächtige Klaue des Adlers,
Jupiters Flammenadelers werth ist.
Dienst du dem Reiche der Venus; warum soll Eine der Blumen
(Blühet sie doch dazu!) dir versagt seyn?
Mutter und Tochter genießen — was liegt daran? Du genießest
Eben so wohl die Henn' und das Küchlein.
Bist du kleiner Gestalt; er wird dir vor Augen zum Zwerge;
Bist du größer; so wächst ihm der Absatz.
Lachst du; lachet er mehr. Du weinst; er zerfliesset in Thränen;
Wasser- und Schwindsucht theilet er mit dir,
Und trägt zärtliche Sorg' im Kleinsten um deine Gesundheit,
Daß dir die Speichelschaale nicht mangle,
Daß in dem goldnen Becher kein Tröpfchen Giftes gemischt sei,
Oder aus Mattigkeit Appetit dir

Fehle. Der unverdaute Fasan sitzt dir in dem Magen;
Dein Podalirius mischt dir ein Pulver
Zur Verdauung dafür. Er springt in Feuer und Ströme,
Wenn es dem gütigen Herren an Schlaf fehlt;
Schimpft die Parzen, bedroht sie mit Prügeln, wenn du nicht plötzlich
Wiedergenesest; „Er hänge sich selber!"
Gehst du etwa ins Bad; er gelobt dem Gotte des Meeres,
Stiere, wenn du erhalten zurückkehrst.
Glaub' ihm nun, was er sagt, so hat er was er begehrte,
Daß er hinter dem Rücken dich auslacht,
Und nach geleertem Faße so schnell verschwindet, wie neulich
Jener Stern der Cassiopea —
Dies, mein Corydon, ist der Schwarze, wenn er dir weiß scheint;
Noch Scheuwürdiger ist er im Zorne,
Wenn er die Ohren dir fest anpacket und hundert Gerüchte
Aus den Strassen und Gassen hineinbläs't,
Wahres und Falsches mischet, dem Angehörten hinzulügt —
Unerträglicher endlich in Hoffnung,
Wo er den Nebenbuhler befürchtet. Da spület den Mund er
Sich mit Salz und artigen Reden.
Daß er dem Feinde so grimmiger schade, lobt und entschuldigt
Er, den Er zu stürzen gedenket,
Schießt vom güldenen Bogen den Pfeil, der gerad' an das Herz trifft,
Und verschlucket die Worte mit Seufzen,
Schämt sich, es thut ihm leid, er murmelt zwischen den Zähnen,
Läßt sich zweimal fragen und dreimal —
„Schweige," gebot Apoll, die beredteste Leier ermüdet
Diesem häßlichen, schändlichen Bilde.
Mehreres füg' hinzu, wer selbst den Schmeichler erlernt hat;
Er vollende das Bild mit ihm selber.

Dreifache Trunkenheit des Ohres.

Unser durstendes Ohr trinket die Rede, wie
Unser lechzende Gaum Wasser der Quelle trinkt;
Nur von welchem Gewässer,
Und von wem es sie trinke? Dies

Dies entscheidet, o Freund. Rein und erquickend strömt
Wahrheit, wer sie vom Quell, wer sie sich selber schöpft;
Aber viele Kanäle
Durchgeflossen, am Markte jetzt

Ein Stadtkundiger Born, wo in versäuerten
Krügen jegliche Hand Sümpfe zu Sümpfen schöpft,
Und durch Strassen und Gassen
Ausposaunet: „wer trinken will,

„Kaufe! Zeitungen, neu=neueste Neuigkeit,
„Staatsentschlüsse, Gewinn, Schlachten, Erobrung, Sieg!"
— Wie der Hund aus dem Nilstrom
Koste solche Gewässer, Freund.

Einen süßeren Trank, einen gefährlichern
Beut die Liebe dem Ohr; o wie erhaschet es
Jedes Flüstern der Lippe,
Jedes leiser=erstohlne Wort

Des Geliebten! Wie Gift strömet die Adern durch
Der bezaubernde Trank; Busen und Herz erhüpft
Am Altare der Cypris,
Am Altar Berecynthiens.

Ach da sorgest du nicht, was dir der Trank gewährt?
Welchem Quell er entfloß? wenn ihn ein lieblicher
Kuß des Mundes, ein Becher
Rings von Rosen umduftet, reicht.

Doch den schändlichen Trank aller Getränke schlürft
Aus dem Stygischen Pfuhl, wer der Verleumdung Wort
Von besudelten Lippen
Saugt, ein Athem der Hölle selbst.

Und ihn sangen so gern Fürsten und Mächtige!
Wen nicht Bacchus ertränkt, schlürfet ein trübes Naß
Aus dem Munde des Schmeichlers,
Des belügenden Höflinges.

Immer durstiger wird, immer begehrender
Das belogene Ohr. Trunken und trunkener
Lechzet nach dem getretnen
Trank die Seele mit Todesdurst.

Fürsten, kostetet ihr edlen Falerner, wenn
Euer Sklave den Bart in ihm gesäubert hat?
Und ihr trinket den Geifer
Seiner Lippe, das eckle Naß?

Reichthum.

Prale nicht, o Nigrin. Des Goldes Schätze
Sind nur leichtere Glückesgaben. Reichthum
Mag, wenn du es so willst, dich glücklich machen;
Aber nicht selig.

Was der Pöbel erwählt, kann nicht das höchste
Gut seyn. Ehren und Macht und Gold und Wohllust,
Wer in Strömen sie hat, er lechzt im Strome
Immer noch durstend.

Sieh', dort schwimmet im Meer des Berges Schatten;
Ists der Berg? Es umflattern dieses Gold hier,
Jene Würde, der Freude Schatten viele;
Sind es auch Freuden?

Willst du sicherer froh seyn, lös', o löse
Auf, Gefangener, dir der Sorge Fesseln.
Macht dich glücklicher, was dich scheu und zitternd,
Eitel und hart macht?

Bei dem Brustbilde des M. T. Cicero.

Ein undankbarer Wüterich, ein Barbar
Mehr als der Lictor, der dir das Haupt entriß,
O Marcus Tullius, war Jener,
Der es dem Lictor zu thun erlaubte,

Octavianus. — Hätte den goldnen Stuhl
Er je besessen in der gewalt'gen Stadt,
Die über alle Welt das Haupt hob,
Mächtiger Consul, wenn deine Rede

Ihm nicht hinaufhalf? — Dennoch, o feigester
Verrath! Als jener Sklave Volumniens,
Gestützt auf Meuchelmörderwaffen,
Dich des Popilius Sklavenschwerte

Gebot zu morden; reichte der mächtige
Günstling der Römer Octavianus dir
Die Hand zur Hülfe? Wehrt' er dankbar
Seinem Beschützer den blut'gen Streich ab?

Mit Wohlgefallen opfert' er seinen Freund,
Des Vaterlandes Vater, der Herrschsucht auf,
Und sah mit ungetrübtem Blicke,
Göttliches Haupt, an des Marktes Rostren

Dich hangen. Also lohnen Philippische
Siegesreden. Also lohnet den alten Freund
Des Glückes Günstling, wenn sein Haupt ihm,
Wie seine Zunge, den Weg zum Thron bahnt.

Verschlossenheit.

Also ist es der Tugenden
Größte, daß du dich selbst in dir verbergen kannst!
Wie Lichtscheuend der Maulwurf, wie
Das Kaninchen sich tief unter die Erde gräbt. —
O du zweiter Oranien,
Der des Schiffes im Meer, der des Gefieders Weg
In den Lüften, der Schlange Weg
Unterm Felsen, so weit, in unerspählichen
Geistesgängen zurücke läßt!
Dessen Phidias-Werk niemand auch ahnen kann! = =
Seltne Tugend! ein Laster fast! =
Auf denn, schnüre den Schlauch deiner Gedanken vest,
Daß kein Tropfe daraus entkommt:
Denn der kleineste Riß leeret das ganze Faß.
Auf! ummaure den Busen dir,
Daß kein Mäuschen den Weg find' in die Eisenburg. —
Aber wisse, des Redlichen
Offnes, reines Gemüth kennet die Riegel nicht,
Nicht die Mauren. Ein freier Markt,
Stehts dem Könige da, wie dem geringsten Mann,
Auch in Mitte der Laurenden.

Gegen die falschen Staatskünstler.

Ich hasse die Zweizüngelnden, die um Gold
Wie Glas zerbrechen ihre gegebne Treu.
Verabscheu' ihn, der Gott nicht scheuet,
Den ein gegebnes Wort nicht bindet!

Dein Rath im Rath des Königes sey gerecht,
Nicht mit Schattierung täuschender List geschmückt
Und nicht vom Eigennutz gesäuget,
Der an den Brüsten der Armuth selbst saugt.

Des Charons Angel, goldne Geschenke, wirf
Hinweg; verschmäh' die Stücke von rothem Blech,
Und wenn ein Prachtgefäß sich anbeut,
Sage: „mich durstet es nicht nach Golde.“

Wer Schmeichel-Gold verachtet, wer über Gold
Erhaben ist, sieht Alles zu Füßen sich;
Und glänzt in eignem Glanz, wie Morus
Dort an Britanniens Hofe glänzte.

Gestellet auf den Gipfel der Ehre war
Er größer durch die Würde, die Er sich gab,
Regierend Sich, wie den Tyrannen;
List und Gewalt, weder Furcht noch Liebe

Entfernten von der Regel des Rechts ihn nie
Ein Haarbreit! Eher wäre die Sonne selbst
Aus ihrer Bahn gewichen, mit zer-
Brochener Axe des hellen Wagens.

O blüht' in unsern Zeiten ein solcher Baum!
Des Reiches Apfel flöge, dem Spielball gleich,
Nicht hie- und dorthin durch die Lüfte,
Wie ihn die Hände der Spieler schlagen.

Kein Knabenzwist des Ranges verewigte
Des Reichs Verwirrung, Händel und Raubbegier;
Der langverbannte Friede kehrte
Jauchzend zurück in der Deutschen Grenze,

Und Jeder lebt' im Schatten des eignen Baums
Ein sichres Leben. Aber das stolze Heer
Der Kämmerlinge raubt dies Glück uns,
Machiavelle des Orkus graben,

Kaninchen graben unter dem Boden sie. —
Gefärbte Weisheit handelt und täuscht und trügt
Um schnöden Vortheil. Füchse schleichen
Unter des Löwen Gewand', und mancher

Ahitophel veradelicht sein Geschlecht
Durch niedre Listen. Aber die Larve sinkt;
Die Sonne bricht hervor durch alle
Täuschende Nebel. Da fällt der Gyps ab

Von buntgemahlten Wänden. Das nackte Haus
Steht scheußlich da. Sie zittern am Tagesstral
Die Eulen: Denn die Mittagssonne
Leuchtet am Himmel, und sie erblinden.

An den Staatsköcher treuloser Politik.

Du, der Bosheit und List
In sich verbirgt,
Gräulicher Köcher Du,

Fahr' hinunter zum Styx,
Wenn du dich gleich
Weisheit des Staates nennst.

Wer den Köcher erfand,
War er Sarmat,
Oder Ausonier;

Aus Tisiphonens Hand
Nahm er den Stahl
Und das Gefiederholz.

Zwar du glänzest in Gold,
Prächtiger Schrein,
Rosen umgürten dich;

Doch von außen allein;
Drinnen zernagt
Fäule dein Bleigeschoß,

Das zum Ziele nicht trifft.
Himmelan reicht
Nie ein Tiberius.

Die Römerbilder.

Entrissen Euch, ihr Freunde, begeistert mich
Der Gott. Mir pocht der Busen, und höher hebt
Das Haupthaar sich, und meine Glieder
Beben, da Phöbus-Apollo selbst mir

Der Römer Bilder zeiget. Da stehest du,
O Brutus, der das strafende Beil erfand;
Dort Ankus; Numa, den zum Stifter
Heiliger Sitten die Nymphe weihte.

Hier steht der Zaudrer Fabius, dort Camill
Der Rasche; Beide zähmeten selbst den Neid
Durch edle Thaten. Du von großem
Stamme gebohrner, du Retter Roma's,

Der aus Ruinen schnell sie zum Glanz' erhob,
Des Siegers Sieger, Hannibals Hannibal,
O tritt mit deinem Heldenantlitz,
Scipio, weiter hervor; du warests,

Als über Alpen, (die er mit Eßig riß,)
Und Schnee und Wolken, Jener, der Schielende,
Sein Afrikaner-Heer dahingoß,
Brausend, daß vor ihm Europa bebte;

Du warests, der den blut'gen Sanger zwang
Hinauszuspein die Beute; so ward der Streit,
Der zwischen Puniern und Römern
Lange schon hatte die Welt verheeret,

Durch dich entschieden. Was du entschieden, gab
Ein Schwiegersohn und Vater dem Schicksal Preis.
Um einen Eselsschatten zankten
Beide, die Knaben! Und Rom erlag sich,

Sich selbst. — O wie erscheinest du heiter mir,
Augustus! Friedlich-glücklicher Lorbeer kränzt
Die Schläfe dir. Nie hat das Schicksal
Einen der Lieblinge, wie es dir that,

Mit starken Flügeln mütterlich-sanft beschützt.
Was Wuth und Frevel lange mit Bürgerblut
Erworben und Tyrannen säten,
Ernteteſt du, die Gewalt, den Reichthum,

Nur nicht den Namen eines Tyrannen. — Der,
Dahinter dir, der listige Dieb der Welt,
Der seinen Trojern Macht und Rechte,
Ihnen vom Haupte die Freiheit weglog,

Und einen Kappzaum höflich anscherzete,
Tiberius, zweizüngig, ein doppeltes
Gemüth und Antlitz; sieh, der Erbe
Octavians und des Weltalls Erbe,

Das Füchslein lauscht' in Caprea's Hölen einst,
Ein furchtsam weicher, und ein unglücklicher
Tyrann. — O welche Ungeheuer
Nährtest, Italien, du dem Throne,

Soldaten-Ungeheuer! Kaligula
Im Krieg' erzogen, wechselte bald das Schwert
Mit Messern, Becher mit dem Helme,
Seiner Geburt und des Taglichts unwerth.

Was weil' ich länger unter abscheulichen,
Verworfnen Schatten? Treibe sie fort, Merkur,
Hinab zum Orkus. Eilt ihr Larven,
Viehische Larven, hinab zur Hölle.

Du Claudius, der sich und die Bürger trog,
Wahnsinnig-grausam. Schändlicher Galba du,
Blutschänder Flavius, du weicher
Otho, du üppiger Caracalla.

War Maximin dein Kaiser, o Rom? Er war
Dein Lictor. Sieh' den fetten Vitellius,
Den Commodus in Wein ertrunken,
Heliogabalus, seines Bauches

Geweihten Priester! = = Mörder der Mutter, halt
Du Brudermörder, Nero! — Er zittert blaß
Hinweg; wie seine Schwefelfackeln
Bleich, ein entehrter feiger Gaukler.

Ihr Messalinen, Livia, Julia,
Ihr art'gen Mütter zierlicher Töchter, zählt
Erzählt uns eure Bulereien;
Unter den Trümmern des Palatinus

O welche Schaar der schwärzesten Lüste liegt
Begraben! Weg, ihr Scheusale! = Denn ich seh',
Evö! Evö! ich seh' erjauchzend
Vespasianus, und dich, o Titus,

Der Gottheit Rächer an dem verbannten Volk,
Den Ruhm, die Lust, die Wonne der Menschheit. Dich
Severus, dich von großem Namen
Würdig im Marmor der spätsten Nachwelt,

Trajan=

Trajanus. Dich, o Pius und Mark-Aurel,
Der stillen Ehrfurcht jeder Bewundrung werth —
Wo bin ich? Von Apollo's Höhen
Kehr' ich zu euch in die Ebne nieder,

Ihr Freunde. Viel ists, ewig gekannt zu seyn
Im Marmorbilde; schöner und größer ists,
Verehrt zu seyn in stillen Thaten,
Ewig geliebt in der Menschen Herzen

Auch ohne Bildniß. Möge mein Antlitz einst
Zu Staub verwesen; Bilder, ich neid' euch nicht,
Ihr Kaiserlarven. Wer verborgen
Schlummert und ruht, o er ruhet glücklich.

Der Räuber.

Nackt, o Rosa, kamest du auf die Welt einst,
Nackt, o Rosa, wirst du von hinnen wandern,
Außer daß du, dem Räuber ähnlich, Leinen
Mit dir hinwegnimmst.

Und du bist noch immer Gewinns begierig!
Häufst zu früherem Raube neuen Raub dir!
Fühllos, daß du dir selbst mit Dem Erwerbe
Schaden erhandelst!

Denn dein inneres Gut verliert mit jedem
Neuerworbenen, das dir die Begierde
Mehrt, nicht mindert. Willst du ein Reicher werden,
Werd' es enthaltsam.

Hör' am Pfluge den Landmann. O er singt dir:
„Edelgestein' entbehren ist nicht Armuth!
Einst ward von dem Pfluge des Vaterlandes
Retter gerufen!"

Nero.

Wer hinter Nero wollte noch seiner Lust
Den Zügel lassen? Wär' er der Schlechtste auch,
Und dörfte nie das Glück er fürchten,
Zittr' er vor sich und vor seiner Willkühr.

Wie elend ist ein Bube, der, treu sich selbst,
Jedwedem Wunsche, jeglicher Schandbegier
Des Herzens frohnend, auch das Kleinste
Sich zu versagen nicht Muth, nicht Kraft hat.

Regenten, denen in der verschloßnen Brust
Die Winde brausen, schauet das Unthier an,
Deßgleichen nicht der Stymphaliden
Sumpf, der Nemeische Wald nicht zeugte.

Nicht Lerna's Drache, nicht Erymanthus Schwein —
War gleich dem Wilden, welcher der Mutter Leib,
Der ihn getragen, (jetzt sein Mörder,
Mörder und Buler) mit Lustgier ansah.

Zu solcher Frechheit führte den Herrn der Welt
Ein leichter Fußsteg, daß er sich nichts versagt.
Jünglinge und Verschnitt'ne fühlten
Ihm, dem Gebietenden, alle Lüste.

Zunächst der Wohllust stieg ihm der Blutdurst auf;
Dem Frevel gab er Rechte! Da beugt' ihn nichts,
Nicht Alter, Würden. Graue Haare
Bluteten unter dem Schwert des Henkers,

Wie Jenes edlen Jünglinges Unschuld. Gut
War ihm Verbrechen, lockender Reichthum ihm
Sein Erbtheil. Werth, Verdienst und Ehre,
Tugenden waren dem Scheusal Laster.

Und o der Armuth! Schauet den dürftigen
Tyrannen! Lichter fehlen ihm in der Nacht;
Da brennen Körper ihm zum Nachtmahl,
Lebende, Schwefel-umwundne Körper.

Die Finger flammen, Haare mit Oel gesalbt,
Pech-Häupter. Horch! Der lebende Leuchter ächzt!
Die Fackeln glühen trübe. Cäsar
Freuet der Seufzer sich und der Wolken

Und kostet Weine. Selber Hyperion
Und Luna könnten schöner ihm leuchten nicht;
Er würzt das Mahl mit Kaiserscherzen,
Und eine Furie statt Dianens

Bereitet ihm die fröhliche Jagd darauf.
Den Wolf, den Hirsch Aktäon, den Eber jagt
Und trift er. — Menschen-Thiergestalten
Weidet er aus zu des Volks Gelächter.

Er selbst, der hohe Gräber des Isthmus, steht
Und scherzt und schlägt die Lache des Orkus auf;
Indeß daheim Poppäa weinet,
Wunde-gestoßen von seiner Ferse.

Menschenfürsten.

Andere mögen preisen die Pracht der hohen Paläste,
Ihre mit Lorbeer umwundene Säulen,
Goldene Wände darin und Elfenbeinene Tafeln;
Ich nur preise den Wohner des Palasts,
Der in Würden und Glanz und Reichthum dennoch ein Herz hat,
Das durch Güte der Menschlichkeit huldigt.
Auf der göttlichen Stirn erscheint ihm keine der Runzeln,
Die den Bittenden traurig hinwegtreibt.
Menschliche Majestät entzücket; die stolze beleidigt;
Ungebehrdige fliehet und haßt man.
Viele fesselt die Pracht; nur Wenige zähmet das Schrecken;
Alle Herzen gewinnet die Güte.
Mög' ein Barbaren-Despot in Stolz sich brüsten und lieber
Furchtbar erscheinen, ein schreckender Schwanzstern;
Könige seyn wie die Sonne! Sie glänzt am heiteren Himmel,
Und umwandelt die Erde mit Segen.
Könige seyn wie die Sterne der Nacht! Wir schauen die Pracht an,
Ohne Zittern, in süßer Bewundrung:
Denn sie gehn hoch über den Wolken die leuchtende Bahn hin;
Unten nur tobet der Blitz und der Donner.
Selbst die Sonne, sobald sie der Mond und die Wolke bedecket,
Fürchten sie traurend die Erdebewohner;
Vögel und Thiere trauren. Sobald ihr Antlitz hervorblickt,
Jauchzet die Welt, wie befreiet vom Tode —
Schau' das ruhige Meer; es glänzen in ihm die Gestirne,
Knaben und Fische spielen und Schiffe;
Also des Königes Blick, in dem mit freundlichen Winden
Ahnet das Volk die glückliche Schiffahrt;
Aber die Klippen im Meer, die Unglück drohen und Schiffbruch,
Sind auch im Antlitz der Könige nimmer,

Nimmer geliebt! — Wer bringet dies Lied zu meinem Gebieter?
Soll Urania nieder vom Himmel
Steigen? oder Merkur? Soll Flakkus lieblicher Schwan es
Zu ihm tragen? wie oder die Lüfte
Pegasus schnell durcheilen? — Und brächt' es der rauheste Nord ihm
Selbst, in Gestalt des beeiseten Winters,
Nähm' er es gütig an: denn Ihn begleiten des Frühlings
Schmeichelnde Lüfte, die Liebe des Volkes,
Das sein Wohl ihm danket und von ihm fröhlich erwartet.
Eine Macht, die nimmer gehaßt wird,
Menschlichkeit, und gefällige Zucht, und erhabener Anstand
Leuchten in ihm; ein himmlischer Amor!

Trajanus Schwert.

„Wo nackte Schwerter sprechen, da schweig', o Freund;
Sie sind von scharfer Zunge; sie schneiden dir
Mit Römerworten ab die Antwort. —"
Ihnen entgegen wohlan denn, laß uns

Trajanus Schwert gebrauchen, ein Römerwort!
Schon horcht der Rath uns. Siehe, der Hof, die Stadt,
Das Volk, es horcht der Kaiserrede,
Die von dem blinkenden Schwerte flammet.

Hört! Also sprach mein Consul lakonische
Gebieterworte: „Brauche das Schwert für mich,"
(Und reicht' es seiner Wache Feldherrn)
„Oder auch gegen mich, wenn ichs werth bin."

Den Königen die treuste Beschützerinn
Zieh' aus, o Muse, ziehe der Wahrheit Schwert
Für jeden Würdigen, und wend' es
Gegen Verbrecher, der Thronen Schande.

Verabscheut sind mir, die sich mit Menschenblut
Den Purpur färben! War er nicht roth genug?
Und muß der Bürger Blutstrom fliessen,
Daß er sich färbe zu höh'rer Röthe?

Die Cäsars haß' ich, die den Senat bei Nacht
Zu Todesfurcht versammlen. In Thracien
Sey Menschenopfer Königsweihe,
Taurien würge den Gast als Fremdling.

Mein König wandl' im fröhlichen, weißen Saal.
Sein Schlafgemach bring' an den Tapeten ihm
Kein blutig Bild vor, das mit schwerer
Drohender Faust ihm den Schlaf verscheuche.

Tyrannen mögen, (Rosse mit Menschenfleisch
Genährt,) nur Zorn ausschütten; mein König wägt
Auch den gerechten Schmerz, und säumet
Linde das Wort, das Gesetz und Tod spricht,

Und säumet dennoch nie die Gerechtigkeit. —
Wenn unheilbarer Frevel die Guten kränkt,
Ist Arztes es und Königsgüte,
Daß er den Frevel von Unschuld sondre.

Neronen singen, während dem Brande Roms:
„Erlaubt ist, was beliebet!“ Mein König singt:
„Nur was erlaubt ist, das beliebt mir.“
Königen auch ist erlaubt nicht Alles.

Wer sich beherrschet, herrschet im weitern Reich,
Als wenn er Po und Tiber, und Don und Rhein
Zusammenführte. Wer Gesetze
Gab, der befolge sie, Aller Vorbild.

Und fern sey ihm die schändliche Kupplerzunft,
Die fein=gefällig Laster und Schande räth;
Des schmeichelnden Schooshündchens Bisse
Sind ihm gefährlicher als der Löwen.

Lob ist ein Gift. Das Offene schadet viel,
Noch mehr Geheimes, und das Erdichtete
Am meisten; tödtlich war und wird es
Jedem wahnsinnigen Alexander.

Er bricht in Wuth aus gegen die Freunde selbst;
Am frohen Mahle donnert ein Jupiter,
Und plötzlich fahren seine Blitze
Zwischen den Schüßeln umher im Wahnsinn.

Die Stirne meines gütigen Königs sey
Ein immer heitrer Himmel. Wer weihete
Den Göttern Opfer und Gebete,
Deren Altar nur in Blitzen dampfte?

Kein Afrika, kein Neger- und Sklavenland
Ist unser Welttheil. Indien mag den Klotz
Verehren, und vor Königs Bilde
(Jährlich, o Wunder! einmal gesehen!)

Anbeten. Meine Sonne, sie stralet Glanz
Auf finstre Wolken, die sie mit Farben mahlt
Der Iris; und die Wolke träufelt,
Und in der Muschel entspringt die Perle.

Des Landes Ströme fliessen zum Ocean;
Vom Oceane steigen in Wolken auf
Die neuen Quellen. Also fliessen
Gaben zum Könige, daß er gebe.

Die Hand, die Segen streuete, wird geküßt;
Wer wohlthut, hat der Wache zum Schutz nicht noth;
Wer nicht erschrecket, darf nicht zittern;
Ruhe der Seele gebietet Frieden,

Und fähret sicher über den Wogen her
Und lenkt den Pöbel mit dem gelindesten Zaum
Unmerklich. Was sie räth, befiehlt sie;
Stille Gewalt ist der Götter Allmacht.

Wer wagts, ein König wie mein Trajan zu seyn?
Er nehm' und reiche mit des Trajanus Wort
Sein Schwert; und frei von niederm Furchtsinn
Wird er regieren, ein ächter König.

Der politische Pythagoras.

Glaubst du, weil du, Metell, Vielen der Obre bist,
Daß der Zunge du jetzt Alles erlauben darfst?
Wisse, Scepter und Fascen
Machen weder beredt noch klug.

Schlecht verwaltet sein Haus, wer wie im schweigenden
Staats-Vergleiche dem Knecht Zaum und Gebiß anlegt,
Daß mit vollerem Munde
Er ihm Lügen und Lästerung

Sage, sage: „wie hoch Er die Gerechtigkeit
Ehret, wenn er verschmäht, was er erheben soll,
Und mit Würden und Reichthum
Den Nichtswürdigen prächtig lohnt."

Freilich machet es kühn, wenn dem gebietenden
Herrscher Sklavengeduld, (lange gewohnt der Schmach,)
Furchtsam-schweigend das Haupt neigt;
O da spricht der Gewaltige

Mächtig — sage zugleich, thöricht. Im Inneren
Seines Knechtes erweckt kühne Gedanken Er.
Du, der Worte verstummt macht,
Fürchtest stumme Gedanken nicht?

Sind Gedanken, o Thor, die dich im Inneren
Strafen, mächtiger nicht, als ein entflognes Wort?
Schon' o schone der Seele
Deines Sklaven; sie blieb ihm frei!

Das Hirtenleben.

Vor Phryxus goldnem Widder, der einst im Meer
Der Helle Namen traurig verewigte,
Ging längst die schön're Wollenheerde
Ruhig im Thale, des Hirten Sorge.

Des Hirten Sorge! Gab es ein seliger,
Ein werther Glück dem mühenden Menschenvolk,
Als in der Aura jenes Thales
Friedlich-unschuldige Lämmer weiden?

Da schallt kein Kriegshorn, keine Trommet' ertönt;
Trabant und Büttel rufen dich zu Gericht
Und Hofe nicht. Die schöne Aue
Ist dir ein Hof, und der Hain die Welt dir.

In Baumes Schatten breitet ein weiches Bett
Der Rasen; ringsum wölben die Zweige sich
Zum grünen Vorhang', und die heilige
Murmelnde Quelle zu deinem Haupte,

Sie führt den Schlummer leis' und gesund herbei.
Die Erde zollt dir kühlende Beeren, Milch
Die Heerde, die Sylvan, dein Schutzgott,
Gütig beschützet und mächtig leitet.

Kaum glänzt im Thau der goldene Morgenstral
So eilt hinaus die Heerde. Mit jungem Muth
Begleitet sie der Hirt, und grüßet
Seine Gefilde mit neuen Tönen.

Und steigt die Sonne; siehe, da badet sie
Ein frischer Strom; der zitternden Mutter bringt
Der Hirt das junge Lamm. Indessen
Heben sich lauter die Abendlüfte;

Die Bäume sprechen; grüßet die Erle nicht
Dort ihre Schwester Erle? Die Eiche dort
Die Mutter Eiche? sanft gebogen
Lispeln vertraulich sie zu einander.

Die Vögel alle singen in hellem Streit;
Das Töchterchen versuchet den neuen Ton,
Den früh im Nest ihm seine Mutter
Lehrete, jetzt in dem Hain-Theater.

Hier quillet Milch der Freude, der Urwelt einst
Ein süßer Strom. Vergaßen die Söhne nicht
Und Töchter jener alten Zeiten,
Würden und Güter um diese Auen?

Der zweite Sohn des Königes unsrer Welt,
Sang Abel nicht der Heerde das Hirtenlied?
Der Vater aller zwölf Geschlechte
Weidete Lämmer um die Geliebte,

Den süßen Jahrlohn. Oefter am Abend sprach
Er zu den Schafen: „gehet, ihr Glücklichen,
Zur Heimath. Liebenden verschwinden
Tage nach Tagen, wie kurze Stunden.“

Beim Schäferstabe lernete Moses einst
Den Führerstab zu tragen. Isai Sohn,
Des Volkes und der Heerde Retter,
Sang an der Quelle Jehovahs-Psalmen.

Dir reicht, o Fürst, die heilige Stimme: „geh!
Und weide meine Schafe!" den Hirtenstab.
O schäme dich der süßen Pflicht nicht,
Lämmer in Armen am Vaterherzen

Zu tragen. Treibe Schlangen und Wölfe fern,
Und halte rein von Gifte den heiligen Quell.
In deinem Hirtenlande tönen
Karolomannus geweihte Thaten.

Sein Name glänzt' in deiner, der Sternenau *)
Und Manche deines Stammes zur Seiten ihm;
Dich nennen einst, (vielleicht im Purpur,)
Dankende Hirten den zweiten Daphnis.

*) Ein Garten dieses Fürsten.

Die Schiffenden.

Daß die Kühnen des Meeres heilige Rechte,
Daß den hohen Trident sie frech beleidigt,
Klag' ich. War es ein Fell, das goldne Fell werth,
Daß ihr, o Schiffer

Argonauten, die Blitze Zevs und alle
Aeols Winde, den Grimm Neptuns verschmähet?
Hat die Erde nicht Grüfte genug? Bedarf es
Urnen des Abgrunds?

Sieh' die Schuldigen, die der Klotho Faden
Murrend lästern, er sey zu zart, zu brüchig;
Und vom brüchigen Faden spannen Segel
Sie an den Mastbaum,

Rudern selbst mit der Parze heilgen Spindel —
O ihr Götter des Meers, warum ersäuftet
Ihr die Sträflichen nicht, die nur der Habsucht
Länder vereinen?

Könige.

Wähl' ein fröhliches Bild Dir von den Königen!
Gärtner sind sie; sie sind Wächter der Bienen, die
Ueber Blumen des Hybla
Honig suchen mit Dädals Kunst.

Dörfer, Städte, sie sind Körben der Bienen gleich.
Kaum ergrauet der Tag; siehe, so fleucht ein Schwarm
Aus zur fröhlichen Arbeit,
Munter, wie der gewordne Tag.

Alle suchen Gewinn, süßen Gewinn; er lockt
Holden Duftes sie an; jeder erwählet sich
Seine Blume. Sie saugen
Lebensbalsam, und tragen ihn

Aemsig, Mutter und Kind, Männer und Jünglinge,
In die Celle der Kunst, bauen sie sinnreich fort,
Bis das wächserne Füllhaus
Ganz von goldenem Reichthum fließt;

Zoll dem Gütigen, der ihnen ein Hüter war,
Der haushälterisch auch, wenn er die Speicher leert,
Seinem ämsigen Volke
Nicht den Boden der Kunst zerstört,

Nicht ihm Wohnung und Muth, Leben und Nahrung raubt,
Gern zu neuem Gewinn ihm des Gewinnes Theil
Lässet, daß es zu neuem
Fleiße fröhliche Brut erzieh';

Ihm genüget ein Theil göttlicher Gabe, die
Als Ambrosia jetzt labet, als Nektar jetzt
Freuden schaffet, und Kranken
Süße Pflege des Lebens wird.

Alles wendet er an; alles gebraucht er klug,
Selbst den wächsernen Bau; aber die Aemsigen
Sind ihm heilig. Ein blöder
Dörfling ist es, der sie vertilgt.

Der

Der Consul.

Sey' ein mächtiger Consul; doch
Nicht im herrschenden Rom, in Lacedämon nicht
In Dir schlichte die Händel, und
Lerne kennen sie erst, eh du sie schlichten willst.
Jeden Winkel in deiner Brust
Späh' mit Lynceus Blick; suche das Thule auf
Dir im Busen. Es hindern dich
Auf der forschenden Fahrt Herkules Säulen nicht.
Dringe fürder! Dahinten erst,
(Fern, o ferne der Bucht, wo sich der Pöbel drängt,)
Liegt die Insel der Seligen,
Ruh' der Seele. Du fragst, was der Ligurier
Treibe? Erntet und sä't und trinkt
Wohl dein Nachbar für dich? O wie so manches ist,
Was du sicher nicht wissen darfst,
Was du weise sogar siehest, als sähst du's nicht.
Laß die Flecken auf Titus Stirn!
Laß Lictoren ihr Amt, daß sie den schändlichen
Pöbel, (selber mit Pöbelarm,)
Vor den traurigen Stuhl strafender Richter ziehn.
Du durchwache die Nacht für Dich;
Keine niedrige That bringe dir Lohngewinn.
Jener Späher und Laurer und
Argwohngeber, er mag Anderen nützlich seyn;
Sich selbst ist er ein Schädlicher.
Feldherrn nutzen Verrath; doch der Verräther bleibt
Ihnen immer ein Bösewicht.
Tantals Name, noch jetzt ist er dem Ohr verhaßt! —
Und vor allen abscheulich ist,
Wer an anderen straft, was er an sich selbst verzeiht.

Beim Grabe eines Mächtigen.

Hieher, im großen Kerker Gefangene,
Und lernt im kleinen Kerker gefangen seyn.
All' eure Freiheit, eure Willkühr
Schliesset sich hier in die enge Bucht einst.

Ein schmaler Winkel und ein Gemach von vier,
Fünf Brettern wird dann Euer Verbannungsort;
Wo sind nun eurer stolzen Schlösser
Prächtige Säulen- und Marmorgänge?

Wo Eure Länder, die mit ermattetem
Gefieder kaum in Jahren der Adler sah?
Wo jene Namen eurer Ahnen,
Die von dem blutgen Tyrannen Urahn

Gerüche zogen lange Jahrhunderte —
Wo schwimmen jetzt die Blasen? Der Ruhmesdampf,
Der ausgestoßen aus Trommeten
Ueber Gestirnen und Völkern hinzog,

Und Euer Bauch, das große Geschäft der Welt,
Wo ist er? Wer doch lieset die Austern jetzt
Für euren Gaum aus? Welche Flasche
Aeltesten, köstlichen Weins behagt Euch?

Und welche Baumfrucht? Etwa der fernesten
Lustbissen Einer? Seit ihr die alte Frucht
Aus Morgenland, den Adamsapfel
Tödtlich genoßen; und Euer Erbe,

Undankbar=freudig, was ihr verlohrt, besitzt.
Er theilt nach seinem Plane den Pallast aus,
Und hüpft auf deinem Grab', o Schädel,
Reißet die Titel hinab und tritt sie

Mit Füßen; trägt Goldketten, indeß Dich hier
Die Schlang' umwindet; trinket den edlen Wein
Aus Goldpokalen, da dich, Asche,
Keiner der Tropfen des Quelles labet.

Er schläft in Schwanenbetten; ein harter Stein
Ist deine Decke. Deinen ersparten Schatz
Verspendet Er, und gab dir keinen
Obolus unter die starre Zunge.

Wenn Er Dir Thränen schenkte, da Du, sein Haß,
Sein lieber Haß zu Grabe getragen wardst;
So waren es erkaufte Thränen,
Drei aus dem Lethe geschöpfte Tropfen.

O Nichtigkeit der Dinge! Du eitle Macht!
Du Spiel der Hoheit! Träume der Träume, die
Aus Ritzen jener Trugespforte
Wieder zurück in die Ritze schlüpfen.

Das Leichenbegängniß.

Freilich lieget es viel daran,
Daß die Leiche mit Pracht unter die Erde geh!
Daß in Salben und Byssus noch
Dein Entseeleter sich stattlich verherrliche!
Ach, wie geht der Zufriedene
Fröhlich, wo es auch sey, hin in die gütge Nacht.
Jeder Winkel der Erde wird
Ihm ein Königspalast, wenn er in Friede ruht. —
Alles sammlet in ihren Schoos
Sie, die Alles gebahr, jeglicher Asche gleich
Günstig. — Wird mir ein schmaler Raum,
Und ein Rasen darauf, ward mir im Tode gnug.
Ferne sey dem Bescheidenen
Die barbarische Pracht, die mit den ehernen
Schicksalstafeln zu kämpfen scheint,
Und den hungrigen Wurm länger nur an sich lockt.
Ach vergebens umduftet den
Leichnam theures Gewürz, Myrrhen und Casia,
Wenn ihn edlere Salben nicht
Aus dem Moder der Nacht und der Verwesung ziehn.
Nero's Asche, sein Name schon
Athmet bösen Geruch; aber Fabricius,
Brutus, Cato, Britannicus,
Wo verscharret sie seyn, leben in Herzen, sind
Aller Redlichen Wohlgeruch,
Freund, die Baare! sie kennt einig und ewig nur
Eine Würze; sie heißt Verdienst.

Die Grabschrift.

Wenn meinen Geist zu seligen Geistern einst
Der Himmel aufnimmt, sage, warum, o Freund,
Soll meinen Staub, die Handvoll Asche,
Marmor bedecken mit Pyramide?

Hinweg den Marmor! Tilget die goldne Schrift,
Die über Moder Namen und Titel pralt:
„Hier liegt ein Held, ein Weltbezwinger,
Mächtig im Rath, mit dem Schwerte tapfer.

Zu Polen und Britannen, nach Wien sogar,
Ging als Gesandter dreimal und viermal Er!
Triumvir, Consul und Senator,
Sonne des Landes; er starb am Abend!“

Und ringsum hangt in wilder Barbaren-Tracht
Das Schwert, der Harnisch, Sporen und Federbusch,
Und Helm und Handschuh. Auf dem Schilde
Glänzet in prächtiggemahltem Felde

Auf Bergeshöh' der Tiger; das Löwenhaupt
Gekrönt mit Golde; Geier und Büffelskopf;
Bei Hirschgeweih des Elephanten
Rüssel und Zahn und das muthge Einhorn.

Wozu dies Alles? Daß hier ein edlerer
Leichnam verwese? Modert im Grabe dann
Er lieblicher? Die Manen hassen
Alles Gepränge, das sie belüget.

Mir einst, o Freund, mir schreibe zur Inschrift nur:
„Hier ruht ein Dichter, nicht ein unrühmlicher."
O Eitelkeit! Hinweg auch dieses!
Lösche die Worte; genug, ich ruhe.

Drittes Buch.

Der Kranz.

Du Knabe mit der goldenen Locke, der
Dort unter Blumen sitzet, und rings umschwärmt
Von tausend Honigsaugerinnen,
Nur Philomelens Gesange lauschet,

Versäume nicht, indeß du dem Liede horchst,
Den Kranz zu flechten, den ich von dir begehrt;
Zu Myrthen füg' in holder Reihe
Rosen und Lilien mit einander.

Weiß sey der Blumen jegliche fünfte; dann
Die zehnte dunkel. Neben das Veilchen flicht
Die Narde, die von Liebe duftet,
Füge sie zierend dem Kranz ans Ende.

Der schönsten Jungfrau soll er geweihet seyn!
Um ihre Schläfe wird er entzückend blühn
Und sanfter wird dein Haar dir wallen,
Lieblicher wallen die goldne Locke.

Was säumest du? Wie wenn du dem heiligen
Gelübde träg' erschienest? Die Jungfrau dort
Erwartet mein Gelübd'. O eile,
Reiche der Holden den Kranz der Liebe.

Die dunkle Kapelle.

Jungfrau, Du, der ein Tempel huld'gen sollte,
Wie Roms Pantheon ist, wie hoch am Himmel
Uns die Iris erscheinet; wählst du diese
Kleine Kapelle?

Nennest dich die Verborgne? — Sonnenjungfrau,
Warum wählst du so oft geheime Schatten
Heil'ger Dämmerung, wo in zarter Lieb' uns
Schauer ergreifen?

Ist es, weil du die dunkle Hütte Kedars
Jenem Stralen-Olymp vorziehest? Willst du,
Magd des Herren auch hier, die Pracht der stolzen
Höfe beschämen?

Oder, Gütige, willst du uns das Schaamroth
Und die Blässe der Wangen mild' erlassen,
Wenn wir knieend dem Richter hier geheime
Schulden bekennen?

Was es sey, mich ergreift dies heilge Dunkel;
Holde Dämm'rung, in der die Gottheit wohnet! —
Kleiner Winkel, ich liebe dich vor jenem
Berg Palatinus.

Weihung eines Kindes.

Warum denn soll ich, heilige Jungfrau, Dir
Das Kind nicht weihen? Nehm' ich es doch damit
Der Mutter nicht; der bessern Mutter
Bring' ich ihn dar, den unschuldgen Knaben.

Nimm an das Pfand der Liebe, du Liebliche!
Des Lebens erste Dämmerung werd' ihm bald
Zur holdesten Aurora. Frühe
Trinke die Blume das reinste Licht ein.

Vor Dir, der Mutter, spiele der Knabe, wie
Dein Knabe spielte. Wenn er dem Mittag naht,
Durchhauch ihn ganz mit deiner Anmuth
Süßestem Athem; und kommt der Abend,

So schenk' ihm Ruhe, reine Gemüthes-Ruh.
Der Frühling mag die Seele, der Sommer ihm
Das Herz, der Herbst die Wange brennen;
Schmücke den Winter mit Schnee der Unschuld.

Mutter und Kind.

Schau' den reinen, schau' den krystallnen Spiegel,
Dem im Blicke sein Bild der ew'ge Vater
Liebend eingepräget; er sah mit Huld die
Reine Gestalt an.

Göttinn, schön bist du; o wie ganz durch dich schön!
Jungfrau, aber du bist des Kindes Mutter,
Dieses Kindes! Siehe, der Knabe macht dich
Ueber dich selbst schön.

Der Sänger des Frühlings.

Allgemach heb' ich mich aus meiner Venusischen Höle;
Statt Flakkus folg' ich, Naso, dir.
Wer wirds glauben? Ich selbst, der sonst im stralenden Wagen
Apollo's über Bergen fuhr,
Schleich' in den Thälern itzt, und möcht', am Boden ein Veilchen,
Aufduften in ein zartes Lied.
Frühling lachet mich an, des Jahrs unschuldiger Knabe,
Um dessen Kinn die Flocke keimt,
Ehe der Sommer sie reift zur stachlichen Aehre. Der Ursprung,
Der Welten Ursprung grüßet mich.
Frühling war der Wesen Geburtstag; im Frühlinge wand sich
Aus dunkeln Hüllen die Natur.
Wo sie spielte, wohin sie blickte, blüheten Gärten,
Von Zephyren umgaukelt. Mir,
Mir auch gaukelt er jetzt, der Blumengönner; er mahlet
Die Wiesen wie Apelles mir.
Jupiter lässet sich nieder zu Tellus zarter Umarmung,
Die sich in Laub und junges Gras
Hüllet; so hüllete sich in den Hochzeitschleier die Braut einst,
Der ihrer Liebe Thränen barg.
Stralet die Wiese nicht, wie ein Pfau der himmlischen Juno?
In unzählbaren Farben glänzt
Jener gestickte Teppich, in dem mit schwellender Blüthe,
Die Kelche sich eröffnen. Rings
Tönen Hirtengesänge; mit Aegon streitet Jolas.
Und in der Bäume Zweigen kämpft
Andrer Idyllengesang. Die Waldbewohner erwachten
Aus ihrem langen Winterschlaf.
Frühling weckte sie auf. „Ihr Träumerinnen, so sprach er,
Wohlauf! erzählt uns euren Traum."

Und sie schwätzen anjezt im Laube; sie singen in Wolken —
Wie Delphische Orakel will
Ich die Schwätzer belauschen, und ihre Träume verkünden,
Will ihre Kämpf' und Siege, will
Von der Wiege sie an, durch alle Geschlechte begleiten —
Da soll sich Lerch' und Nachtigall
Nicht beklagen der Stimme, die nachfolgt ihren Gesängen,
Und mit dem freisten Fittig fliegt.
Indeß rinne vom Stamm der goldene Honig; es gieße
Die Nymphe ihren Silberstrom.
Auch in silbernen Wellen ergötzt sich die Muse. Sie schwimmet
Und badet im einsamen See,
Spielt mit den Fischen im Bach und scherzt mit den Nymphen im Strome,
Mit Nereiden in der Fluth,
Hört der Sirenen Gesang und schifft in Venedischem Stolze,
Vermählend sich das hohe Meer.
Schau' das erneuete Jahr! Wie sich die Schlange verjünget!
Der Widder auf der Aue buhlt;
Heerden blöcken. Es hüpfen die Faunen. Mit Hamadryaden
Begehn Dryaden Wechseltanz.
Und ich kenne den Hain der scheu-gefälligen Echo,
Wo sie sich lauter offenbahrt.
Fragen will ich sie dort, die Sibylle. Sie wird mir vom Hain aus
Antworten über Krieg und Zeit —
Dann schreib' ich mit Lust, was zu erzählen mir Pein ist,
Und sich mit schön'rer Anmuth liest,
Lock' aus ihren Nesten hervor die Täubchen der Musen,
Und sende sie wohin ich will.
Auch die Muse Tibulls. — Doch nein! eine keuschere Muse
Wird mir erscheinen: denn warum
Soll ich es hehlen? Ich will dein Leben singen, o Jungfrau,
Und deine Liebe, Liebliche.

Tief in der Seele ritzt mich dieser Stachel. Aurora,
Aurora selbst gebot es mir.
Eine ist meine Taube. Sie bringt, als Schwalbe, den Frühling
Mir wieder und die goldne Zeit.
Laß dich grüßen von mir, o du Meinige. Lächle mir lieblich,
(Wenn Etwas Süßes mir gelang,
Winketest du mirs zu.) So sey dein lieblicher Name
Denn jedem Blümchen auch vertraut!
Wie ich die Linde sang, enthüll' ich in deiner Geschichte
Noch manchen süßen heiligen Kern.
Zephyre sollen dir dienen, und Thetis; jede der Nymphen
Dir Kränze winden. Ruft mein Lied
„Aura, Aura!" Du bists, die mir mein Leben erquicket,
Und meine Glut des Herzens kühlt.

An die Gesundheit.

Gesundheit, die du bis zu dem letzten Hauch
Mir treu zu seyn verhießest; o wandelst du
Zur Mitternacht mir meinen Mittag?
Siehe, wie Frost mich, und Hitze quälen!

In Flammen glüh' ich, bis mich die Kält' ergreift;
So wechseln Tage, Monate wechseln so —
Gesundheit, denkest du nicht meiner,
Denke des Deinen, o Deines Dichters,

Des Sängers! : : Horch! was klinget im Winkel dort?
Erklingt von selbst die Cither und rufet mich?
Wie oder seufzet sie mitleidig,
Traurig im Fieber mit mir erbebend? —

Sie tönt mir Deine fröhliche Wiederkunft,
O Göttinn! — Auf! ich springe vom Lagerbett,
Und wenn mein matter Fuß nicht wanket,
Sing' ich dich wieder zu mir, Gesundheit.

Ein Danklied

nach wiedererhaltener Gesundheit.

Ach, wie dank' ich, o Göttinn, Dir?
Die mein Leben erhielt, die es mit Anmuth schmückt.
Auf dem glänzenden Wagen der
Luna kommst du zu mir, bringest mir endlich doch
Meine frühere Lust zurück! —
Hüpft die Ader mir nicht wieder, die sonst im Frost
Starrte? Diese verjüngte Hand
Schlägt die Cither; und süß tönet das Danklied dir,
Dir, o Göttinn: Denn ohne dich
Klang die Saite mir nie; aber sobald dein Hauch
Sie anwehete, sproßen ihr
Ringsum Rosen, ein Kranz Rosen Aoniens;
Und ihr horchet der Hain, und hüpft. —
Süße Mutter der Lust, Mutter der lieblichsten
Stunden, komme mir oft! Mit dir
Kommt die Muse, mit dir kommen die Grazien.
Mit dir leben, und (schlägt dereinst
Meine Stunde) mit dir sterben ist leicht und süß.

An die Magerkeit.

Galenus Schwester, Du die Gesundheit selbst
Dem Körper, der sich willig und ganz dir weiht,
O Du der Huldgöttinnen Vierte,
Wende den klingenden leichten Tritt her,

In meine Zelle. Fröhliche Magerkeit,
Ich öffne Dir, ich öffne mit frohem Gruß
Die Pforte deines kleinen Tempels,
Der an Mißfälligem Nichts dir zeiget.

Kein weiches, kein verzärtelndes Hausgeräth,
Kein Schmeerbauch, der im mächtigen Armstuhl dampft,
Wird dich beleidigen; der Bimstein
Glättete hier und verklärte Alles.

Dem Haupte dient zum Kissen ein glatter Stein,
Und Tisch und Stühle glänzen in reinem Holz;
Ich selbst, durchleuchtend fast am Körper,
Bin nur gewichtiger als mein Schatte.

Wenn Du den Palast liebest; (du liebest ihn,
O Göttinn,) banne, banne nur Eins von mir,
Die Mücken, die mit scharfem Zahne
Leben und Seele dem Sänger saugen.

Tritt ein, o Göttinn! Du Polyhymnia
Mir sonst gegrüßet, oder Terpsichore;
Jetzt größer mir als selbst Minerva,
Freundinn und Wonne des dürren Dichters.

Der dürre Dichter.

Große Opferung wars, sich der beschwerenden
Bürd' entlasten und frei werden, Lavendula.
Abgeleget die Glieder,
Ausgezogen den Körperbau,

Ward ich Schatte. Wohlan! wünsche dem Schatten Glück,
Der die Fessel entschlug seiner Gefangenschaft.
Noch des Staubes ein wenig;
Und ich glüh' wie ein Funk' empor.

Jetzo scheu' ich nicht mehr Schlächter und Speisebank:
Abgeleget das Thier, schweb' ich ein Halbgott schon
Zwischen Schatten und Göttern,
Leicht und frei, wie der Maja Sohn.

Freigeworden bin ich; (lebe, du Fäulniß wohl!)
Reingeläutert und hell. (Lebet, ihr Hefen wohl!
Schwere Bäuche.) Mein Geist ist
Bei den Sternen; mich hebt die Luft.

Das Vögelchen.

Was der bunteste Papagey,
Was kein stralender Pfau, ob er den Wagen der
    Juno zöge, ja Phönix nicht,
(Der sich selber beerbt,) kühn sich erlauben darf,
    Wagst du, Vögelchen, meine Lust.
Waldsirene, du wagst mich im Gesange mit
    Süßem Necken zu stören oft,
Wenn die Mandel du mir stielest, und wehr' ich es,
    Flatternd auf mit den Flügeln schlägst;
Oder mitten im Lied', unter den Saiten, mir
    Pickst den Finger, und hinderst mich
Zu vollenden den Ton; oder, gefällt es dir
    Selbst zu singen ein ländlich Lied,
Wenn das Köpfchen du dann spülest und wäschest und
    Mit den Nägelchen kratzest, daß
Ja dem zierlichen Hals' einer Gebadeten
    Wiederkomme der Frühlings-Ton;
Da dann, eh du dich kämmst, eh du dich schmückest, wohl
    Eine Stund' und ein Jahr vergeht.
So viel Plätschern erregst, eiteler Vogel, du —
    Aber komme nur her, du bist
Doch mein Lieber. Hieher! Fürchte das Bauer nicht;
    Kein Gefangener bist du mir.
Darfst die Stäbchen hinwegschieben, und hüpfen, und
    Lustig spielen im freien Rohr.
Sieh, hier streu' ich dir auch Hirsen, unschuldige
    Landkost; picke die Körnchen weg;
Und sey ohne Gefahr, daß dich ein Geyer holt.
    Lebe dann, o du glücklicher
Sänger, lange! Dereinst, (denn auch Unschuld'gen Euch

Droht die Parze!) wenn Atropos
Dir mit leiserer Hand sanft am Gefieder zupft,
Wartet dein ein Pierisches
Rosenlager. Ich streu' Veilchen, und hänge dir
Immergrünende Kränz' umher;
Indeß, Vögelchen, dich, wenn du von hinnen bist,
Deine Schwester Melpomene
Hin zum lieblichsten Hain auf dem Parnassus trägt.

Die neue Geburt.

So spricht der Dichter. Wer sich im Tode selbst
Bezwinget, frei von Kummer und eitler Furcht,
Gewinnt den Tod für sich, und reichet
Ruhig den Schatten die Freundeshand dar.

Du fürchtest, Freund, das Scheiden? Unwerthe Furcht!
Dein Weinen, als zum Lichte der Welt du kamst,
Verziehn die Götter dir dem Kinde;
Nicht so verzeihen sie dir die Thräne,

Die eines Greises Wange mit Schmach bedeckt.
Von Kindheit auf, was lehrte das Leben dich?
„Ertragen!" Und hast nicht gelernet,
Ohne die wimmernde Kindesthräne

Zum neuen Daseyn, heiter, ein Mann zu gehn? —
Der Tod gebiert dich, löset mit sanftem Schmerz
Die Bande dir, und neuverjünget
Siehst du die andere Welt, ein Aeson.

Der Schattentanz.

Auf zum schwebenden Tanz! Schließet zum Reigen euch,
Schatten! — Hesperus blinkt. Siehe, dort winket uns
Scheu, mit blasserem Stral, hinter den Wolken dort,
Luna. Reichet die Händ' euch dar —

Jungfrau'n, Greise. Wir sind Einer dem Andern gleich;
Ohne Krone der Fürst, ohne Tiare der
Pontifex, der Prälat ohne die Inful. Schließt,
Schatten, schließet zum Reigen euch.

Niemand neidet von uns, keiner dem Andern sein
Ehrenmahl und den Ruhm hoher Geschlechter. — Uns
Riß, verschiedenen Weg's, aber zu Einem Ziel,
Unser König, der Tod hinweg.

Auch uns schimmern obwohl dunklere Stern'! Auch uns
Säuseln Zephyre, zwar Frühlingesweste nicht;
Doch ein leiserer Hauch geistiger Lüfte rauscht
Durch Cypressen in unserm Hain.

Süße Seelen, die ihr alle des Lebens Last
Von euch legetet, streut Blumen zum Tanz umher,
Dunkle Blumen, o streut Veilchen und Rosmarin,
Und Narcissen und Lilien.

Auf! Wie hebet sich leicht webender Schatten Tanz!
Ohne drückende Last schweben am Boden wir,
Flüstern leisen Gesang, schwingen uns dreimal dann
Auf und hin gen Elysium.

Der du, Sterblicher, Nachts unsere Stimmen hörst,
Bald wirst du sie mit uns flüstern. Wir waren auch
Was du bist, und du wirst werden, was wir jetzt sind.
Folg' uns, Sterblicher, lebe wohl!

Beim Tode eines Kindes.

Das verbietet die diamantne Pforte,
Daß dein Sohn dem Flehenden wiederkehre;
Klopft' auch Orpheus selbst mit Zaubertönen
An die verschloßne.

Deine Thränen, o Vater, sind verloren;
Drum bekämpfe den Gram, bis er sich selbst bricht.
Ein Kind ist dir entnommen; doch ein Einz'ges,
Einziges Kind nicht.

Sieh', dein Heinrich lebet. Der Rosenknabe
Benno glüht, wie die edle volle Traube.
Deine Töchter blühen; die Aelteste zieret
Jetzo der Brautkranz.

Und auch Edmund lebet. Er hat im Grabe
Nur die staubigen Kleider abgeleget.
In der Urne liegen die Fesseln; Er durch-
Wandert den Aether.

Trauerklage.

Ach, Valerius, ach! wohin du dich wendest, erblickst du
Ueber dich fallende Lasten des Schicksals!
Vier der Kinder, nach ihnen die Mutter, in Einem Jahre
Sind dir geraubt. Ich fühle den Jammer —
Nie wird Dir, wenn der Thüre du nahst, dein lieblicher Benno
Rufend entgegenhüpfen. Es wird dich
Keiner der Andern mehr mit stilleren Küssen empfangen,
Auf dem Schooße der Neuvermählten
Nie dich ein Enkel grüßen. — Die andere rosige Tochter
Reichte dir auch die dunkle Cypresse;
Und nach Allen die Mutter, dein liebendes Weib. Sie begleitet
Treu ihre Kinder hinab in die Erde,
Fern dem Abwesenden Dir. Du findest, wenn du zurückkehrst,
Keines von ihnen; und foderst Sprüche,
Sprüche der Musen von mir. Valerius fodre sie nicht mehr.
Hülle dich ein in den Schmerz, und verstumme.
Dulde mit tapfrer Brust die Pfeile, die dir das Schicksal
Aus dem Köcher des Todes bestimmte.
Seufzen will ich mit dir und klagen: „Güter der Erde,
Freuden der Erde, Alles ist eitel!
Flüchtiges Leben! Von Menschen und Reichen ertönet Ein Nachhall:
Ilion, Priamus, Troja, wo sind sie?"

Der schlummernde Greis *).

An jenem Tage wehten die Winde sanft,
Und kündigten der Erde den Lusttag an;
Die Blumen blühten, und am Abend
Träufelte leiser der Abendregen,

Als Dich, o Sohn der schöneren Grazie,
Die Mutter sanft im Arme zuerst umfing,
Aus einer Himmelsmutter Armen
Dich, ein Geschenk, an das Herz sich drückte.

Vom Quell des Lichtes sogest du kindlich schon
Der Weisheit Milch, den Trank der Asträa. Dir,
Es schöpften Dir die Castaliden
Frühe den Nektar der heilgen Quelle.

Ein Knabe warst du Eine der Bienen, die
Von jeder Au die zarteste Blume nur,
Von jeder Blume nur den zarten,
Heiligen Honig sich auserwählten.

In deinen Büchern athmet der Wohlgeruch
Für alle Welt jetzt. Viele der Becher hat
Dein süßer Trank gefüllt und viele
Durstende Seelen mit Lust erlabet.

Wer hat den Weg der Sterne, der Tugend Pfad,
Dem Menschenvolk mit holderer Anmuth je
Als du geöfnet? Furcht und Schauer
Sinken dem Zitternden, selbst wenn Deine

*) Jeremias Drexel, von der Gesellschaft Jesu. (A. d. H.)

Gerichtstrommet', die Stimme der Ewigkeit,
Ertönet. Leise wehen die Schauer ihm
Nur Nähe Gottes. Unvermerket
Lernt er die Listen des falschen Glückes

Verachten, lernt die Schimmer des Ruhmes, lernt
Der Fama Donner, und des gefürchteten
Hochgrimmes Bliz, der Ungewitter
Kühlende Regen mit Füßen treten.

Hoch über Zufall, über Vergänglichkeit
Und nichtge Sorgen rücket im Hauch uns fort
Dein Sonnenwagen, der durch alle
Sterne der himmlischen Laufbahn fähret *).

So lebtest Du Dein Leben, für andre nur;
Im stillen Schatten, selber ein Schauplaz Dir,
Zuschauer dir und Spieler. Friedlich
Wallten die Stunden, ein reiner Bach, hin.

Dein Mund war aber mehr als Apollisches
Orakel; Deine Bläße, die heitre Stirn,
Die sanfte Wohlgestalt, die schlanke
Heilige Dürre gebot Verehrung.

Nun bist du Asche. — Muse, du weinest? Wen
Beweinest du? Tritt, nahe dem Grabe, sanft!
Er schläft. Des müden Greises Ruhe
Störe der leiseste Tritt und Ton nicht.

---

*) Anspielungen auf dieses Greises Schriften und Lehrart.

Das glückliche Alter.

Den nur nenne den Glücklichen im Alter,
Der der nützlichen Jahre viel gelebt hat,
Der mit Edelgesteinen, nicht mit schlechten
Kieseln sie zählte.

Mehr als nackte Gebirge gilt Ein Demant.
Lange Jahre des Thoren übertrift Ein
Tag des Weisen, wie Eine Traube tausend
Beeren am Schleedorn.

Viele weben umher, nnd ach wie wenig
Leben! Lebet der Körper? Das Gemüth nur,
Frei von Sorgen und Schuld genießt und brauchet
Tage des Lebens.

Die Linde.

Nach dem Tode zu leben, ist Etwas! singen die Dichter;
Ich sing' ein solches Leben euch.
Sammlet euch her zu mir hier unter den Schatten des Baumes,
Der vor dem heilgen Tempel grünt.
Nicht entwachsen ist Er der gemeinen Wurzel des Waldes;
Er war ein Mädchen. Höret mich!
Eine Elsaßerinn sie, in Zabern war sie gebohren,
Schön, daß auch Paris ihr vielleicht,
Hätte sie es begehrt, den Apfel ertheilet. Sie wollte
Den Apfel nicht. Es herrschete
Pallas in ihrer Brust, eine höhere Pallas. Und obwohl
In aller Musen Künsten sie
Mutter und Vater erzogen, die Rosalinde sie nannten,
So blieb sie doch Ihr selbst getreu,
Eine der heiligen Musen. Und sprach zu der Rede des Vaters:
„O Tochter, willt du dann uns nicht
Einen Enkel geben?" und sprach zur Rede der Mutter:
„O Tochter, willt du dich nicht bald
Froh vermählen?" ein sittsames Nein. — Und floh, eine Daphne,
Sie floh der Haine viel hindurch,
Und stand hier vor dem Bilde der Göttinn. Stralen des Aufgangs
Umglänzten die Himmlische.
Also flehte sie ihr: „Auch soll kein wilder Orkan mich
Von dir abreißen, Liebliche!
Gönne mir Zuflucht! Hier will ich leben und sterben." — Mit Zittern
That sie den heilgen, süßen Schwur.

Und umkränzte die Göttinn mit Waldesblumen, mit Blüthen
Der Linde, die sie ihr erkohr.
Ach, und wünschete oft ein Zweig zu werden der Linde,
Ein Blümchen in der Göttinn Kranz,
Eins der Veilchen, der Narden. — „Und wenn mir dieses versagt ist,
So, sprach sie, hilft mir Frömmigkeit.
Eine Dienerinn bin ich der Göttinn.“ — Sie baute den Pilgern
Laubhütten zur Erquickung. Sie
Holte dem Durstenden Wasser der Quelle. Sie labte den Fremdling
Mit Waldesfrüchten, kühlete
Kranke; sie war dem Matten die duftende Blüthe des Baumes;
Und streute süßen Wohlgeruch
Vor dem Zuge der Jauchzenden, die zum Tempel der Jungfrau
In vollen Strömen walleten. —
Fünfzehn kurze Jahre verlebt' ein blühendes Leben
Das Mädchen also; und der Tod
Stand vor ihr. „O Göttinn, so bat sie, reineste Göttinn,
Auch mit dem Staube unvermählt
Möcht' ich bleiben!“ — Sie starb, und im Augenblicke des Scheidens,
(Ein süßes Wunder!) sprossete
Nicht zum Lorbeer empor die heilige Daphne; zur Linde,
Zu dieser Linde sproßte sie.
Thut sie nicht noch, was sie lebend gethan? Sie dienet der Göttinn,
Und wacht vor ihrem Tempel hier,
Neiget das Haupt und bewegt die Arme mit süßem Verlangen,
Und grüßt mit sanftem Säuseln sie.
Könnte dein Ohr vernehmen die zarten Worte der Blätter;
Du höretest ihr Ave noch.

Und sie winket den Pilger in ihre Schatten; sie kühlt ihn
Vom Sonnenbrande, decket ihn
Wie sie im Leben gethan, mit duftenden Zweigen; sie labt ihn
Mit Blüthen himmlischen Geruchs.
Höret ihr nicht, wie sie jetzt dem Chorgesange des Tempels
Zulispelt? wie ein heilger Schaur
Sie ergreifet? Auch schonet der Bliß die heilige Daphne;
Wer einen Zweig von ihr empfing,
Fürchtet Jupiters Stralen nicht mehr. Der umliegenden Gegend
Heißt sie die heilige Linde jetzt. —
Nach dem Tode zu leben, ist Etwas, singen die Dichter;
Ein blühend Leben lebet sie.

Mutter

Mutter und Kind.

Jungfrau, der ihr Knabe dies Himmels-Antlitz,
Und Sich selber verlieh, sey mir gegrüßet!
Viel Gelübde danken dir hier; es flehn dir
Viele Gebete,

Schutzgöttinn der Gebeugten, wende gnädig
Dessen Herz, den im Arm du trägest, zu mir.
Nicht mit Worten; du darfst mit Einem holden
Blick ihn nur anschaun.

Die Langsam-Sterbende *).

Der Bach des Lebens rieselte sanft hinab,
Da hoben neue Freuden die Seel' empor
Der Sterbenden; und ihre Seufzer
Wurden zu Tönen. So sprach die Heil'ge:

„Verweilst Du? Du mein Leben, o süßer Tod!
Sieh, Schmerz und Krankheit, Deine Gesandten und
Brautwerberinnen, zierten längst schon
Deine Geliebte. Die Kränze duften,

Es flammt das Oel der heiligen Lampe; die
Vestale wartet! — Flamme der Jugend nicht;
Es brennet sie der Reif der Jahre,
Eisiger Winter wird in ihr Flamme.

Tod schwimmt in Augen, klopfet im Herzen mir;
Mein Eingeliebter Liebender ist der Tod.
O Bräutigam, hast du vergessen,
Wie du mir einst in der Mutter Garten,

Als sie, von deinem Baume die Hochzeitfrucht
Für mich auch brechend, dir mich gelobete,
Hast du vergessen, wie du damals
Mir dich gelobetest: „Du wirst sterben!"

Der Hochzeitgabe nah' ich in Freude jetzt;
Sie ward ja allem Lebenden zum Geschenk.
Auch uns gehört wie unsern Vätern
Staubes ein wenig, die Handvoll Asche.

*) Die heilige Genovefa von Paris. (H.)

Komm also, Larve, schöner als Iris mir!
Ihr holden Schatten, helle Gestirne, kommt!
Geliebtes Dunkel, meiner Seele
Näher= und näheres Licht, erscheine!

Glänzt nicht mein Stern der Liebe, mein Brautstern dort?
Mich dünkt, die Manen streuen Cypressen mir
Zum Brautbett. Sel'ge Nacht! Der letzte
Tödtliche Schauer wird mir Entzücken,

Entzücken froher Geistes=Umarmung. Brennt
Die Fackeln an. Es leuchten zu Grabe mir
Der Hochzeit Fackeln. Ihr Jungfrauen,
Kleidet in Lilien mich die Braut an.

Blaß ist die Liebe. Sollte die Wange mir
Nicht blassen? Fliehe, fliehe den Lippen dann
Die letzte Rose! — Wo, Geliebter,
Weilest du? Welche der Pyramiden,

Welch Mausoleum treuer Begrabnen hält
Dich mir zurück? Wie, oder verweilet dich
Ein zarter junger Lebensfaden,
Den du mit lindem Erbarmen kürzest?

Wenn du nicht eben Völker und Schaaren mähst,
Auf dunklem Roß ein Sieger. Und hast darob
Vergessen meiner armen Kammer,
Daß die Vermählete jetzt dem Tauben

Beredt, dem Blinden schön ist. Du pflegtest sonst,
Barmherziger, die Hütte der Armen gern
Pallästen vorzuziehn, und früher
Sie zu erquicken mit deinem Balsam.

Bin ich aus Deinem goldenen Köcher nicht
Des Pfeiles werth? Sieh, offen ist meine Brust,
Den süßen Pfeil erwartend. Lieben,
Lasset uns lieben! Die Adern brennen

In Glut mir. Windest, windest den Kranz du mir
Von Myrth' und Rosen? Blumen Elysiums
Umduften mich. : : Kein Tod! : Es reicht mir
Dunkle, erquickende Blumen Christus.

Das ungebundene Schicksal.

Laß die Muse mit losgebundenem Haar gehn!
Löse, Thalia, das Haar.
Zu beweinen den Tod des erblichenen rosigen Jünglings
Darf es keiner gebundenen Töne.
Lachesis liebt sie nicht; sie eilt und kürzet den Faden,
Ohne die Jahre zu zählen. — Gesetzlos
Kümmert sie nicht das Band und die Reihe der Dinge.

Unser Rosanius! Da
Liegest du nun! die frühgebrochne,
Schnellzertretene Rose der Musen.
Ach von seinen Purpurlippen
Ist die Röthe geflohn! Ein Fieber
Hat sie verjaget. —
Blume der Mutter, des Vaters Auge, der Brüder glänzendes Kleinod,
Bist verscharrt in plebeischer Urne.

Wir, so lange wir leben, tragen verschiedene Namen,
Heissen Künstler, Schiffer und Edle,
Heissen Dichter, Mächtige, Fürsten,
Oder zu Gaben und Steuer gebohrne Bürger und Bauern,
Wenn wir nicht mehr leben, so haben wir alle
Einen Namen; wir heissen Schatten;
Anders nennet uns nicht der Schatten König.

Wem anitzo die Fackel der Jugend
Herrlich flammet; in kurzem wird mit erloschener Flamme
Er in Asche sinken. Es geht zum Grabe
Jeder von unsern Tagen; der Tage letzter
Kommt hinan. Kein nahender Tod ereilet
Uns; wir eilen zum nahenden Tode.

Naturordnung.

Naturgesetze walten im weiten Reich
Des Lebens. Jüngling, sind sie dir zweifelhaft?
Aufsteigt die Sonne, daß sie sinke;
Blühet die Blume nicht, daß sie welke?

Nothwendig ist der hohen Natur Gesetz,
Nothwendigkeit die Krone des Erdenlaufs,
In dem auch du, o schöner Jüngling,
Wurdest, und bist, und dereinst nicht mehr bist.

Philosophie des Lebens.

An Caspar Barläus.

Trennen Länder uns gleich, Wälder und Berg' und Strom;
Dichter, wo sie auch sind, sammlet der Helikon.
Fels und Mauer durchdringt, Riegel und Schloß verschmäht
Ihre Stimme, die Göttliche.

Also send' ich auch Dir, ferne zum Meeresstrand'
An die Amstel hinaus meine Pierische
Töne, schliesse mein Herz, schliesse den Busen auf,
Der im Deinigen wiederklingt.

Mein Barläus, vernimm. Gold, die verächtliche
Erdenscholle, sie stielt Ruhe der Seel' hinweg.
Reichthum ist mir verhaßt, der mir ein Meinjges
Mehrt, und raubet mir selber Mich.

Kleinen Seelen ist groß, was den erhabenen
Seelen klein ist. Ein Gut möcht' ich besitzen, das
Mir zum bleibenden Gut nützlicher der Gebrauch,
Und die Zeit mir geliebter macht.

Was die Schickung gewährt, kann mir die Schickung auch
Nehmen. Ich hoffe nicht, weil ich nicht fürchten mag.
Hoffnung flieget voran, und die Begleiterinn
Furcht ist immer im Rücken ihr.

Ohne Sorge, wer ists? Wenn die Bistonische
Tuba tönet, wer ists? Der des erworbenen
Schatzes sicher, nur Sich, einig allein nur Sich
Und Nichts sonst zu bewahren hat.

Laß die Rotten umherstreifen! Die Trommel tönt,
Tönt zum Raube; das Horn rufet zur Plünderung;
Laß sie plündern; begehrt irgend ein Raubender
Meine Leier? Begehrt er mich?

Pöbel wünsche sich Viel! auch ein Unendliches!
Mein geschlichteter Streit legt mir ein Urtheil auf,
„Abzusagen dem Wunsch." Kann ich erjagen nicht,
Darf verachten ich desto mehr.

Hat Pythagoras wohl, hatte Diogenes,
Dieser, wenn er den Strom schöpfte mit eigner Hand,
Jener, wenn er Gemüs' ohne Fasanen aß,
Je den Schlemmer beneidet? Nie!

Kaisers Tafel besetz' Auster und wildes Schwein;
Schwarze Sorge besetzt jegliche Schüssel. — Dampf
Von Germaniens Glut, Rauch der verödeten
Städte steigt von den Schüsseln auf.

Manche Larve des Glücks klopfet an unsre Thür,
Spielwerk beut sie uns an, Scepter und Würd' und Gold.
Reiß' ihr, eh' du den Tand kaufest, die Larv' hinweg
Vom Gesichte, so schön es lacht.

Scheue jegliches Rad, das dir mit Quaalen droht.
Nicht des Henkers allein, siehe, der Zeiten Rad
Und des Glückes, das sich auf= und darnieder stürzt.
Droht mit Quaalen und Schande dir.

Weiß ich, daß sich mit Muth Alles ertragen läßt,
Trag' ichs. Klagend der Noth schmeicheln, ist Knechtessinn;
Mir gefället im Schmerz, mitten im Schmerz gefällt
Mir die duldende Majestät.

Was gebeutst du, Geschick? „Leiden!" Ich folge dir.
„Froh zu leiden," Geschick, wenn du mir das verbeutst,
Folg' ich nimmer. Du thatst, was dir gebührete;
Laß mich thun, was auch mir gebührt.

Meine dürre Gestalt prüftest du oft und lang',
Warfst mit letzter Gefahr nieder zu Boden mich;
Dank dir, daß du damit mir in dem Kerker schon
Leicht die Fessel und los gemacht.

Fahre weiterhin fort; siehe, so fliegt der Geist
Aufwärts: denn er ist frei. Drohe mit härtrer Pein;
Auch sie machet die Zeit, oder der Tod mir leicht;
Leicht die Zeit, und der Tod sie kurz.

Wenn mein Nache zerfällt, wenn ihm der Lüfte Sturm
Und die Welle des Meers Segel und Mast und Boort,
Ruder, Steuer entreißt, bleibet mir Eines noch;
„Schwimme!" rufet die Noth mir zu.

O wie wird das Gemüth, (rufet die letzte Noth,
Ruft das höchste Gesetz: „Schwimme!") wie wird es groß!
Warum soll ich den Tod fürchten? Er kam und floh,
Er, der Linie letzter Punkt.

Gelten Meinungen dir, oder die Wahrheit? — Ganz,
Ganz verdampfen wir nicht in die gemeine Luft.
Dem Verdieneten bleibt Leben; die Lebensform
Scheint zu schwinden, und wechselt nur.

Unsre Fabel, gespielt wird sie und ausgespielt.
Völker, Reiche, die Welt spielen die Fabel; oft
Ists die kürzere nur, selten die längere,
Die uns schön und die schönste deucht —

End' auch du, o Gesang. Lege, Melpomene,
Ab die Leier, leg' ab, Muse, den Rosenkranz
Deines bräunlichen Haars. Werde Najade, schwimm'
Als Najade zur Amstel dort.

Singe, was ich dir sang, meinem Barläus. Dann
Wirf die fremde Gestalt, Oceanide, ab,
Zeig' ihm, was du ihm bist, Schwester; und grüß' ihn hold
Mit vertraulichem Schwesterkuß.

Er ists, der dich so oft, Göttinn, und neulich noch
Täuschte. Glaubtest du nicht, daß von Apollo selbst
Wiederklänge der Hain? Muse, du irrtest dich;
Nicht Apollo, Barläus sang.

Die Todtenstäte.

Wie sich des Meeres wildeste Fluth zuletzt
Am Ufer leget! Wie sich der Segel Stolz
Zusammenzieht, und alle Wellen
Endlich im Hafen daniederbrausen!

Hier ruhen sie in Stille beisammen. Kein
Sturmwind ertönt. Der Pomp des Gewitters ist
Vorüber. Auch die Ungeheuer
Liegen im dämmernden Schlaf begraben.

Der Hofwind ist vorübergesauset. Neid
Und Rachgier sind verstummet. Verläumdung hat
Den Hauch verweht. Nur Eine Stimme
Lispelt hier leise: „Der Mensch ist Asche!"

Auch uns erwartet unwiderruflich einst
Die Stäte. Früher, später ereilt sein Loos
Den oder Jenen. Diesen ziehet,
Jenen Rebellen des Schicksals zwinget

Ein Machtgebot hin unter die Erde. — Lang'
Befürchten wir, was kommt und vorüber ist;
Und stehn bereit auf jeden Zufall,
Alle gebohren sogleich zum Tode.

Im Namen Leben lieget der Tod. Es treibt
Ein Jahr, Ein Alter treibet das Andre fort.
Den Knaben tödtete der Jüngling,
Diesen der Mann, und den Mann der Greis einst.

Ein Raub ist unser Leben; die Räuber Wir,
Und fliehn als Räuber Alter nach Alter durch
In wechselnder Gestalt; Dieselbe
Nimmer, und immer im Wahn Dieselbe.

Verwandle dich, o Proteus, wie du magst;
Wenn Gott gebeut, so bleibet dein Antlitz dir,
Die Todtenlarve. Schiff und Nache
Liegen im Hafen hier bei einander.

Gekrönte, wie geschorene Häupter sind
Hier Schädel. Suche, such' und erkenne sie!
Der Herbstwind hat die Blätter alle
Niedergesauset, und Blüth' und Blumen.

Wer mahlte seine Wange? Wer schwärzete
Sein Haar? Die Schlange wühlt im Idalischen
Lustgarten. Schauet her, ihr Schönen,
Denen das Leben ein süßer Schein ist,

Kommt her und schauet, denen im Spiegel jetzt
Ihr Antlitz, wie der Stimme die Echo süß
Zurücke klingt, in diesen Spiegel
Schauet. — Wo bin ich? Es schweigt die Muse.

Gott.

Hangen wir alle dann von Einem mächtigen Blick ab;
Wohl! so sey es gewagt,
Alles Ihm zu vertraun, nichts für uns selber zurück zu
Halten; wir hangen an Ihm.
Will Er, daß wir treiben den Pflug in Lybischem Sande,
Oder in Caucasus Schnee;
Will Er, daß in Joniens Meer wir kreuzen, und stocken
In Karpathischer Bucht;
Mögen andre des Meers Untiefen messen, und horchen
Auf der Vögel Geschrei;
Aengstlich lauschen, wohin die Lüfte streichen? Der Neumond,
Was er mit seinem Gesicht
Prophezeie? ob dunklere Nebel? wie oder mit heiterm
Antlitz glückliche Fahrt?
Ob er schlummere, oder mit seinem Horne den Abgrund
Wühle zu Fluthen empor?
Hieß uns gehen der Gott; so hält kein Nebel-Orion
Unter den Wellen uns auf;
Spaltet' er auch mit seinem Orions-Schwerte das Schiff uns,
Brüder, uns rettet ein Brett.
Auch mein Alter meß' ich nicht mehr nach Jahren der Sonne;
Hang' ich am sonnigen Strahl?
Meine Sonn' ist ein höheres Licht, ein schöneres! Dies nur
Zählet die Stunden mir ab.
Ueber des Himmels Bogen und über alle Gestirne
Spann' ich zum ewigen Ziel
Meine Senne der Brust, und schieße den Pfeil, der unendlich
Fliegt und so sicherer trift.

Das Götterleben.

Dich besing' ich, wahres Leben,
Süßes Leben, Götterleben,
Das kein Alter je beleidigt,
Keine Hora neidend kürzet,
Das in Paradiesesströmen
Nektar uns, und Milch und Honig, Seligkeit und Freude strömt.

Wo im Purpurlicht Aurorens
Unverwelkt der Freundschaft Rose,
Und der Liebe Rose blühet;
Wo auf Wiesen nur die Blume
Sich mit Edelsteinen zieret,
Und im Glanz der Morgensonne ewig neu die Schöpfung lacht.

Wo der Mai, ein schöner Jüngling,
Dem Verdienste Kronen windet;
Alle Frühlingsweste bringen
Balsamdüfte, den zu laben,
Den der Auserwählte krönet,
Lieb' und Anmuth, Scherz und Wahrheit, jeder Huldreiz krönet ihn.

Und die Goldbedeckten Bäume
Neigen sich zu ihm hernieder;
Blüthenbüsche steigen aufwärts
In Gerüchen; und die Ceder
Rauschet Lobgesang der Palme;
Freudenthränen weint die Rebe; die Cypresse mangelt hier.

In den Thälern, auf den Höhen
Wandeln Grazien. Sie singen
Hier der Unschuldliebe Freuden,
Dort die Trauer der Geliebten,
Schwingen sich zu ihnen nieder,
Freundlich trocknend ihre Thränen, lösend sie zu süßem Schmerz.

Jene feiern in Triumphen
Schwere frohbestandne Leiden,
Schauen unter sich die Erde,
Eingehüllt in Blitz und Wolken,
Und in dunkle Nacht und Nebel;
Blitze zischen; Leidenschaften morden und beneiden dort.

Sie in ewger Friedensaue
Werden nie des Friedens müde.
Ihre Dienstbarkeit ist Freiheit,
Ihre Thätigkeit Erquickung,
Einklang ihre Wechseltöne,
Harmonieen ihre Zwietracht; all ihr Leben ist Gesang.

Und das Ende des Gesanges
Ist sein Anfang. Wie die Sonne,
Wenn sie aus dem Meere steiget,
Wie der Mond im Kreis der Sterne,
Wie die Stern' im Jubeltanze
Glänzen ewig und beginnen ewig sie der Freude Chor.

Wagst du, mein Gesang, dich höher?
Tauchest dich in jene Tiefen,
Wo mit jeglichem Genuße,
Seliger und stets verlangend,
Freude, Wunsch, Begierde wachsen,
Wo die höchste Fülle Lechzen, süßer Durst die Labung ist.

Wo im Abgrund aller Freuden
Untergang sich jeder wünschet,
Und im Untergange niemand
Sich nach Küst' und Ufer sehnet,
Wo Entrinnen Quälung wäre —
Tauche, mein Gesang, den Dichter, tauch' ihn ganz in dieses
Meer.

Das

Das letzte Opfer.

Dir, meines Lebens sanfte Regiererinn,
Des zweiten Lebens fröhliche Hoffnung, Dir
O Göttinn, ward ich eigen; gönne
Gönne mir also, eh dies mein Auge

Sich brechend schließet, Thränen in süßem Schmerz,
Die meine Schulden tief in den Abgrund hin
Verschwemmen; dann o zarte Jungfrau,
Ende mit gleitendem sanftem Finger

Den Faden. Keine, keine der Parzen trennt
Wie Du ihn leise. Möge des Lebens Born
Aus meinem Herzen, wie ein Bächlein
In das unendliche Weltmeer rinnen,

Ins Meer der Ewigkeiten. O ebne mir
Die dunkeln Pfade, die ich da wandern muß,
Und bette meinen Leib im Schlummer
Unter die Erde. — Geloben mögen

Dir Andre große Gaben; ich sinke selbst,
Ein willig Opfer, Lorbeer-umkränzet, rings
Mit Tänien die Stirn umwunden,
Schweigend danieder vor deinem Altar.

Viertes Buch.

Viertes Buch.

Die heilige Begeisterung.

Von Himmels Auen führ' ich ein Roß dir vor,
Von Au'n der Sterne! Keines der Goldnen, die
  Apollo treibt, Adrasts Arion,
    Siegend im Kampfe, mag Ihm sich gleichen.

Nicht Pollux Roß mit flammenden Fittigen,
Nicht Xanthus, der den stolzen Peliden trug!
  Schau, wie das goldene Gebiß es
    Beisset, und schüttelt mit edlem Unmuth

Den Zaum-Smaragd, sein glänzendes Halsgeschmeid';
Und schäumt, als ob es Zügel und Edelstein
  Und Schmuck verachte. Am erhobnen
    Prächtigen Nacken, wie fliegt die Mähne,

Die nicht der Hebrus, nicht der Argäer-Reif
Gespült; es wusch sie heilige Jordanfluth.
  Des blauen Himmels und des Meeres
    Dunkleres Blau ist des Rosses Farbe.

Jetzt vor der Rennbahn stehend des Erdelaufs
Blickt es hinauf gen Himmel. Es wird dir nie
  Den Hals zum Ackerpfluge beugen,
    Oder zu wühlen in Cyperns Scholle;

Nicht mahlen dir im schmählichen Mühlengang',
Nicht tragen ein unwürdiges Joch der Müh;
  Auch des gemeinen Ruhmes Bahnen
    Edel verschmähend, erhebt das Haupt es,

Und stürzet schnell wie Winde, wie Blitze schnell,
Durch Feu'r und Fluthen, über die Felder hin,
Daß seinem Hufe kaum der Halm sich
Beuget, es netzet ihn kaum die Welle;

Dahin, wohin sein höherer Trieb es ruft.
Wie Donner tönt sein freudiges Ungestüm,
Wenn die Trommet' erklingt; es schnaubet,
Stampfet den Boden und eilt zum Streite,

Und achtet weder Pfeile, noch Lanz' und Schwert,
Noch Fackeln, die ihm drohend entgegenwirft
Der Zorn, die Ehrsucht, die Begierde,
Oder der blähende Stolz des Feindes.

In Kampfes Mitte kennet es keine Flucht;
Von fernher witternd, mitten im Sturm des Streits
Erspäht's Neronen. Maximinen,
Deciern schnaubet es Grimm und Weh zu,

Und tritt zu Füßen, was ihm entgegenstrebt,
Und hebt den Reiter hoch zum Olymp empor
Als Sieger. Kreisend in den Lüften
Träget es ihn zu Elea's Palmen.

Schwing' auf das Roß dich, Edler! Es fliegt mit dir
Hindurch das Leben, über Gefahren hin.
Ergreife nicht den Zügel; muthig
Träget es dich zum Olymp und sicher.

Die eigenwillige Leier.

Eitel ist, auch die Dichtkunst selbst ist eitel!
Oft beschämet sie uns; uns täuscht Apollo,
Daß die Leier unwillig uns die liebsten
Töne versaget.

Huldreich lachte der Morgen. Dort am Himmel
Stand der bleichende Mond; indeß die Sonne
Aus dem Bette der Rosen stieg, und freundlich
Alles umstrahlte.

Vögel sangen; sie hatten kaum verlassen
Ihre Neste; vor allen sang die holde
Königinn der Gesänge, die dem Dichter
Frühe den Schlaf raubt.

Auf stand ich und beschaute weit den Himmel,
Schaute munter umher die rege Schöpfung.
„Laß uns singen, so sprach ich, holde Leier,
Morgengesänge,

Frohen Morgengesang dem Vaterlande.
Könnten unsre Töne des armen Deutschlands
Jammer stillen, und seiner bittern Thränen
Ströme vertrocknen!"

Munter griff ich; die widerspenstge Leier
Tönte fremden Gesang. Wie Balaam dort
Mußt' ich Segen singen, den ich im tiefsten
Herzen verwünschte.

Also wallet im Meer das schwache Segel,
Widrigem Wind' ein Spiel, indeß das Steuer
Machtlos kämpft und die Ruder und der Schiffmann
Traurig erseufzen.

Stärker griff ich den Ton. Des Vaterlandes
Unbezwingliche Glut im Herzen sollte
Glück ihm singen, und ach im Todesfroste
Starrte die Hand mir.

Wie im Schlafe, so sang ich: „Hohes Deutschland!
Laß den Kummer hinweg! Die Feinde fliehen;
Ein glückseliges Land, du wirst es bald seyn,
Allen zum Neide.

Reich an edler Berathung! Reich an Klugheit,
Wie an tapferem Muth! an Fürstentreue,
Wie an Treue des Volks; an seiner Glieder
Innigen Eintracht,

An Vernunft, am Geiste des Vaterlandes!“ —
Also sang ich matte gezwungne Töne;
Andre gab mir Apollo nicht; und hätt' ich
Wilde zerrissen

Meine Saiten. O eitel ist die Dichtkunst!
Oft beschämet sie uns, uns täuscht Apollo,
Daß die Freundinn Leier uns ihre liebsten
Töne versaget.

Nach der Eroberung Breisachs

im dreißigjährigen Kriege.

Des Flakkus Cither reiche mir, Knabe, die
Dort an der Wand hängt; jene, die silberne,
Nicht dieses Rohrgewächs, das Pan mir
Nur zu Gesängen der Landlust schenkte.

Was soll mir Buchsbaum? Jene, Böotier,
Die dir zur Hand ist. Weißt du nicht, wie ich längst
In ihre scharfen Silbertöne
Liebende Thränen und Trauer mischte?

Nun schleuß die Thür, und ziehe den Riegel vor,
Daß meine Seufzer, Seufzer ums Vaterland,
Kein fremdes Ohr belausche. Muse,
Gib mir, o Muse, Gesang zu Thränen.

„Wo Gott der Herr nicht selber das Haus beschirmt,
Wo Gott der Herr nicht selber die Stadt bewacht;
Umsonst sind Eure Wäll' und Thürme,
Wachen und Sorgen, sie sind vergebens.

Des Reiches Brustwehr, Unseres Jupiters
Tarpejer-Burg hat Brennus erobert!" — Wer
O Knabe, hat an dieser Cither
Alle die Saiten gelöset? Wer hat,

Unglücklicher, die Töne mir ganz und gar
Verwirret? Stimm' ein anderer Flakkus sie! —
Mich eckelt der sinnlosen Mühe. —
Reiche den Becher! hinweg die Saiten!

Der Tod des Helden.

Was erzählst du, Gerücht? „Er ist gefallen?
Pappenheim! Er erkämpft im Schlachtgefilde
Nicht mehr Siege des Ruhms; er feiert drunten
Schattentriumphe."

Schweig', Unglückliche, schweig'. O deine Waage
Wägt Verdienste der Männer nach Erfolgen,
Nicht nach Werthe der That. Kein Zufall schmälert
Würde der Tugend.

Körper fallen im Unglück; doch kein Unglück
Raubet ihnen die Ruh auf großen Thaten;
Ruhe, die den Gefallnen, sank er würdig,
Würdiger darstellt.

Was ist Pöbelgerücht? Der Großgefallne
Liegt in Größe. Den Tapfern drückt der Sturz nicht;
Sondern hebt ihn empor. In schönem Zorne
Bebte der Stamm nach,

Als die Eiche daniederstürzt'. Ein mordend
Eisen fällete sie; da neigte brausend
Sich der Wipfel; es sauseten im Wipfel
Heulende Winde.

Schaut den Helden; es zieren ihn die Wunden.
Dieses strenge Gesicht, noch streng' im Tode,
Dies zerhackte Gebein — es füllt mit heiligem
Schauer die Seele.

So erfüllet den Geist die hingesunkne
Mauer Roms; es erschreckt mit hohem Grausen
Uns im Grabe der Vorwelt ein zertrümmert
Heldengebilde.

Also lag, wie die Fama sagt, auf Rhodus
Einst daniedergestürzt vom Sturm der Zeiten
Jener Sonnencoloß; auf Meer und Lande
Lagen die Trümmer,

Und der Wanderer sprach, indeß Kameele
Eine Spitze des Fingers fortbewegten:
„Großer Mann! den Olymp hinüber ragt' er
Bis zu den Sternen.“

Die Ehrbegierde.

Nach edeln Männern strecket die Ehrbegier
Sorgfältig aus die Scheeren, und hält sie vest.
Die Hände bluten; der Ergriffne
Seufzet im Inneren. Dennoch läßt sie

Die Hand nicht los ihm, bis, wie ein Kind, er weint —
Und ließ sie los ihn; kehret er bald zurück
Zur alten Pein. Mit neuer Sehnsucht
Sehnet er sich nach gewohnten Schmerzen. —

Was füllet unsre Tage mit Noth und Weh
Und Gram und Unruh? Traurige Ruhmbegier,
Um welchen Lohn, mit welcher Mühe,
Suchest du Krieg und Gefahr und Wunden

Und Tod! — Wo irgend, irgend des Reiches Zaun
Ein Ritzchen spaltet; siehe, da steht der Wolf,
Und wetzt den Zahn, indeß im Innern
Lämmer, unschuldige Lämmer zittern.

Er wetzt den Zahn nach Beute. Die Beute macht
Ihn Ruhmvoll, glücklich! — Glücklich? o glaub' es nicht.
Triumphe, Krieg, und Nahm' und Titel,
Ehren und goldene Beut' und Wohllust

Sind nicht Gemüthesgaben. Der Dichter spricht:
„Wer, wenn er Alles, Alles Sich einig schenkt,
Und nichts von außen sich versaget,
Außer Sich selbst, der versagt sich Alles.“

Wallenstein.

Nicht, wieviel im Besitz, oder worinn du ihn
Habest, machet dich reich, machet dich groß, Myrtill;
Sondern wie du das kleinste
Eigenthum zu verwalten weißt.

Schätze werden im Brauch Schätze. Das beste Gut
Nützt der Schlechtere schlecht; selber dem Glück erlaubt
Ers nicht, daß es sein Füllhorn
Ihm ausleere zu seinem Wohl.

Diesen Schönen, es ziert seine Gestalt ihn nicht;
Jenen Großen beglückt Titel und Würde nie.
Auch der Schatte des Lorbeers
Machet Manchen am Haupt nur kahl.

Wer sein edleres Blut schnöde mit Lastern schmäht,
Ist ein Armer; und säß' hoch er auf Crösus Thron.
Manchen schändet der Purpur,
Und je mehr er ihn aufhellt, mehr.

Dies unwürdige Haupt träget die Mitra, wie
Pluto's Scepter der Kahn-rudernde Charon trägt.
Ist der Consul ein Weichling,
Drohen Fascen und Beil' ihm selbst.

Goldestrunken erlag Crassus; wie Hannibal,
Selbst vom Siege besiegt, unter der Beut' erlag.
Jene wiedergefundne
Gemme drohte dem Polykrat. —

Zugezählet wird einst diesen Geschichten auch
Wallenstein. Wie ein Dampf flammet' er und erlosch,
Er, ein Balle des Glückes,
Er, ein Mährchen erhabner Macht.'

Hochmuthschwindelnd ersah Er des Sejanus Bahn
Sich zum Laufe; da trug Ihn auch Sejanus Pferd.
Uebereilet und stolpernd
Stürzt' es nieder; er brach den Hals.

Die Kriegszucht.

Der Feldherrn giebt es Wenige, denen Mars
Auch ohne seine Cypria wohlgefällt;
Die an den Schild die keusche Schläfe
Muthiger drücken im kalten Lager.

Was tönen dort für Stimmen im Kriegsgezelt?
Geschrei der Kinder, Weh der Gebährenden.
Wen träget jene Schaar von Wagen?
Weibergepäck; o der Zeiten Schande!

Denn stumpfte Venus jeglichem Helden nicht
So Schwert als Lanze? spannte den Bogen ihm,
Und Arm und Muth ab, daß die strengen
Sieger, ein weichliches Heer, erlagen.

Mein Zeug' ist jener Punier. Kapua
Besiegte Cannä's Sieger. In Wohllust sank
Das Heer zu Boden, dessen Fußtritt
Spanien, Gallien, Rom erbebt war.

Entfernt dem Lager bleibe das Weib. Und fern
Dem Lager bleibe nichtige Deuterei.
Dein Glückeszeichen sey, o Krieger,
Männliche Brust und gerechte Sache.

Denn sängen Schwäne sieben- und siebenmal
Dir Siegesgesänge; brütet im Herzen dir
Des innern Vorwurfs stumme Kröte,
Furien singen dir in den Schwänen.

Dem Vaterlande fließe dein edles Blut
Zum Friedensopfer. Frieden erkämpfe dein
Umlorbeert Schwert; und deine Lanze
Sprieße zum schattenden schönen Palmbaum.

Krieg ist Entscheidung. Wer sie im Augenblick
Versäumt; es säum' ihn Träge, Vermessenheit,
Vergnügen, Stolz — er ist ein Räuber,
Räuber und Mörder des Vaterlandes.

Wie viel der Reiche, o wie so manchen Sieg
Verdarb Ein Dämon, neidische Eifersucht!
Europa seufzet drob, und Knaben,
Mädchen erzählen, was Ich beweine.

Ein schneller Zaudrer (Fabius hieß er einst)
Beschwingt zu Thaten, wenn er zu säumen schien,
Er eilet langsam, bis die goldne
Reifere Frucht in den Schoos ihm sinket.

Des Cadmus Enkel mögen im Streite sich
Einander würgen; führe du offnen Krieg,
Mein Feldherr, und dein Lager werde
Keine Arena der falschen Ehre.

Umschanze Deine Zelte mit Pflicht und Recht;
Um keinen Preis verletze das heilge Wort,
Das Du gegeben; Ehr' und Treue
Glänze Dir schöner als Gold und Perlen.

Ein Sieger, der den Himmel und sich verschwur,
Ist ein Besiegter; richterisch folget ihm
Die stille Nemesis und zeichnet
Was er berühret und Ihn zum Opfer.

Dem

Dem Unterjochten, der du ein Feldherr bist,
Laß Joch und Ochsen; laß ihn die Felder baun,
Und gönne seiner Saat zu wachsen,
Daß sie dir reife zur Bürgerkrone.

Wenn werden meine Lehren erfüllet? Dann,
Wenn alle Ströme meines Germaniens
Im Lauf umkehren und der Rhein sich
Eilig zurück in die Quelle wälzet.

An einen im Kriege vertriebenen Landsmann.

Schallt mein freundliches Saitenspiel
In die Ferne zu dir, Summara; so vernimms.
Der ich sonst mit des Orpheus Kunst
Rhein und Donau verband, sende der Töne Macht
Nach Helvetiens Thälern jetzt.
Warum quälest du mich mit den verlangenden
Seufzern hin in dein Vaterland?
Klagst der Kriege Geschick, härter als sichs gebührt,
Weich dir selber, mit Unmuth an?
Lern', entbehren. Auch ich meide mein Vaterland
Zwanzig längere Jahre schon.
Bacchus kelterte dort; aber für mich nicht mehr:
Ceres erntete; nur nicht mir.
Längst entwöhnet anjetzt jenen Gefilden, zieh,
Wenn das Schicksal es so gebeut,
Nach Sarmatien ich, oder ans schwarze Meer,
Oder unter den Weltpol selbst.
Mein Haus ist ein Palast. Wo ich verweile, bin
Ich gebohren. Ein Vaterland
Wird mir jeglicher Ort; Tapfere finden es,
Oder schaffen sichs überall.
Viel zu sehnend erflehst du von dem harten Glück
Deine Scholle zurück, und hältst
Dich vertrieben. Du bist, glaub' es, gewandert nur. —
Gingen Römische Colonien
Zu bewohnen das Land, das sie eroberten,
Sey du auch wie ein Römer dort,
Und verbanne das Leid. Dein ist der Himmel ja,
Der dich decket, die Erde dein,
Die dein flüchtiger Fuß, (auch des Verbanneten
Fuß) betritt. Und so lebe wohl!
Wunderbar! Es erklingt dreimal die Cither mir:
Lebe, lebe getrost und wohl!

Wirkungen des Unglücks.

Wenn schwer der Himmel, schwer in Gestirnen drückt,
Erträget Atlas, bis das Gewölbe selbst
Daniedersinkt zu Herkuls Säulen;
Also, Beladener, du auch trage

Des Lebens Lasten. Ungemach machet nicht,
Es zeigt, wer glücklich oder unglücklich sey,
Und deckt im Kampf verborgne Schand' auf;
Wen es erlegete, war nie tapfer.

Beim Anblick einer Karte des Weltsystems.

Sieh, o Memmius, sieh den wundernswürdigen Punkt hier,
    Auf welchem seit Jahrtausenden
        Cäsare Kriege geführt:

Sprich, wo breitete sich die weite Pharsalische Ebne?
    Wo ist der Wassertropfe, der
        Xerxes Armade verschlang?

Und doch standen sie dort bei Philippen die schrecklichen Heere;
    Vor Xerxes Flott' erzitterte
        Nereus; so singet das Lied.

Dieses Punktum theilet man sich mit Feuer und Schwertern;
    Von nah' und ferne fallen dann
        Heere der Menschen dahin.

Ballspiel spielen die Fürsten; sie schlagen den Ballen zur Erde;
    Auffliegt er; und jeder rafft,
        Was er vermochte, für sich.

Auf dem Punkt hier donnert der Zufall; seine Geschenke
    Verkauft das Glück; die Liebe schenkt
        Thalamus, Wiegen und Sarg.

In dem Punkt hier sind die Tyrannen-Nester. Wo Jener
    Sich stellte und verstellete,
        Capreä liegt in dem Punkt.

Hier regierten die Galba; Neronen sangen und tanzten;
    Hier bauete sich Adrian
        Seine Aegyptische Burg.

Und noch immer erreget der Punkt so heiße Beg'erden;
Zu Schlachten ruft die Ehre, sie
Ruft in das blutige Feld.

Arme Streiter! Ihr schifft in einer mäßigen Urne;
Ein kleiner Mückenflügel deckt
Alles, worüber ihr kämpft.

Habsucht zeih' ich euch nicht; in gar zu engen Kanälen
Beschränken eure Wünsche sich,
Nur um ein Pünktchen des Punkts.

Ich bekenne den Stolz; mein Geist treibt höhere Wünsche;
Vom Himmel stammend, schwinget er
Ueber den Staub sich empor,

Und durchwandert die Welt. Mein großes Haus ist der Himmel;
Kein Erdenwinkel schließet mich
Ein wie den räudigen Hund.

Mein Ocean ist der Aether; in ihm verlieret der Punkt sich.
Mein Ziel der Wünsche, meine Bahn
Ist das Unendliche, Gott!

Das Roß vor Troja.

So ist es! Deutschland stirbt einen kostbarn Tod.
Mit viel Gefahren, Leichen und Mühe baut
Es sich sein Grabmahl. Sonder Aufwand
Sollen die Trümmer es nicht begraben.

Uns schmerzen Wunden, die wir mit eigner Hand
Uns schlugen, und sie nähren mit eigner Hand.
O Troja, Troja! unter Hektor
Stündest du noch unerschüttert-glücklich,

Hätt' eigner Frevel willig dich nicht entehrt.
An deine Mauern stellte der schlaue Feind
Den Waffenschwangern Berg, das Roß, hin,
Das die erlesensten Krieger einschloß;

Und deine Jugend scherzte, das Roß von Holz
Beschauend; Haufen stürzten hinaus zu ihm,
Und lauter Jubel scholl, je näher,
Näher sie es zu der Mauer rückten.

Denn also wollts die göttliche Schickung. Wer
Vermag der Götter Willen zu widerstehn?
Vergebens warnt und rennt den Spieß ihm
Tapfer Laokoon in die Seite;

Schon knüpfen Greise, Männer und Mütter sich
Zum Einzugsreigen. Knaben und Mädchen sind
In Arbeit, unter Siegsgesängen
Jauchzend das Roß in die Stadt zu fördern.

Die knüpfen Seile; Jene, mit Leitern kühn
Aufklimmend, werfen um den erhabnen Hals
Des Rosses Bande; Jene schenken
Räder den Füßen des zahmen Unthiers.

Der reißt die Pforte, jener die Mauer ein;
Nun steht es endlich auf der erhabnen Burg,
Und schaut in Unglückschwangrer Stille
Auf die Gebäude der armen Troja.

Ach, Haus des Priams! würdig des Untergangs,
Das seinen Todfeind selbst in die Mauern zog.
Ihr Bürger, konntet ihr den Sinon
Nicht an dem tückischen Blick erkennen?

Bald also rauchten Pergamus Trümmer; spät,
Zu spät nur ward der kindische Phryger klug.
O Alcimus, und immer werden
Kindische Phryger zu spät nur weise.

Nicht Ilus nur hat thörichte Söhn' erzeugt;
Auch in Europa pranget ein Ilion.
Wie mancher Simois und Xanthus
Färbte von Troisch-Germanischem Blut sich.

An unserm Busen nähren die Feinde wir,
An unsern Busen locken wir Feind' hinan. —
Ein glänzend Ende! Sonder Aufwand
Sollen die Trümmer uns nicht begraben.

Das Kleine.

Alles Große beginnt
Kleinen Beginns;
Also dann endets auch.

In der Hütte begann
Jegliches Reich,
Jegliche Königsstadt.

Dieser brausende Strom,
Riß er am Quell
Brücken und Mauern weg?

Jener wimpelnde Mast,
War er als Zweig,
Was er im Meer jetzt ist?

Alles wächst mit der Zeit;
Freuden und Schmerz
Häufet die Zeit hinan.

Wer in Frieden und Krieg
Kleines verschmäht,
Hüte vorm Größern sich.

Wer in Frieden und Krieg
Kleines benutzt,
Nutzet das Größte einst.

Deutschlands Klagegesang.

Den Kranz von Rosen legte Germanien
Zur Erd', und streuet Asche sich auf das Haupt;
Ihr Antlitz welket. Ihre Locken
Fliegen zerstreuet umher. Was tönen

Für Klageseufzer hoch zu den Wolken auf?
Unüberwindbar-mächtige Königinn
Der Völker, sitzest du als Wittwe
Nieder am Boden, und schlägst die Brust dir?

„Was athm' ich länger? Ich, die Verachtete!
Des Feindes Beute, Beute der Spottenden,
Ich ringe zur Geburt, und kann nicht,
Kann nicht gebären. O welchem Schicksal

Erspar' ich mich? von innen und außen gleich
Bedrängt, begraben. Neben einander liegt
Macht, Ehre, Tugend, Glück und Würde.
War es nicht Höhe, die mir zum Fall ward?

Wo sind die Zeiten, als ich der Erde rings
Gesetze gab, hinüber den Alpen, dort
Am Belt, der Tiber, an der Schelde
Weichsel und Rhone, wo sind die Zeiten?

O gebt mich wieder meinen gefürchteten
Eiskalten Wäldern, wo mich ein Tacitus
Lobpries, und meine tapfern Söhne,
Biedere Söhne die Mutter schützten."

Der Janustempel.

An die versammleten Friedensstifter.

Ja ich gedenke Deiner und weine. Was quälst du das Herz mir?
Ich weiß es, daß du kaum noch Athem holst,
Deutschland. — Weiß, du liegest im Blut, zertreten, im Staube,
So lange jener Tempel offen steht. —
Schließet den Tempel, o ihr versammlete heilge Quiriten;
Fünf Lustren hat uns Mavors Wut geraubt.
Schließet den Tempel! Es hat der Orkus traurige Schatten
(Kaum fassete die Haufen Charons Schiff,)
Gnug empfangen. Germanien raucht. Es trocknet die Augen
Der Bürger sich an seines Hauses Glut.
Anderes hat er nichts, sie zu trocknen; Scythen und Barbarn
Entrissen ihm sein dürftig-letztes Kleid.
Was Numantium einst, was Ilion, Argos und Thebe
An Noth erfahren, haben wir durchprobt.
Sinnlos irret der Schmerz mit losgelassenem Zügel
Durch öder Dörfer wüste Wohnungen,
Durch begrabene Städte. Das Kind, am Busen der Mutter
Verschmachtend, drückt die Nahrungslose Brust. —
Ceres schauet sich selbst und die hungrigen Schaaren mit Zorn an,
Daß ihre Frucht von Menschenblut erwuchs.
Grausam herrschte der Tod. Den rafft' er in Eile; dem Andern
Versagt' er sich; die Jungfrau dorfte nicht
Unentweihet zum Grabe. Geschändet-niedergetretne
Leichname sahn die ernsten Manen scheu.
Und wie im brennenden Walde die Glut, so wächset der Krieger
Ruchloser Sinn und Frevel Jahr auf Jahr.

Weithin wütet die Pest. Nicht Deutschlands Fluren allein drückt
Der Jammer; ganz Europa mit ihm bebt.
Thems' und Schelde, der Rhein und die Elb' und Weser und Donau,
Ihr' aller Wogen hat der Sturm empört.
Spanien schleicht mit sinkendem Tritt. Auch Gallien singet
Triumphgesänge zwar, doch ächzend nur.
Rahel weinet um ihre Kinder; der traurige Sieg weint
Um tausend arm-erschlagne seines Volks.
Schließet den Tempel, o Ihr von himmlischen Pfeilen Erglühte,
Ihr Friedensboten, schließet Janus Thor.
Bannet hinein den Krieg, das Ungeheuer, und fesselt
Mit hundert Ketten dem Altar es an.
Ihm zu Füßen bindet den Neid und die schreckende Rache,
Den drohnden Ehrgeiz und den wilden Zorn,
Bindet die Habsucht vest; und stoßt der Pforte den Riegel,
Und wälzet Ajax mächtgen Stein ihr vor.
Dann umpflanzet das Haus mit dichten Hainen; auch Phöbus
Geschärftes Feuerauge find' es nicht.
Auf ihm ruhe die Nacht, daß Argwohn, Zweifel und Trugsinn,
Gewalt und Neid kein Ritzchen an ihm späh'.
Palmen sprossen umher und der Oelbaum. Sage die Inschrift
Des dunkeln Haines vor der Pforte dann:
„Lasset den Tempel in Ruh. Der Gott von Innen ist Dem hold,
Der ihn in fernster Ferne scheu verehrt."

Gebet.

Als sich die Friedens-Unterhandlungen verwirrten.

Welch ein Ende der Last, die wir getragen,
So viel Jahre getragen ohn' Erbarmung,
Hast du uns bestimmet, o du der Menschen
Retter und Vater.

Heilige, erste Vernunft, die aus dem Chaos
Einst erfand das rosige Licht, und unser
Dunkel siehet, o holde Macht, erfind' uns
Selber den Frieden.

Das Ungeheuer.

Unter Arkadius ward ein Ungeheuer geboren;
(Mich dünkt, es war bei Chalcedon.)
Seiner Mutter, (ein Weib, die der Stolz und Geiz in Person war;
Den Vater wußte selbst sie nicht.)
Ihr schien hold das lächelnde Kind; nur reckten die Ohren,
Wie Midas-Ohren sich empor.
Sonst ein Affengesicht; und unterm häßlichen Kinne
Hing ihm ein wahrer Eurus-Kropf.
Seine Glieder starrten in Kälte, wie wenn der December
Aus Scythien geboren sey.
Wer es berührete, stand erstarret. Es blinkte die Zähne;
Und warf die Augen hin und her.
Widriger Schaum stand ihm vorm niegeschlossenen Munde;
Unruhig hob es sich, und sank
Kraftlos nieder. Das Volk, die Obern liefen zusammen:
„Ist es ein Mensch? ein wildes Thier?
Lebt es?" — „Leider, es lebt! (so sprach der göttliche Weise,
Chrysostomus.) Sein Vater ist
Pluto! Doch ists kein Mensch. Das heilige Wasser der Taufe
Gebührt ihm nicht; doch geb' ich ihm
Einen Namen; der werde mit Scheu von allen genennet;
Es heißt: das kalte Mein und Dein!"
Seitdem ward in Europa dieß Ungeheuer geboren;
In Staatsgemächern brüteten
Sorgsam es aus die Diener des Staats und nannten es anders,
Und tauften öfter es — mit Blut.

Das Opfer.

Opfer flammen nicht mehr auf unsern heilgen Altären,
Seit sich ein Gotteslamm zur Söhnung gab;
Dennoch weiß ich ein Opfer, das angenehm zu den Sternen,
Und lieblicher als Weihrauch aufwärts steigt.
Soll ich der Opferer seyn? Ihr Hohen, bringet das Thier her,
Das häßliche, das kalte Mein und Dein.
Reiche das schärfste Messer, o Knabe. Mit heiligen Binden
Und Kränzen führt es festlich zum Altar.
Sprenget Wasser und streuet Salz. Du, zünde die Flammen,
O Knabe, ja nicht mit Cypressen an,
Nicht mit der Ceder; mit Bäumen des Vaterlandes, und hingen
Ehbrecher, Räuber, Dieb' und Mörder dran,
Schaffe mir viel von dem edlen Gehölz. Jetzt fache die Lohe
Mit Schwefel, Harz und Drachenkugeln, wie
Einst sie der Bel zu Babel genoß. Jetzt alle die Ballen
Sophistischer Staatsschriften oben drauf:
Schaut, wie die Flamme steigt. Nun, Ungeheuer, zum Altar!
Entsühnend weih' ich dich den Himmlischen.
Singet den Opfergesang. Wohlauf! — Es zischet die Flamme;
Die Funken sprühn; der Aether heitert sich.
Schaut! Sie sinken hernieder, des Himmels heilige Jungfraun,
Religion und Treu und Redlichkeit,
Einfalt, Frieden und Heil. Im Tanze der Grazien schwingen
Sie dreimal segnend sich um den Altar.
Hört ihr der Seligen Lied? Die Gestirn' antworten dem hohen,
Dem süßen Jubel. Welch ein holder Duft

Steiget vom Opferaltar! Die Bäume rings und die Wiesen
Erquickt der Anhauch; schöner grünen sie.
Ist Elysium hier? Dort niegesehene Rosen!
Bin ich in Pästum? Blüht Hymettus hier?
Dort Alcinons Hayn? — Gesöhnt sind eure Verbrechen;
Der Himmel lacht; die Erde freuet sich.

Zwo Göttinnen.

Nicht im Schlummer allein genießt der Dichter
Götterträume; dem Wachenden erscheinet
Auch Apollo. So trat mir heut am Mittag'
Herrlich ein Bild vor;

Zwo Göttinnen. Die Eine weicht der hohen
Pallas kaum an Gestalt und Königsgröße;
Und der anderen weicht die Meer=entsprungne
Paphia selber.

Stolzen Ganges erschien die Kriegesgöttinn,
In erschreckender Pracht; es klangen Waffen,
Goldenes Erz erklang, wohin ihr Fuß sich
Drohender wandte.

Vor der Brust den leuchtenden unanschaubarn
Harnisch; auf dem Haupte den Helm. Es flogen
An dem blinkenden Helm, gefiedert flogen
Rauschende Büsche.

In der Rechte das nackte Schwert; die Linke
Hielt die Waage, worinn auf Einer Schale
Alle Reich' Europens, und in der andern
Tod und die Pest lag,

Schmerz und Thränen und Grimm und Weh und Ketten.—
Ernsten, heiteren Blickes trat sie vor mich;
Doch mein Auge vermocht' auch nicht den mildern
Blick zu ertragen.

Ihr

Ihr entgegen erschien im Lichtgewande,
Glänzender als der Schnee, und mit smaragdnem
Gurt umgürtet, die liebliche, die schlanke
Göttinn des Friedens.

Um ihr bräunliches Haar den Kranz von Myrthen
Und von duftenden Veilchen leicht geschlungen;
Freude strömten die Augen, und die Lippen
Liebliche Worte.

In der Rechte den Oelzweig, in der linken
Sions Palme: sie ging der furchtbarn Göttinn
Froh entgegen: „o Schwester, endlich, endlich
Seh' ich dich wieder,

Nach so vielen der Jahre. Ach, dein Kleid ist
Blutroth!" — Traurig erwiederte der Völker
Themis: „Matt von Strafen und matt von Jammer,
Komm' ich vom Schlachtfeld

Deutschlands. Ströme von Blut sind geflossen!
Jetzt, o Schwester —" Umarmend küßten beide
Sich die Wange; so küssen sich am Xanthus
Glänzende Tauben.

„Laß die Gewand' uns wechseln! sprach die muntre
Friedensgöttinn. Ich will die schweren Waffen
Mir versuchen. Hinab den blutgen Panzer!
Drohender Helm, ab!"

Und sie umwand ihn ringsum mit des Oelbaums
Dichten Zweigen. Dem wilden Haar der Schwester
Wand sie Myrthen und Veilchen um, und Kühlung-
Wehende Palmen.

Jetzo setzte sie sich den schönern Helm auf,
Schwang das blinkende Schwert in leichtem Tanze,
Und verbarg es. Die Waag' in ihren Händen
Sprossete Rosen,

Sproßte Lilien: denn das Glück der Völker
Tragend, wäget sie Fleiß und Lohn, der Arbeit
Müh' und süßen Genuß, Verdienst und Ruhm in
Goldenen Schalen.

Und mir entschwand das Bild. O daß die Schwestern,
Spät vereinet, sich niemals mehr entzweiten!
Daß kein Frevel der Mächtigen die Göttinn
Wieder bewafne!

Der unauflösliche Knoten.

Nicht mit der Schärfe des Schwerts, mit Macht des Geistes und Herzens
Den Feind besiegen, ist der schön're Sieg.
Was der Sterblichen Hände zu baun vermochten, vermag auch
Die Hand der Sterblichen in Staub zu streun.
Dies zeigt Troja; Babylon dies. An der Sonne gekochet,
Zerfiel in Scherben es vom Hauch der Luft.
Sank nicht einst der Coloß? Du suchst im neueren Troja
Das alte Rom des Romulus umsonst.
Sein Colosseum steht, und die Tempel stehen verödet,
Theater, Circus, Capitolium. —
Was die Sterblichen baun, ist sterblich; möge der Zufall
Es stürzen, oder Ehrgeiz, List und Trug.
Thörichter Phrygier auch, der, auf die Stimme von Delphi
Gestützet, jenen ewgen Knoten flocht!
Ein leichtsinniger Held, ein Jüngling trennte den Knoten
Mit Einem Streiche seines Jugendarms.

Ob er auch lösen könnte den Knoten, den, o Quiriten
Ich Euch darreiche? Diesen Ewigen!
Schlagt die Hände zusammen, und knüpft ein ehrliches Bündniß;
Was Einem gilt, das gilt euch Allen, Treu.
Komme der Macedonier dann; in Frieden und Kriege
Besteht der Knote, den die Eintracht schützt.
Sie selbst wohnet in ihm, und hält ihn zusammen; erprobe,
Erprobe sich an ihm ein frecher Arm.
Meint ihr, er sey von Riemen und Hanf geflochten? Ein zartes
Gewebe, das Arachne, Pallas selbst
Seidener weben nicht könnte, bethaut mit himmlischem Nektar
Ist biedern Seelen ihr gegebnes Wort.

Das Feuerwerk.

Nach geschlossenem Frieden.

Die neuerfundne prächtige Flammen-Kunst
Will ich zu Eurem Ruhme, Quiriten, nicht
Anpreisen, daß in Sinnesbildern
Eure Verdienste zu Dampf verlodern.

Kein Ehrenbogen strale von farbgem Licht,
Kein Feuerdrache neben Centauren sprüh'
Mit offnem Schlunde. Die Rakete
Soll in die Lüfte nicht aufwärts steigen,

Und lösen sich in Sterne; der Feuerball
Nicht über Wellen hüpfen und untergehn,
Daß fürchtend-froh der Pöbel jauchze,
Und der beleidigte Strom erröthe.

Statt solches eitlen schreckenden Aufwands Pracht
Beut mir der Aether schönere Wunder dar.
Ich schaue sie umsonst, die schnellen
Feurigen Welten, die droben weilen.

Um Eurer Arbeit Früchte der spätesten
Nachwelt zu melden, lasset ein Feuerwerk,
Laßt ein Trojanisch-großes Grabmahl
Hier uns erbauen mit glühenden Fackeln.

Zu seiner Flamme darf es Neronischer
Mordbrände nicht; kein heiliges altes Rom,
Kein Buchenwald erglüh'; es seufze
Keine Dryade um ihren Ulmbaum.

Zu seiner Flamme haben wir Zunders gnug —
Hieher des Krieges schreckliches Werkzeug! Bringt
Die Panzer her, und Helm' und Waffen,
Schwerter und Spieße, die Riesensporne,

Und jeden Schild, der kriegenden Uebermuth
Beschützte, bringt Trommeten und Hörner, bringt
Die goldnen Stiefel, die Soldaten,
Unter Soldaten auch Weiber schmückten,

Und Scherp' und Gürtel; bringet die Fahnen her,
Standarten, Kriegeswagen und Kriegsgeschoß —
Was säum' ich? Bringt den ganzen Krieg her,
Bringet ihn her, daß er aufwärts flamme.

O Sonne, lang' verdunkelter heilger Glanz,
Hyperions des Mächtigen Sohn! Erhörst,
Erhörtest je du deines Dichters
Flehend Gebet, o so wend', o wende

Dein Stralenantlitz mit dem verzehrendsten
Lichtblick herab, und zünde den Altar an,
Auf dem der Krieg, der wilde, tolle
Traurige, schändliche Krieg zerstäube.

Dann reinige den Boden, o goldner Stral,
Wenn mit dem Schwerte du auch die Scheide selbst
Verzehret hast; und Ihr, Quiriten,
Setzet dem Sonnengericht die Inschrift:

„Wer Einen Dolch, wer Einen verbannten Speer
Aus dieser heilgen fressenden Flamme stahl,
Wie Achan sey er ein Verfluchter,
Unter den Steinen des Volks erliegend.“

Das neue Saitenspiel.

Lauer wehten die Lüfte nach endlich entflohenen Stürmen;
 Frühling erneute die Welt.
Da erwärmte der Busen sich mir; zu Jugend-Verlangen
 Kehrte die Seele zurück.
„Wäre das Saitenspiel, das einst ich spielete mein noch!
 Gäb' es Terpsichore mir
Wieder; wenn sie mir nicht ein Schöneres schenkte! — Begehr' ich,
 Schweigende Muse, zu viel? —
Nur den Schatten der Kränze, die einst mich schmückten, erfleh' ich,
 Nicht zur Zierde für mich.
Meinem Memmius möcht' ich singen ein Lied, wie ich einst sang! —
 Schweigst du, wie Niobe noch,
Felsgewordene Muse?" — Ich sah zum Himmel, und siehe,
 Wolken umringeten mich.
Blitze fuhren; ich bebt', und wie mir selber entrissen,
 War ich in anderer Welt,
Und mir sprach eine Stimme; sie sprach in das innerste Herz mir:
 (Meiner Gefährten vernahm
Keiner ein Wort.) „Undankbarer du, Alsatier, hoffst du
 Neue Gesänge von mir?
Da du das Saitenspiel, das ich dir schenkte, zertrümmert,
 Selber mit Füßen zertratst.
Bist du der Jüngling noch, der sich einst dem Apollo gelobte?
 Sage, wie bist du verirrt?
Unmuth raubete dich mir selbst; du haßtest die Musen;
 Alle wir waren dir fremd'.
Und verdieneten wirs? Dich lesen Bataver und Franken;
 Rom selbst schenket dir Huld.

Und wenn Neid dich neidet, so flohst du unsre Gespräche,
Tratest die Cither zu Staub.
Undankbarer, und wagst von uns eine neue zu fodern?
Statt Bellerophons Roß
Wähle das Roß Silens, und sprich wie der Pöbel und schreibe
Wie es dem Pöbel gefällt. —
Dir nicht, einig dem Manne, für den du die Leier begehrest,
Ihm nur senden wir sie.
Wahre das Heiligthum; es entsinkt dir, eh du es denkest —"
Sprachs und die Wolke verschwand.
Zitternd erhob ich mich, und sieh vom heiteren Himmel
Segelt' ein Schwanengespann
Zu mir nieder, je Zwei und Zwei; sie trugen der Muse
Köstliches neues Geschenk
Mir in den Arm, und huben sich auf und schwangen sich viermal
Kreisend in Lüften umher.
Viermal sangen sie, Memmius, Dich, und kehrten zum Himmel,
Singend zu Sternen zurück.
Als ich die Cither betrachtete, glänzend in Stralen der Sonne
Lilien ringsum besät,
Sah ich Deinen Namen auf ihr mit himmlischen Zügen:
„Memmius!" Memmius klang
Sie von selber, und singt, wenn ich den Namen ihr nenne,
Himmlischer Schwäne Gesang.

Die Verwandlung.

An Memmius,

einen der vornehmsten Friedensstifter Deutschlands.

Keine Verwandlung, Freund, die uns die Dichter erzählen,
(O glaube mir, dem Dichter!) war
Ohne bedeutenden Grund.

Battus wurde zum Stein; Lykaon wurde zum Wolfe;
Zum Berge Atlas; Hyacinth
Sproßte zur Blume hervor.

Eine Weberinn ward zur webenden Spinne; zur Welle
Die Wellensanfte Salmacis;
Daphne zum grünenden Baum.

Höre, was neulich auch mir selbst für ein Wunder begegnet,
Als ich am Ufer meines Stroms
Memmius Thaten besang.

Mitten im höchsten Fluge des Lieds entschlüpfte die Cither,
Wie zauberisch entrissen, mir
Unter den Händen hinweg.

„Rettet, sprach ich, ihr Musen, mir meine süßeste Habe!"
(Und griff — vergebens längte sich
Meine bemühende Hand.)

„Rettet euer Geschenk!" Umsonst! die entsunkene Cither,
Vom Strome fortgerissen, schwamm
Ueber den Fluthen dahin.

Traurig sah ich ihr nach; und sieh! Terpsichore selber,
Die mir das Saitenspiel geschenkt,
Eilte zur Rettung herbei.

Wie eine Taube bestrich sie den Strom, und küßte die Saiten,
(Mein Innerstes durchdrang der Kuß!)
„Lebe!" so sprach sie, und stieg

Eine Göttinn hinauf zum Olymp. O Wunder, ich sahe
Die Cither sich beleben; sanft
Hob sie, ein Schwan, sich empor.

Was ihr Hals gewesen, woran mit himmlischen Händen
Die Muse mir den Druck gezeigt,
Beugte zum Halse des Schwans

Sich hinüber; das Haupt, das einst die Saite bevestigt,
Zum Schwanenhaupte wand es sich,
Ohne gespitzeten Stolz.

Weiche Federn umhüllten die Brust des göttlichen Kleinods;
Die Saiten waren Fittige;
Also begann er ein Lied:

(Was die Cither gesungen, das sang ein blendender Schwan jetzt)
„Europens Nestor, Memmius,
Lebe Nestorische Zeit.

So viel Federn an mir, Schneeweiß, im reinesten Glanze
Die Göttinn mir zur Pracht geschenkt,
Lege die Parze dir zu

An glückseligen Jahren, an glänzend-helleren Thaten" —
Entschwunden meinem Ohre zog
Weiter das schiffende Lied.

Der Baum.

Du, der die Wälder liebt, den ich in Wäldern erkannte,
Welcher Baum soll dir in den Hainen,
Die Aganippe beströmt, zum Denkmal grünen? Die Eiche
Dir dem Bürger? wie oder der Oelbaum
Dir dem Friedestifter? Die weiße Pappel dem klugen,
Und die Palme dem nützlichen Staatsmann?
Oder die Ceder dem Geist, der zum hohen Aether emporsteigt? —
Wähle den Lorbeer, Muse. Dem Dichter
Ziemt der Lorbeer; und schreib' in Apollo's heilige Rinde
Seinen Namen, und schreibe das Lob ein,
Das mit dem Baume wächst, den keine Hippe beleidigt,
Den auch Jupiters Blitze vorbeigehn! —
Aber was schreib' ich zuerst dem immergrünenden Baume,
Welche seiner Gaben zuerst ein?
Sein holdselig Gemüth, das in nie umdunkelter Stirn glänzt,
Seine Sitte, die Genius-Anmuth,
Die sein Leben umstrahlt? Die Svada, die ihm in Jeder,
Jeder Sprache der Musen zur Seit' ist:
Denn wenn Gallier ihn, und Iberier, wenn ihn der Tusker
Für den Seinen erkannte; so nennet
Ihn der Römer zuerst den Seinen, Tullius, Gracchus,
Oder in wessen Gestalt er erscheine. —
Weis' und behend' in nützlichem Rath, der im Rechte den Punkt trifft,
Und in der Freiheit offenen Sprache
Treffliche Worte strömt, wie Jupiters goldenen Regen —
Sollt' ihm ein Baum nicht blühen, dem Manne,
Den die Ehre gesucht, der nie die Ehre gesucht hat,
Die ihm Tugend allein zuführte. —
Daphne, bewahre dies Wort, das der Wahrheit heilige Hand schrieb,

Und dir Apollo's Leier verkündet.
Grüne mit diesem Wort, so lange die Donau strömet. —
Jede Napäe, die dich beleidigt,
Bleib' ein daurendes Jahr von jeglichem Feste gesondert!
Wenn dir ein Satyr, wenn dir ein Bock naht,
Büße der Satyr es schwer in den Wellen, der Bock an dem Altar! —
Aber Ihr, holdselige Nymphen,
Schwestern der Musen, kommt! Schleicht her mit silbernen Füßen,
Daß ich euch meinen heiligen Baum hier
Anvertraue. Bekränzet ihn schön mit Rosen und Veilchen;
Nährt mit ambrosischem Saft ihm die Wurzeln.
Kommt, ihr Nymphen, ich hänge die Cither an meinen geliebten
Baum, und ruh' in seiner Umschattung.

Als der Verfasser eine Geschichte seiner Zeit schreiben wollte.

Nach dem dreißigjährigen Kriege.

Des Noah Altar, als er der grausen Flut
Entstieg, die über Bergen, und Höh'n gebraus't,
Und dankbar seine Händ' emporhob,
Einen Altar unbehauner Steine,

Weih' ich, o Göttinn, Dir, die mit fliegendem
Prunklosem Haar geht, ländliche Wahrheit, Dir!
Nicht Parischer, noch bunter Marmor,
Keine Gebilde von Scopas Händen,

Kein Gold soll dich entweihen, noch Elfenbein.
Der Einfalt Göttinn liebet die Einfalt auch
In Opfergaben. Erdenfrüchte
Will ich dir opfern und reinen Weihrauch. —

Gehüllt in Balsam, athmet der Leichnam nicht
Leichnam-Gerüche? — Mische der Lüge Trank
Mit Honig und mit Ambra-Düften,
Um so verderblicher wird ihr Gift uns.

Und glaubst du, Frevler, der mit Betruges Dunst
Statt heller Wahrheit, Blätter und Bücher füllt,
Und glaubst, die Nachwelt du zu täuschen?
Sie, die wie Aeakus über Todte

Gericht hält? Wenn Sie Thaten der Ahnen wägt,
Sie streift der Vorwelt Bilde den Firniß ab,
Und haßt den Lügner, der für Wahrheit
Fabel ihr gab und ein Spiel der Farben.

Hinweg dann, Larven. Ferne von meinem Blick
Unreine Fama! Schmeichlerinn, deinen Kuß
Veracht' ich. Süße Bulerinn,
Lorbeer-umwundene Züge mahlen,

Das mög' ein andrer! Lieber ergreif' ich still
Den Spiegel, der unleidliche Wahrheit zeigt,
Und werf' in bitterm Hohngelächter
Nieder zur Erd' ihn, und sitz' und schweige.

An die Deutschen.

Unsre Väter, o Deutschland, meine Sorge!
Waren nicht, wie wir jetzt sind. Lies der Vorwelt
Biedre Sitten und präge deiner Jugend
Sie ins Gemüth ein.

Mittelglück ist das goldne Glück des Lebens.
Breite nicht das Gefieder übers Nest aus.
Nimm die Hacke zur Hand, und übe deine
Munteren Kräfte.

Auch mit Wenigem, Wen'gem lebt man glücklich.
Zu verschmähen den Reichthum ist auch Reichthum;
Nüchtern = fröhliche Armuth machet nüchtern,
Tapfer und fröhlich.

Krieg um Kriege zu führen, ist ein Wahnsinn;
Um des goldenen Friedens willen führt man
Kriege, daß in die Sichel sich des Schwertes
Schärfe verwandle.

Sieh auf andere Länder. Ziehn umher sie,
Daß sie nirgend in aller Welt, als sich nur
Fremde bleiben? Sie sehn das Ausland an mit
Stolzer Verachtung.

Und du Deutscher allein willt deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, Französisch grüßen?
O spei aus, vor der Hausthür spei der Seine
Häßlichen Schlamm aus.

Rede Deutsch, o du Deutscher. Sey kein Künstler
In Gebehrden und Sitten. Deine Worte
Seyn wie Thaten, wie unerschütterliche
Felsen der Wahrheit.

Eine keusche Vestalin, deine Tochter,
Dien' am Heerde des Hauses, nicht am Altar
Cythereens, damit die Jungfrau würdig
Trage den Brautkranz.

Vom erwachsenen Baume, nicht vom Sträuchlein
Sey die Fackel, mit der ihr Hymen leuchte.
Eine Männinn die Braut; die Schwieger sey ihr
Mutter und Freundinn.

Zucht und Ehre den beiden Hausgenossen
Heilig; schnöde Gewinnsucht beiden schändlich.
Arbeit und die Muse, Geschäft und Umgang
Theile die Stunden.

Deutschland, lerne den Fleiß durch Preise fördern.
Lob befruchtet die Seele, wie den Acker
Milder Regen, damit die Saat im ersten
Wuchse nicht sterbe.

Echtes Gold und die alte Biedertreue
Kehre wieder zu uns, daß Freunde-Seelen
Sich den Freunden eröfnen, und der Sohn den
Liebenden Vater

Mit gebrochenem Herzen, nicht mit falschen
Heuchelthränen des Krokodills begrabe! —
Neid ersterbe. Der Stolz auf hohen Stelzen
Stürze zum Abgrund.

Der Philippische Strafredner.

Wer die strengeste Wahrheit sich
Weibisch nicht, wer sie sich richterlich sagen darf,
Solche Redner hat unsre Zeit
Wohl sehr wenige nur; aber der Tadler viel.
Viel der Tadelnden, die sich selbst
Nicht im Rücken, die nur anderer Stirne sehn.
Welchem Griechen- und Troier-Heer,
Welchen Städten entging je ein Thersites? Wächst
Nicht in jeglichem Schlamme, wächst
Nicht das Pilzengeschlecht über- und überall? —
Die dem Wanderer, wenn er still
Seine Straße verfolgt, Kleider und Antlitz an-
Tasten, die, wie Harpyen ihm
Seine Speise beschmähn, deren, o Losa, giebts
Viele; viele der Eulen, die
Blind für sich, für die Welt sehende Falken sind.
Ihr Genosse sey nicht, o Freund!
Locken Römer dich an, werd' ein Pompilius,
Sey Nasika, der Biedere,
Ernst wie Brutus, und streng, strenger als Cato selbst;
Werd' ein Tullius; doch erst dir! —
Nicht von außen, in dir fange die Beßrung an
Deines Staates; in dich hinein
Wirf den Donner des Rechts und der Beredsamkeit.
Rom laß Rom, und die Welt laß Welt
Bleiben; schaue du nur gerad' in den Spiegel. Da
Steht der Gegner des Kapitols.
Ihm entgegen tritt auf, der den Antonius
Tief im innersten Busen hegt,
Ihm entgegen tritt auf, halte Philippische
Reden, Vater des Vaterlandes! —

Wenn

Wenn der Tag dir entschlüpft, wenn dir das stille Herz
Schnöde Gräuel und Schulden zeigt,
Dann erhebe das Wort, frage: „Warum du dich,
Du ein Edler, den Niedrigen
Zugesellteſt? Warum du den Unschuldigen
Würgteſt? Keusche beleidigteſt?
Zogſt die Wohlluſt dem Zevs, Frevel der Tugend vor,
Gabſt dem Pöbel, der Bulerinn,
Preis dich — Lictor, herbei! Denn der Beklagte will
Nicht geſtehen; die Faſcen her!“ —
Alſo rede für Rom, und du wirſt Vaterlands,
Wirſt ein Vater dir ſelbſt erſt ſeyn.

An den Schlaf.

Des Todes sanfter Bruder, der, aus dem Reich
Der Schatten schlüpfend, nur dem gebrochenen,
Dem sinkenden, geschloßnen Auge
Dämmernd erscheinet; ein mächtger Jüngling,

Der jedem Kummer, der uns dem Gram entnimmt,
O Schlummer, wende, wende den Blüthenzweig,
Mit seinem lindernd-süßen Balsam
Sanft zu bethauen auch meine Schläfe.

Geliebte Gottheit, die dem ermüdeten
Gebein Erquickung schaffet und Lebenskraft,
Die uns den Ueberdruß der Tage
Leise verwischt und uns neu verjünget.

Schon blinket dort der fröhliche Abendstern,
Schon stellt die Nacht ihr glänzendes Himmelschor
In Reihen; auch Apollo's Schwester
Tritt die uns nähere, sanfte Bahn an;

Befiedert ruhn im Köcher die schmetternden
Gesangespfeile, denen die Luft erklang;
Der Stier mit heimgekehrtem Pfluge
Ruht und erathmet sich neue Kräfte.

Es schweigt die Welt; es schweiget der Aether, kaum
Noch athmend. Holdes Schweigen! Und mich nur flieht
Die Ruhe? mich, dem tiefe Schmerzen,
Klebende Sorgen die Brust zernagen.

Was weilst du lange, süßer, geliebter Freund?
Wenn je ich deine Gaben, (ich weiß es nicht,)
Gering geschätzt, verzeih' dem Armen,
Der das Vergehen zu streng schon büßte.

O kehre wieder, ströme Vergessenheit
Aus deinem Füllhorn über den Reuigen;
Geuß himmlische Berauschung nieder
Ueber die trockene Augenwimper.

Komm, sanfter Schlummer! Siehe, der lieblichste,
Der schönste Mohn soll dir in den Gärten blühn;
Und mit den zartesten der Träume
Fülle die Nacht das geleerte Horn dir.

In deiner Höle, wenn du der Ruhe pflegst,
Soll nichts dich stören. Donner und Stürme nicht,
Kein widriges Gekrächz' erschalle
Irrender Vögel; ein sanftes Murmeln

Des Baches, der durch sprießende Blumen rauscht,
Ein leises Flüstern, das die Platane kaum
Beweget, säusle dich zu eignen
Lieblichen Träumen, o holder Schlummer.

Wie wird mir? Fühl' ich den Kommenden?
Die Hand ersinkt mir. Schlingen sich um mich nicht
Wie sanfte Fesseln? Komm', o Schlummer!
Setze die Harfe beiseit, o Knabe.

Fünftes Buch.

Die wiedergefundenen Lieder.

Dichter sind den Unsterblichen
Werth. Ihr Freunde, mit mir freut euch, dem Fröhlichen.
Wieder, wiedergefunden sind
Meine Lieder, an Zahl hundert. Ich weihe sie
Froh dem Attischen Jupiter,
Wie Pythagoras einst seine gepriesene
Hekatombe. Warum soll ich
Eines Theiles von mir, eines so großen Theils
Mich nicht freuen? Die Jahre fliehn;
Sonnen sinken hinab; unter dem mächtigen
Zeitenrade, dem schnellen Tritt
Ihrer Rosse zerstäubt Alles in flüchtgen Staub.
Nur die Muse, die Muse giebt
Daurend Leben; sie giebt Himmelsunsterblichkeit! —

Aber dir, o mein Vögelchen,
Das, entschlüpfend zum Hain, (führete dich das Glück,
Oder Cynthius selbst dahin?)
Mich zum Baume gelockt, wo die verwaiseten
Musenblätter ich wiederfand,
Dir, o Vögelchen, soll deine verdienete
Krone werden, ein ewig Lob.
Hat dir gleich die Natur jenes nachäffende
Papageien-Geschwätz versagt;
Streitest du mit dem Schwan weder an Majestät,
Noch an Glanze der Lieblichkeit,
Da in kleiner Gestalt du nur gefällig bist;

Soll doch weder der schwatzende
Staar, der hämmernde Specht, noch auch die liebliche,
Tausendstimmige Nachtigal
Dich besiegen an Ruhm, mit mir unsterblicher
Vogel. Und, o du guter Baum,
Dessen grünender Schoos meine Gesänge barg,
Du auch sey der gepriesenen
Bäume Einer. Mit dir, Pappel, umwind' ich jetzt,
Statt der Lorbeern, die Schläfe mir;
Schämt' Alcides sich doch, als er die Ungeheur
Ueberwunden, der Pappel nicht.

Der hohe und niedere Dichter.

Wenn dein Gesang, die Ceder, gen Himmel steigt,
Verachte nicht die kleinen Gebüsche, die
Am Fuß des Pindus mir die Muse
Gütig geschenket, ein enges Gärtchen.

Dich kränzen Flakkus blühende Kränze, dir
Umschlingen sanft sie jenes erhobne Haar,
Das Phöbus selbst begeisternd sträubte,
Und ein umschattender Wald von Lorbeern.

Denn als du jüngst Gesänge dem Vaterland'
Erhobest, jauchzte Pegasus selbst Dir zu;
Bellerophon gab dir die Zügel,
Und es antwortete laut die Echo.

Von deiner Höhe blicke zum Thal hinab
Großmüthig. Jedem öffnete sich der Weg
Dahin nicht; Allen aber fließet,
Wenn auch im Thale, der Musen Quelle.

Dem Weltall strömt die Quelle des Helikons.
Was dich erquickte, gönnest du Jeglichem;
Nie schämete sich Pindars Muse
Ihrer in Einfalt erhabnen Schwestern.

Catullus Sperling ziemte dem Maro nicht;
Jedoch gefallen konnte der Sperling ihm:
Denn an dem Sternenreichen Himmel
Leuchtet der Mond und die Sterne glänzen.

Dianen weiht man jedes Geschenk der Jagd;
Der reichen Ceres beut der Apulier
Die kleine Aehre. — Fließet endlich
Nicht auch der leiseste Bach ins Weltmeer?

Beifall.

Allen immer gefallen ist ein Glücksspiel.
Wenigen gefallen ein Werk der Tugend,
Wenns die Besseren sind. Gefallen Niemand
Schmerzet und kränket.

Soll ich wählen? Ich wählte gern die Mitte,
Wenigen gefallen und nur den Beßten.
Aber unter Beiden, ob Allen oder
Keinem? — O Keinem!

Die Zigeunerinn.

Unser Norden war einst den Alten ein grausendes Ur=Land;
Gelegen unterm kalten Bär.
Deutsche bewohneten Wälder; mit Polnischen Bären bewohnte
Der Pole, brüderlich das Land.
Alles erstarb für Frost; und unter dickerem Himmel
Verdickten die Gedanken sich.
Eicheln aß man, und Eicheln sprach man; wie Schollen des Eises,
Wie Felsensteine scholl das Wort. —
Diese Zeit ist dahin. Wie unter milderem Himmel
Entsprang ein etwas mildrer Geist.
Schöne Gedanken blühn auf Deutschen Fluren; es blühten
Noch holdre, würden sie gepflegt.
Also das Ausland auch. Ihm nahn Saturnische Zeiten! —
— Du freuest, Freund, und wunderst dich?
Höre! — Seit der Parnaß von den allverwüstenden Türken
Verheert ward, wandten Musen sich
Jede mit ihrem Spiel, hin zum lateinischen Ufer,
Und fanden reiche Tempel da.
Aber die schwärmenden Mädchen, (du kennst der Flüchtigen Leichtsinn,
Die einmal auf der Reise sind,)
Wurden des Weihrauchs satt, den ihnen Italien streute;
Sie haßten den Gott Terminus.
Alles versuchten sie, aus Lust und Liebe zu wandern;
Und spähten jeden Schleichweg aus.
Um nicht erkannt zu werden, ergriffen sie fremde Gewande —
Hör' an, was neulich mir geschah.
Als ich bei meinem Graffa die Cither spielte, so trat mir
(Du kannst es glauben!) Clio vor,

Eine Zigeunerinn sie; sie schlug die Cymbel der Isis,
Weissagte mir aus meiner Hand,
„Lebst du lange, so stirbst du spät!" und fügte dazu noch,
(An diesem Scherz erkannt' ich sie,)
„Aber ein Magrer bleibest du stets." — Und nannte beim Namen
Mich. Und — als Göttinn stand sie da! —
Auf sprang ich: „o Göttinn, wozu die niedre Verhüllung,
Die deinen Himmelsblick entweiht?" —
— Lächelnd sprach sie: „so lieben wirs! durch Länder und Städte,
Wohin uns unsre Neigung treibt,
Wandern wir hin und her; neun Schwestern! Meine Gespielen
Sind alle Eines Sinns mit mir.
Unter Verkleidungen mancherlei Art durchwandern die Welt wir,
Zum großen Wohl der Sterblichen.
Denn wie der Wind die Wellen, wie Er die Lüfte beweget,
Und sie bewegend reiniget,
Fächeln wir auf der Menschen Gemüth durch geistigen Anhauch;
Sonst moderten in Trägheit sie.
Ceres streute voreinst, als sie auf Wegen und Stegen
Die liebe Tochter suchete,
Fröhliche Saaten umher; auch wir streun fröhliche Saaten
Ins rohe Herz der Menschen. Wir
Wecken den Geist, und bezähmen die Brust; dem Gesange der Leier
Horcht auch der wildeste Barbar.
Weder Alpen noch Strom, uns hält kein tobendes Meer auf;
Uns schrecket nicht die dicke Luft.
Hin zum eisigen Pol, wir gehn zum fernesten Volke,
Das kaum die Sonne selbst besucht." —
Also die Göttinn; sie schlug noch einmal die Cymbel der Isis
Und war entschwunden meinem Blick. —
Wundre dich also nicht, wenn außer Italiens Grenze
Die goldne Tuba süß erklingt.

Belgen und Bataven rühren der Musen Cither; du hör-
test
Noch neulich unsern Grotius.
Und ein Sarmate selbst *) singt Orpheus Lieder; die
Weichsel
Wagt mit der Tiber Wettgesang.

---

*) Sarbievius, ein Zeitgenoß unsers Dichters.

Die Räthsel der Dichtkunst.

Auf den Tafeln erblickest du oft verdeckete Speisen;
Die süßesten entziehet man
Naschenden Fliegen zuerst.

Ein grausames Geschöpf ist jene naschende Fliege;
Den Honig, den ihr Rüssel sog,
Läßt sie besudelt zurück.

Also Momus. Er bohrt den Rüssel in Attische Waben,
Und setzt auf ihren Wohlgeruch
Widrigen Eckel zum Dank. —

Und du zürnest, o Freund, daß meine kleinen Gedichte,
(Wenn etwa Nektar sie durchhaucht,)
Ich vor der Fliege verwahrt?

Oder den Pfeffer auch, das Salz, und den beissenden Essig,
In zugedeckten Büchschen dir
Reiche, daß keines verdampft.

Jener Knabe trug Punische Aepfel verhüllet im Korbe;
„Was hast du, sprach ein Gieriger,
Laß mich durchsuchen den Korb.“

„Hätte die Mutter gewollt, antwortet der Knabe bescheiden,
Daß Jeder, was ich trage, säh';
Trüg' ich es offen und bloß.“

Also laß auch, o Freund, vor meiner Thüre den Riegel.
Zu seiner Zeit wird aufgethan;
Aber erwarte die Zeit.

Mancher listige Fuchs erwittert Dieses und Jenes.
Er wittre dann; das Innere
Bleibet dem Dichter allein.

An

An einen deutschen Schriftsteller.

Geh; ich neide dich nicht. Vollführe das Werk und gewinne
Lästerung dir zum Lohn!
Eile der Welt zu schenken ein Buch, das Herkules selber
Kaum zu tragen vermag. —
Wenn Wir schreiben, so bringen Wir Deutsche mit ängstiger Eile
Blinde Hündlein ans Licht;
Kurzer Ruhm und ein langer, verdrießlicher Eckel verfolgt uns,
Daß man uns nennet — gelehrt.
Wie die Taube der Venus, so fleucht ein Blatt in die Lüfte;
Und kehrt nimmer zurück.
Wie die Frühlingsschwalbe; sie freut sich des freieren Lebens,
Und kehrt nimmer zurück. —
Deutsche Natur ists, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen,
Etwas in Allem zu seyn,
Mahler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Tänzer,
Gerber, Schmidt und Poet,
Und wohl dazu noch gar ein Bote der Götter, ein Augur;
Alles sind wir und Nichts. —
Deutsche Natur ists, viele Papiere mit offenem Munde
Auszuwerfen, vergnügt.
Rasend läuft man dem Ruf in den Rachen: es wäre ja Schande,
Langsam zu ihm zu gehn.
Und zum schnellesten Ruhm erschwingt sich mit Dädalus Flügel
Jeder trägeste Kopf,
Achtet der Feile nicht, kennt nicht den glättenden Bimstein,
Krauete nie sich das Ohr.
Daher seufzen die Pressen von ungescheueten Schriften;
Jeder Buchstab erseufzt.

Und Italien lacht; Hispanien, jegliches Ausland
Lachet, wenn man — uns kennt.
Aber wir nähren als Patrioten mit unseren Schriften,
Motten und Krämer dafür.

Sey du anderer Art, o Geliebter, wenn du die Ehre,
Wenn du das Vaterland liebst;
Wenn du dir rathen lässest; o steur' entgegen dem Strome;
Schäme der Feile dich nie.
Zehnmal glätte die Tafel von neuem, und lege den Finger
An die Lippe. Du darfst
Ihn dir blutig auch kaun. Aus diesem blutigen Tropfen
Springt eine Pallas hervor.
Wer von der spätesten Welt sich Ehre wünschet, der ehre
Selber die späteste Welt.
Dann laß Feinde verläumden; es mag dein grausamer Freund dich
Tadeln; der Tadel verfliegt,
Und dir bleibet dein Werk. Dein Ruhm erwächst wie die Eiche
Langsam, die Pilze zerstäubt.

Geschichte und Dichtkunst.

„So sind wir alle Lügner! Und Keiner mag
Unwissend auch, der süßen Gefahr entgehn
Zu täuschen. Eine Rettung bleibt uns,
Eine, Harpokrates Wink: Verstumme.“

Nicht also! sprach der weisere Diodor:
Die Jungfrau, die der Gabe sich nicht erkühnt,
An Vesta's heiligem Altare
Schuldlos zu dienen; sie wählt den Gatten,

Und kränzt mit keuschen Früchten das Ehbett ihm,
Sich selbst anständig, und des Gemahles Ruhm.
Du auch, o Jüngling, den die Musen
Lieben, erwähle Dir Ihrer Eine,

Thalia sey es, oder Terpsichore;
Sie schützet dich vor fährlicher Lüge Schmach
Durch süße Täuschung. Fabel heißt sie,
Dichtende Fabel, und wird zur Wahrheit.

Wer tadelt Maro's Punische Dido, die
Aeneas sah? Sie reichet den Lorbeerkranz
Dem Sänger vom erträumten Rogus;
Lüge der Musen ist schön're Wahrheit.

An einen furchtsamen Dichter.

Auch dich lächelte Phöbus mit holdem Frühlingesblick an:
Denn deine Muse gefällt.
Und du zweifeltest noch, ob dich auch Fama begünste?
Freund, o verbanne die Furcht.
Kostete nie dein Censor die Quelle des Pindus, so ist er
Pöbel; und kostet' er sie,
Wär' er Pindarus selbst und Horaz, er verdammte dein
Werk nicht;
Oder mir lüget Apoll.
Horche den Zeiten umher. Laut bellt und schnattert der Unsinn;
Aber o singet ein Schwan
Dir zur Seite; was heischest du mehr? Zähl' alle die Dichter,
Wenige singen wie du.
Manchem lachte die Pforte Venusia's; aber nicht allen
War sie zu grüßen gegönnt.
Mehrere preisen den runden, den grajischen Mund; doch
ein Ring hängt
Ihnen in Phrasen davor.
Andere öffnen ihn breit wie der Landmann. Breit wie der
Landmann
Säen sie Verse daher.
Andere jagen in hohem Galopp; und in Mitte der Bahn steht
Pegasus scheuend am Sumpf.
Diesem fehlet die Kunst, und dem andern Natur, und dem
Dritten
Fleiß, der beide vereint.
Denn vereint er sie nicht, und übte die Künstlerinn Pallas
Dich nicht in Wachen und Müh;
O so warfst du vergebens den Pinsel, daß er zu Schaum wird,
Lüfte verwehen den Schaum.

Freund, dich hat aus edlerem Thon zum schöneren Anblick
 Günstig die Sonne geformt;
Echte Gesteine, mit Gold umfaßt, sind deine Gedanken,
 Deine Worte Krystall.
Zärtlich weinet die Elegie, und der steigende Jambus
 Kämpft in deinem Gedicht;
Honig strömet dein Sapphischer Vers. — Wie manche der Sänger
 Logen zu Schwänen sich um,
Schlichen hinein in die heiligen Haine der Pallas und krächzen
 Ewig nur Krähengesang.
Diesem schwillet die Ader; die Brust ertönet; ein Aetna
 Strömet Flammen und Graus.
Andere putzen den Vers, wie die Aeffinn streichelt die schöne
 Holdgebohrene Frucht,
Drücken in jedem Wort ihn ans Herz, bis der süße Gedanke
 Zärtlich am Herzen erstirbt. —
Freund, erstorbene Blumen, und faßtest du sie in Smaragd ein,
 Oder in lauteres Gold,
Du verkaufest Leichen in goldenem Sarge; dein Epos
 Heult wie ein Jammergedicht.
O Galarin, was deine Geliebte nach Jahren der Jahre,
 Was deine Muse gebiert,
Mache ja, daß es lebt, und das Licht der fröhlichen Sonne
 Schaue mit frohem Gesicht.
Ist es ein Knabe, so werd' es ein Held, der Thaten besinget,
 Ihnen zum Ruhme wie dir;
Oder ein Mädchen, und hinkt mit dem Einen Fuße, so hink' es
 Tanzend mit zierlichem Fuß. *)

---

*) Anspielung aufs Heroische und Elegische Sylbenmaaß der lateinischen Sprache.

Gebrauch und Mißbrauch der Fabel.

Des Atreus Gräuel, wie der Atriden Haß
Und wildes Schicksal, (glaubet es,) sind auch mir
Bekannt. Wie meiner Jugend Fluren
Kenn' ich die heiligen, nie-vergeßnen

Gefilde, die im frühesten Lenz' ich schon,
Als mich die Muse unter den Blüthen des
Belaubten Hains in ihre Grotten
Weihete, reg' in Entzückung ansah.

Apollo's Haine, Berge der Götter, dich
Parnaß und Ida, Dindymus, Cynthius,
Und Ismarus und Naxus; Nysa,
Schallend von Chören der Bassariden,

Die schwimmenden Cykladen hab' ich gesehn,
Das stehende Delos, Sestus und Abydus.
Des Atlas und der Plejas Ursprung
Hab' ich vernommen, und sah Cybelen

Auf ihrem Löwen mitten im Prachttriumph;
Und kenne Pelops Vater und Jasons Braut,
Und Kolchis Schätze; die Titanen,
Wie den gefräßigen Erysichthon.

Bekannt sind alle Frauen der Fabel mir,
Medusa, Progne, Iphis und Pholde,
Harmonia und Philomele,
Merope, Herse, die fliehende Syrinx.

In Flammen sah' ich brennen die Semele,
In vollem Rasen hört' ich Pasiphae,
Das Antlitz sah ich der Aglauros,
Als sie bestürzet ein Marmor dastand.

Und soll bewundern, wenn in Apollo's Hain
Ein Knabe Lorbeern findet und Lorbeern kaut?
Und singet mir von Midas Schicksal,
Oder vom Bräutgam Anaxaretens,

Der ach vor ihrer Thür sich erhenkte! — Nein!
Bekannte Mährchen sind mir veraltete.
Der schwätzt in Fabeln, wer der Fabel
Sitten unkundig, sie neu erst lernet.

So wenn der Gott der Götter den vollen Rath
Versammlet; schweigend harren die Mächtigen
Auf seinen Wink, vergessend alle
Zierde des Saales, und schauen Ihn an,

In seinem Blicke spähend des Vaters Rath —
Der Pöbel nur, der Pöbel der Götter, zählt
Die Ampeln seiner Burg; bewundernd
Winken die Faunen, wie schön das glänze!

Wunder der Liebe.

Wunderbar ist die Liebe, blind und sehend,
Sehend=blind; in die Fern' am stärksten brennend,
In der Nähe, der langen nächsten Nähe
Leise verlöschend.

Reich an Thränen, bei oft wie trocknem Herzen!
Und in Thränen erglüht die Zauberfackel,
Die das Licht dir entnimmt, und heftig lodernd
Schneller zu Staub wird.

Weisse Rosen erspäht der kühne Räuber,
Die er bald wie Violen und Narcissen
Färbet. Selten enthüllt der schöne Amor,
Selten die Stirn sich;

Schwimmt im Trockenen, flieget ohne Flügel;
Klein und mächtig; er schießt gewaltge Pfeile,
Deren Einer so oft das Herz des stärksten
Mannes erlegte.

Meinest du, er verschieße sie vom Bogen?
Ach ein winkender Blick, ein Hauch der Lippe
War sein Pfeil; und der Bogen zwo verschlungne
Liebende Arme.

Das Erbtheil der Menschen.

Laß bekennen die Wahrheit uns!
Seit am Baume der Lust, am Paradieses Baum,
Unser Vater die Schuld gebüßt,
Sind wir alle, wie Er, Thoren. — Wir erbeten
Unglückselig ein Vatertheil,
Süße Thorheit. Es ward Vielen getheilet zwar,
Aber Jeder empfing sein Loos.
Süß ist, singet Horaz, Thorheit an rechtem Ort;
Doch nicht immer zu rechter Zeit
Sprießet Diesem ein Ohr, Jenem ein Hörnchen auf! —
Freund, verläugne du auch denn nicht
Dein Geschlecht. Du entfliehst; aber dir selber nie.
Hier am Rhein und am Ganges bist
Du ein Menschengeschöpf, Enkel des Adams du.
Also will es das Schicksal, das
Auch dem Weisesten oft leise den Schädel rückt,
Daß die Thorheit ein Lied ihm singt.

An einen Narciß.

Der Schönheit holde Gabe, die Lieblichkeit,
Die sich so gern im wallenden Spiegel schaut,
O welcher unachtsamen Jugend
Flüchtigem Alter ward sie vertrauet.

Der Jugend Blume schauet in Stolz umher;
Den Wurm verachtend, der ihr im Busen nagt,
Mit allen Frühlingswinden buhlend,
Siehet, bewundert und liebt sie sich nur.

O Freund, die Liebe, die sich im Spiegel küßt,
Sie, die ihr eigen Stralengebild' umfängt,
Nur Schattenkinder kann sie zeugen,
Söhne der Iphis, Iänthens Töchter.

So einig du dir, wie ein Narciß, gefällst;
So einsam liebst du, ohne geliebt zu seyn.
Auf dann! verlaß dich selbst, und wähle
Dir eine Gattinn zu echter Liebe.

Hier steht die Braut, einst Mutter des blühendsten
Geschlechtes. Ihre Schwester, die Ehre, wird
Begleitend sie, den Haushalt führen,
Und in den Armen des schönsten Weibes

Umkränzen Kinder, edele Thaten, Dich.
Die Tugend heißt sie. Schön an Gemüth und That
Nennt dich die Muse dann; ich selbst will
Edel dich preisen, so wie du schön bist.

Nicht sterben mußt du welkender Rosen Tod;
Nicht altern, wie einst Tyndaris alterte;
Die Thörinn wähnte noch den Orkus
In sich entbrannt, einen zweiten Paris,

Als sie bedeckt mit Runzeln hinunter stieg.
Und Jene, die einst Flamme der Jugend war,
Ach Lais weihete den Spiegel
Traurig im Alter der Göttinn wieder.

Das flüchtige Wort.

Wenn zuweilen ein leichter Scherz,
Wenn mit Worten, die dir labenden Honigseim
Troffen, mir auch ein Salz entfuhr,
Freund, wie stellest du dich mürrisch und ungestüm!
Wolken decken die Stirne dir;
Dein geröthеter Blick fliehet den Meinen; tief
Kocht die Galle dir in der Brust. —
Fällt im Scherze denn noch irgend ein Pfefferkorn,
O so wütet die volle Schlacht.
Glaubst, Melone, du dann, daß ich mit Tigerwuth
Dich zerreissen und fressen will?
Hör' gelinde mich aus; wahrlich, es krümmen dir
Meine Scherze kein einges Haar.
Bist du Mann, so empfang' Pfeile mit tapfrer Brust;
Weiberklagen erniedern dich. —
Nichts fliegt schneller dahin, als ein gesprochnes Wort,
Halt du selber es nur nicht fest.
Mit den Winden entfliegts, ohne gelaßne Spur,
In der Zephyre Vaterland.

Einem, der an den Hof ging.

Geh deinem Ruf nach! Aber vor allem weih'
Der Hofgeduld ein großes, unendliches
Gelübd', ihr sanftes Joch mit Sanftmuth
All' ihre Lasten mit Lust zu tragen.

Hof ist ein Hafen; schiffe mit Hoffnungen,
Doch nah dem Ufer. Wer sich dem hohen Meer
Zu sehr vertraut, und jetzgen Winden
Leidet an Klippen Gefahr und Schiffbruch.

Verläumdung stellt die Klippen; indessen lacht
Der Hafen, daß du kühn und so übel fuhrst,
Und ringsum schwimmen deine Trümmer;
Sehen sie einst den Gebieter wieder?

Den Sturm bezähme, wo du ihn leise fühlst;
Ein niedriges = verachtet, ein Kluft = Gemüth
Mag Ehre gern hinüber springen.
Allen sey milde; nur einig Dir hart.

Der gute Ruf lieg' innig am Herzen dir;
Doch fremde sey dir jede vermeßne Stirn,
Und wie das Glück die Würfel auswirft,
Glaube nicht, jeder der Glückeswürfe

Soll Dir gerathen. Purpur verändert oft
Die Farbe. Sterne glänzen und sind bedeckt;
In Jahreszeiten theilt das Jahr sich,
Also der Hof auch in Hofeszeiten.

Der größte Theil des Glückes (so mein' ich,) ist,
Daß man dem Glücke minder und minder trau'.
Wer unverborgen gern' und lieber
Wäre verborgen, der Mann ist weise.

Du weißt, am Hofe glättet den Boden man,
Um leicht zu fallen. Selber die Stiegen sind
Von Glase, daß man oft hinauffällt,
Aber noch öfter hinunter gleitet. —

Doch mehr als Alles, achte genau auf Dich;
Was Du nicht selbst kannst, möge das Schicksal thun;
Vergebens nagt am Herzen Sorge,
Schmerzen vermehren sich mit den Schmerzen.

Der Himmel droht mit Blitzen; erwarte sie!
Dich reizet Wohllust; Eile, vermeide sie!
Dir schmeichelt Glück; tritt sanft zurücke.
Waffen des Unglücks ertönen; lache.

Du bist in Gnaden; werde vorsichtiger!
In Ungnad'; o so liegest du im Triumph.
Du wirst erhoben; steige langsam.
Niedergedrücket; ertrag' es beugsam.

Der Feind verhöhnt dich; denke, du sähests nicht.
Es schmerzt; es muß nicht schmerzen. Was häuf' ich noch
Vergebens Worte? Nur durch Tugend
Wirst du bestehn, nur in Tugend glücklich.

Hoffnungen.

Wer den Hoffnungen sich zu sehr vertrauet,
Ist ihr Sklave; wie oder wird es werden.
Mir geliebet des sanftern Mittelglückes
Daurender Wohlstand.

Wer die Seele verschwendet, ist der größte
Schwender. Ueber die Ufer gießt er wild aus
Seine Wünsche. Des Lebens Glück und Weisheit
Kennet nur Ufer.

Jener will in Vielem, in Allem groß seyn;
Diesem bleibt, von Erfahrung vest beschränket,
Stets ein nüchterner Sinn; im Kleinsten sucht er
Daurende Größe —

Wer die Wogen der Brust, und Glücks und Unglücks
Stürme tapfer beherrscht und weise lenket,
Weiß, daß was die Schickung gewährt, sie uns auch
Könne versagen.

Verschwiegenheit.

Beim Wein, so sagt man, zeiget die Seele sich
Wie Glas durchsichtig. Freunde, das sey sie nie!
Dem edleren Gemüthe wurden
Fenster der Brust nicht umsonst versaget.

Verhüllen muß die Wolke des Schweigens uns
Des Herzens Tiefen. Was der Senat beschloß,
Darf nicht der Pöbel wissen. Dein ist
Sicher das Wort, das die Zunget wahret;

Dein ist es nicht mehr, wenn es der Lipp' entfloh.
Auf Reden folgen Reden; ein Mundgefecht! —
Entflieh ihm, Freund, die Waffen klingen;
Rufe die Zunge zurück bei Zeiten.

Wer weiß, was hinterm Treffen dir Hannibal
Für Listen stellte? Unter der Rose selbst
Sey nicht vertraulich; mancher schwatzte
Unter der Rose sein Herz und Glück weg.

Ein andrer soll verschweigen, was du verräthst? —
Auch deinen Unmuth trau dem Arkader-Ohr
Nicht an; im Herzen, wie im Grabe
Lieg' und verwese der todte Unmuth.

Ach, Herz des Menschen, Grube, die viel verbirgt!
Verläumdung, Unrecht, Schmähungen, Zorn und Haß
Und Rache — Balsamirte Leichen,
Liegt und verweset! mit euch der Neid auch!

Der

Der mildgewordne Dichter.

Der in rascherer Jugend kühne Pfeile
Schoß aufs Punische Ohr; dem Juvenal einst
Seine Ader erglühte, wie der Bacha
Fackel emporflammt;

Dem dann Flakkus die Brust, von Eifer kochend,
Mit dem Salz des gelindern Spottes würzte,
Wenn Lucilius zürnend ihn — und ernst ihn
Persius weckte;

Niemand schont' ich; wer mich herausgefodert,
Sollts entgelten! Die Pfeile vor- und rückwärts
Flogen; ich ging, ein Stachel-Ygel, ringsum
Spitzig gewaffnet.

Manche Helden erlagen. Jener Tiger,
Dem die Jungen geraubt sind, wütet minder.
Nemesis ward ich Diesem; Andre fühlten
Blutig die Geißel —

Eben einst, da ich neue Pfeile wetzte,
Sank die Hand mir; erschlaffet hing der Bogen.
Milderer Sinn umwandelte den Wolf zum
Wolligen Lämmchen.

Meinen Wurfriem kenn' ich nicht mehr. Es zündet
Kaum ein Funke des Streits, so spreng' ich Wasser
Ueber, und gebe nach; die Leier spielend,
Wie ein Sabiner.

Mein Gesang ist der heilge Hain, des Thales
Stille Blume, der Hügel Quellen, oder
Grazien-Schwestertanz, und meiner Jungfrau
Heilige Anmuth.

Lebend mir, und den Wünschen abgestorben,
Trag' ich still im Busen so Glück, als Unglück
Mit mir; fürchte Keinen und werde keinem
Schwächesten furchtbar.

Hart beleidiget kenn' ich nur Verzeihung.
Stumpf geschmähet; es zupft mich Der und Jener
Oft am Barte; doch Ich bin des Androklus
Freundlicher Löwe.

Starb die Ader in mir? Und bin ich jedem
Fuchs gestorben? O Simson, greif', ergreife
Beide Säulen und wirf das Haus auf alle
Schnöde Philister.

Vergessenheit.

Trink' aus dem Lethe; trinke vom Giftstrom nicht
Des Styxes! Lethe fülle den Becher dir,
Daß wenn dich Neid und Bosheit quälen,
Süße Vergessenheit das Gefühl dir

Des Unmuths sanft entnehme. Mit Milde schmückt
Sich ernste Stärke. Rache der Weiber ists,
Medeens Rache, die dem Feinde
Giftigen Trank und den Dolch bereitet.

Du sey ein Mann, und halte die Wunde nicht
Mit scharfen Nägeln offen. Den Wütenden
Kannst du mit Einem Vorsatz strafen,
Den du dir selber gelobst; zu schweigen.

„Die Wunde blutet!" Schmerzender blutet sie,
Wenn du sie aufreißst. Aber geheilt ist sie,
Wenn du die Hand dem Feinde reichest,
Heiter im Blick, mit versöhntem Herzen.

Als unauslöschlich einst in der Juno Brust
Ein Feuer brannte, Ilion, dir zum Weh!
Von ach wie kleinen Funken glühte
Fressend die Flamme! Von Einem Apfel.

Du, Freund, ernähre nicht die verborgne Glut,
Und kaue nicht die bittere Wurzel stets
Von neuem wieder. Das Vergangne
Sey dir vergangen; wie oder scherze

Den Gram, der wütend dir an die Seele fällt,
Hinweg mit Freunden. Gib ihn dem Zephyr. Hier
Nimm meine Leier und bezähme
Singend den Löwen, der in dir aufbrüllt.

Willst an verdientem Lobe du dich erfreun;
So werde willig erst der Verläumdung stumm.
Der Götter Weg auf Erden wandelt
Ueber begrabenem Haß und Zorne.

Absagung.

Bleibet hinweg von mir, ihr lebenden Felsen und Steine
  Aus Deukalions Hand,
Die je kein Amphion mit seiner Leier beseelte,
  Oder vom Boden erhob! —
Fast wär' ich gefangen; doch mir zerrissen die Bande,
  Wie von der Flamme versengt.
Ja Ihr seyd es! Ihr seyd die Weisen des ewigen Rechtes,
  Und der gebietenden Pflicht.
Eure Augen sind trocken von Thränen; es kennet die Wange
  Nie ein Lächeln; es schwillt
Nie euch die Galle; die Brust kennt keine Stürme; bei euch ist
  Alles so ruhig und groß! —
Glaubts, Pisonen! ich nicht. Mich hat die Erfahrung gelehret,
  Und ich vertraue mich ihr. —
Hört Ihrs, deren Tugend in Wolken wandelt, und die ihr
  Nieden das Leben versitzt,
Aufgeblasene, hört. Ich wende mein Schiff in die Wellen,
  Hin in das freieste Meer,
Wo es in Winden spielt, und sich zu sichern dem Sturme
  Ruder und Steuer bedarf.
Eine Weisheit ist meine; (bewahrt das stille Geheimniß!)
  Mäßigung mitten im Brauch
Und im Genuß. Mich füg' ich den Dingen, ich füge sie mir an,
  Ohn' anmaßenden Stolz.
Ist zum Lachen die Zeit; ich lache mit fröhlichen Freunden;
  Rettet mein Eifer ihn jetzt,
Eifr' ich. Ist es die Zeit mit ihm zu weinen; ich weine
  Herzliche Thränen mit ihm.
Mensch bin ich und ein Mensch will ich ganz in Leiden und Lust seyn;
  Nirgend ein Stock oder Fels.

Die Gegenwehr.

Wie einen irrdnen Krug, der im Staube rollt,
Laß dich von niemand wälzen; und beut den Griff
Dazu nicht dar, daß man dich werfe
Hin in die Gassen, ein Spiel der Knaben.

Nur träge Seelen sinken in Furcht hinab
Vor fremder Sage. Keinen Gerüsteten,
Kein männlich Herz schlug sie zu Boden,
Daß es vor flüchtigen Vorwurf bebte.

Was sind dir leere Namen? Sie sind nicht Du.
Mit Dir zufrieden, achte des Volkes Wahn,
Sein blindes Urtheil, seinen Taumel,
Wie das Gebrause der Wasserwogen.

Durch feine Beugung kannst du dem Lästerer
Nicht stets entweichen; mächtiger wirkt auf ihn
Ein Gegenstoß. Fahr' also fort Du,
Tapfer zu handeln, und zu mißfallen.

An einen jungen Helden.

Schäme dich nicht, o Guelfe, deines Lehrers
Wink zu folgen. Auch Romulus gehorchte
Seiner Acca; Evanders Pallas folgte
Seinem Acestes.

Alle bedürfen wir in jedem Alter
Jetzt der Sporne, des Zügels jetzt. Vereinte
Macht gebietet. Ein doppelt Ruder fördert
Schneller das Fahrzeug.

Unter des Argus mißgefäll'gem Auge
Wäre Jupiter nicht zum Stiere worden,
Hätte nie, ein Verbrecher selbst, die schärfsten
Blitze verdienet.

Schlinget der Epheu nicht sich an die Eiche?
Prangt die Traube nicht sicherer am Ulmbaum?
Bacchus selbst, er gehorchte seinem Führer,
Bis er, ein Gott, kam

Rebenumkränzt; es jauchzen um den Sieger
Frohe Chöre; der Indus sammt dem Ganges
Huldigt' ihm; der Olymp empfing den Freude-
Geber Jacchus.

Auch der Pelide ward in Chirons Händen,
In Thessalischer Höle, was er Dir war,
Troja! — Sperchius Fluth entgegen, seinem
Schneidenden Eislauf,

Thieren entgegen, jetzt mit Wurf und Pfeilen,
Jetzt mit Armen — der Kampf ward Jugend-Spiel ihm;
Kehrte dann vom Jagen, vom Lauf ermattet,
Wieder der Jüngling;

Nahm der Centaur ihm ab den krummen Bogen,
Reichend ihm die gestimmte Leier. Lerne,
Sprach er, liebliches Kind, die Macht mit Anmuth
Weise beherrschen.

An einen Krieger,

der sich zur Rechtswissenschaft zurückwandte.

Du wechselst also Waffen des Mavors mit
Der Themis Büchern, die du zur Braut dir wählst?
O mehr als Danäe, Geliebter
Wahre die Braut vor dem goldnen Regen.

Ein Ehebrecher, wer das Gesetz entehrt,
Ein Kuppler, wer's um schändlichen Lohn verkauft.
Spür' auf den Rechtspunkt im Verborgnen;
Aber nicht auf im verborgnen Beutel.

Das Edle sey dir über dem Nützlichen;
Was dich bestäche, wage nicht anzuschaun.
Auch auf dem Richtstuhl sey ein Krieger,
Der mit dem Schwerte der heilgen Themis

Das Ungeheur, die fressende Räuberbrut,
Das Wortgezänk in jeglicher Höle straft.
Was lange Jahre schlau verwirrten,
Schlichtet und ordnet mit Einem Blicke

Der edle Prätor, wenn er, ein gütger Arzt,
Des Rechts Gebrechen heilet. Er bannt hinweg
Von seinen siechen Todeskranken
Schwindsucht und Fieber und Pest und Armuth.

Pythagoräische Denksprüche.

Daß des Heiligen unnennbarer Name
Dir im täglichen Brauch gemein nicht werde,
Trage Gott, auch im schöngegrabnen Steine,
Nicht an dem Finger.

Rüttle nie den kochenden Topf. Das Feuer
Theile nie mit dem Schwert. Damit im Glase
Du die Hefe nicht trinkest, trinke nie zum
Boden das Glas aus.

Nie erniedere du der Staaten Krone,
Wandle nicht auf des Pöbels Heeresstraße,
Speise nie Gerichte mit schwarzen Schweifen,
Speise das Herz nie.

Fremde Becher erfaß' auch mit der Linken
Nirgend. Spring' im Laufe nicht übers Ziel hin.
Schau beherzt in den Spiegel, nie befürchtend,
Was er dir zeige.

Auch dem Feinde rupfe den Bart nicht. Reiche
Deine Rechte nicht bald. Den Göttern weihe
Reinen Trank; und donnert der Himmel, sinke
Nieder zur Erde.

Die Urne des Minos.

Dem Richterstuhle bleibe der Zweikampf fern,
Wo gegen Gold mit Eisen der Richter kämpft;
Wie oft erlag sein schwacher Stahl schon
Jener gefürchteten goldnen Schneide!

Mein Syhynx spricht heller. Ferne dem Richterstuhl sey
Verkauf der Stimmen, schmählicher Gunstverkauf.
Den höchsten ungerechten Richter
Straft' und verbannete einst die Scherbe.

Pech sind Geschenke. Keine gewaschne Hand
Berühre sie. Der goldne Becher glänzt
Auf jenes feilen Richters Tafel
Ihm zur Verdammung. In Ruhme glänzet

Das kleine Salzfaß, das des gerechten Manns
Beherzte Armuth preiset. — Wohin im Streit
Nach eigenem Gewicht die Waage
Sinket, da sinke sie hin dem Auge

Der, die sie hält, der sehnden Gerechtigkeit! —
Dann ruh das Meer des wütenden Wellenstreits
In seinen Ufern. Viele Klagen
Hat es verschlungen der armen Wittwen,

Der Waisen, deren Segel hinunterfuhr
Im Schiffbruch. — Richter! werde des Streites Arzt,
Erforsche tief der Krankheit Quelle,
Oeffne die Ader der Patienten.

Nicht Manlius, auch Lälius Urtheil nicht
Gefällt mir. Tugend wohnt in der Mitte. Furcht
Umgebe rings die Gnade. Cato
Werde mit Atticus Freund und Bruder.

Den Stab zu brechen säume. Verhülle nicht
Das Haupt zu bald; noch schlachte die Sachen ab
In Laufes Mitte. Todesbuchstab
Machet erseufzen; auch du erseufze.

Gar bald begräbt man Leichen; die Manen ruft
Man nicht sobald ins Leben; es komme dann
Ein Symmachus als Fischhaupt wieder,
Wilde zu schrecken so Wirth als Gäste.

Verehre den Allsehenden Richter. Einst
Spricht er auf Iris Wolke das Urtheil aus;
Und wenn die Rache säumt, vergilt sie
Jegliche Stunde mit härtrer Strafe.

Milo.

Du, der üppigen Muths die Faust umherwirft,
Und was heut er vermag, nach hundert Jahren
Noch zu können erhofft; sieh her, und höre,
Höre den Milo.

Aus Krotone bin ich. Die Faust erlegte
Statt des Beiles voreinst den Stier mit Einem
Schlage. Kennest du mich? Dem Greise sinken
Matter die Arme.

So sank Phaethon einst vom Sonnenwagen;
So Antäus. Es warf Alcidens Arm ihn
Todt danieder. Mich haben Göttersöhne,
Jahre, gebändigt.

Der den Löwen erschlug, entweicht dem Wolf jetzt —
Träum' ich, daß ich es war, von dem die Sage
Meldet? Oder entfloh ich mir? Ich suche
Mich in mir selber.

Was beweinet ihr dann die flüchtge Rose,
Wenn die Eiche zerfällt? O Jüngling, nutze,
Nutze weise der Jugend Kraft, und denk' ans
Kommende Alter.

Gleichgültigkeit.

Ja Freund! verachtend tret' ich mit edlem Stolz
Auf Manches. Soll ich — sage, warum soll ich
Dem Murmeln des Gerüchtes fröhnen?
Und die geschwätzige Zunge fürchten?

Mich freun, wenn jetzt mich billig der Pöbel lobt?
Mich grämen, den unbillig der Pöbel schmäht?
Nicht Dies, nicht Das ist mir geziemend;
Rühmlich- und Schändliches auf dem Fischmarkt

Um Eine Münze kaufen, das mag ich nicht! —
Ob tadelnd oder preisend er auf mich zeigt;
In meinen Mantel eingehüllet,
Geh' ich hindurch ihn, wohin mich Pflicht ruft.

Genuß des Lebens.

Lebst du? oder schiebest du auf zu leben?
Leere Hoffnungen webt, wer jenem Faden
Trauet, den uns Lachesis oft mit schnellem
Finger zerreisset.

Kurzen Laufes eilen dahin wir. Flüchtig,
Gleich dem Vogel und Pfeil entflieht der Tage
Jeder, der der letzte nicht ist. Der letzte,
Traurige dauret.

Als geboren wir auf die Erde kamen,
Kam ein Schatte mit uns; der Schatte wächset
Vor und hinter uns her, bis selbst als Schatten
Wir in die Gruft gehn.

Wie zum Brunnen der Krug, bis unvermuthet
Er als Scherbe zerfällt, so schleicht das Leben
Zum Verfalle. Geneuß das Heute; morgen
Bist du gewesen.

An einen römischen Prälaten.

Die heilgen Fasceen bietet dir Janus dar;
Prälat der Kirche. Lerne die Römermacht
Durch Güte mildern, lerne Würden,
Geistliche Würden, mit Sanftmuth zieren.

Der ist ein Herrscher, der dem Beherrscheten
Gefällig wird, als wäre der Niedre Er.
Die stolze Stirn, die sich in Unmuth
Faltet, verräth ein Gemüth, das Knecht ist.

Du wach' am Steuer, daß dich die Winde nicht
Auf Klippen treiben oder auf lockern Sand;
Doch wenn du hinten wachst dem Schiffe,
Laß auch zuweilen das Vorschiff schlafen.

Die Ehre schwitzt und frieret; sie findet stets,
Und bringet Sorgen. Setze dein Herz in Ruh,
Und habe Dich, so wirst du alle
Glieder des Ganzen mit Einem Willen

Regieren. Wer nicht über sich selber Macht
Gewann, der dient sich selber. Elende Macht,
Die jedem eignen Irrthum fröhnet,
Und in Begier und Gewohnheit Knecht ist.

Gesetze giebst du. Wisse, was du befiehlst,
Und thu zuerst es. Königen folgt der Troß,
Dem Feldherrn der Soldat; Lykurgus
Lebte voran, Lacedämon folgte.

Vorbilder zwingen; Worte belehren nur.
Durchschau geheime Winkel; du aber steh
Der Welt zur Schau. Des eignen Herzens
Tugend entflammet; die fern-entlehnte,

Die man aus fremden Grüften und Hölen stahl,
Verdampfet. Sey dir selber, nicht andern hart.
Wer Herkules Gefahren andern
Müßig gebeut, und dem Mattgejagten

Befiehlt zu dürsten, weil er die Quelle selbst,
Ein Afrikanischer Drache, mit Gier umschleußt,
Der ist ein Ungeheuer. Fürsten,
Bannt die Gewohnheit und werdet Menschen.

Die Mutter der Dinge.

Neulich, als ich im Hain am Quell der Nymphen
Saß; (es klageten mir zu Füßen weinend
Ihre Stimmen; es seufzten überm Haupt mir
Winselnde Winde.)

Da erschien mir ein Bild. Die große Göttinn
Stand vor mir, mit gethürmter Krone; ringsum
Flog das Haar um den offnen, weißen Busen —
„Schreibe!" so sprach sie,

„Dichter, schreibe, was Ich, die alte Mutter,
Als Gesetz der Natur dir sprach und klagte."
(Wie das Rauschen des Stromes, der ins Meer stürzt,
Tönte die Stimme.)

„Thöricht Volk! Es begehrt, was ihm versagt ist!
Dieser Kraniches-Hals; des Nashorns Nase
Jener; Dädalus Flügel der; ein Andrer
Jahre der Hindinn.

Hast du Kraniches-Hals, so hab' auch Kranichs
Flügel. Wache wie Er, und sey des Jägers
Raub. Als Hindinn erdulde Durst und Winter
Bis dich ein Pfeil trift.

Was ich fügte zusammen, trennet niemand;
Niemand füget zusammen, was ich trennte.
Jeder sey mit dem Seinen froh und glücklich,
Wenn er es seyn will.

Was ersinnet ihr euch für eitle Namen?
Ich war Pyrrha, die Mutter-Eiche war ich,
Deren Schoos euch gebar, und war Prometheus,
Der euch das Licht gab,

Jenen himmlischen Funken, Euch zur Flamme! —
Ich umglättete rings die Leimgeschöpfe,
Goß euch Stralen ins Aug', erhob das Antlitz
Euch zu den Sternen,

Und verdeckte das Herz Euch. — Wünscht ein Tadler
Andern Fenster der Brust, so öfn' er Schaamroth
Seine eigene Kammern. — Eine Zunge
Ward euch im Munde,

Ihr Zweizüngler. Zur Unschuld und zur Güte,
Zum aufrichtigen Sinn erschuf ich Menschen;
Und sie brüllen, als Löw' und Stier, sie heulen
Mich wie die Wölf' an.

Ueber Rache der Menschen kennt der Orkus
Keinen größeren Grimm: sie würgen selbst sich,
Unersättlich im Haben. Kaum der Wiege
Windel entkommen

Ist dem Knaben ein Reich, die Welt nicht weit gnug! —
Gold, das schädliche, das die Augen blendet,
Barg ich unter den Boden, und sie suchen's
Tief in der Hölle. —

Alle Gräuel der Nacht in Cythereens
Kammern oder Lyäus deck' ich schaamhaft
Zu mit Dunkel. Sie schänden, sie entreißen
Sich ihr Geschlecht selbst.

Meine schöne Gestalt, die ich der Jungfrau
Schenkte, gnüget ihr nicht; sie heuchelt Schönheit
Sich mit Giften ins Antlitz. Jahr' und Jahrszeit
Wirren die Thoren.

Nicht die Rose des Mays, die Winterrose
Duftet ihnen. In Goldpokalen röthelt
Ihnen süßer der Wein. Im Spiegelzimmer
Quillet ein Lustbad.

Jener Wüterich peitscht das Meer mit Ruthen;
Dieser drohet der ihm zu heissen Sonne
Seinen Pfeil, und dem Aeol Backenstreiche —
Alle verklagen

Mich! O Thorengeschlecht, du Handvoll Erde,
Hast du also vergessen deines Ursprungs,
Daß du Staub und ein wenig Hauch und Luft bist?
Hast du vergessen

Deiner Mutter, und eilst zum Untergange? —
Aber, heilige Themis und o Göttinn,
Die dem Frevel im Rücken folgt; ich nehm' euch
Beide zu Zeugen —"

Seufzerohinderten jetzt das Wort der Göttinn;
Sie verschwand in den Hain; der Hain erbebte,
Traurig rauschte der Strom, und um mein Haupt stand
Gräßlicher Schauer.

Die Begräbnißstäte.

Des Lebens Fabel, minder und mehr berühmt,
Des kurzen Lebens Fabel ist ausgespielt
Von Euch, ihr Todten. Euer Pallast
Ist ein verschlossener enger Sarg itzt.

Und Niemand von den Tausenden störet noch
Dem Nachbar seine Rechte, sein Eigenthum;
Der Feind daneben seinem Feinde,
Streitende Brüder in Einer Urne,

Die keusche Jungfrau neben der Buhlerinn,
Der Ehebrecher neben dem Ehemann,
Der Heilige zunächst dem Frevler,
Laster und Tugend, sie sind beisammen

Begraben. O was streitet im Herzen mir?
Geheimes Wort, erdrückest, erdrückst du mich?
Und darf ausreden meine Zunge,
Was sich im Busen mir fluthend wälzet?

Du säumst, der Gottheit Sprecher? und fühlest nicht
Den heilgen Pfeil, der dich zu enthüllen zwingt
Die schreckliche, die süße Wahrheit
Ueber der Asche der Abgeschiednen:

„Hier liegen Höll' und Himmel, im engen Raum
Vermischt beisammen." Neben dem Unkraut schläft
Der Weizen; unter dicken Dornen
Keimen die Lilien künftgen Frühlings.

O schöne Jahrszeit, wenn sie erwachen, wenn
Was hier in Hoffnung keimet, zur Blüthe sproßt.
Du Bett der Ruhnden, milde Erde,
Triefend vom Thaue der beßren Welt einst,

Wenn auferwacht, was hier in Erwartung schläft,
Gesät in Thränen, reifend der Herrlichkeit;
Und überglänzt die Sonn' und alle
Glänzende Sterne mit innrer Würde.

Und neben ihm ein Dunkel der Hölle, wo
Die Nacht herberget! Schätze des Zornes, sind
Hier auch begraben, wo der starre
Freveler reifet zum zweiten Tode.

Du Haus des Traurens! Oeder Verbannungsort,
Mehr als die Insel auf dem Aegeer-Meer.
Du Kadmus-Saat, sich selbst zum Unheil
Wiedergebohren. — Es wankt die Erde

Mir unterm Fuß. Sie scheiden, es scheiden sich
Die Neubelebten. Freunde, Geliebte, die
Ein Vaterland, Ein Rasen deckte,
Brüder und Gatten, von Eltern Kinder,

Sie scheidet nun und immer die Ewigkeit. —
Wie wird mir? Kalter Schauer ergreift mein Herz.
Sie regen sich. O ruht, ihr Todten,
Ruhet im Grabe, bis Eure Zeit kommt.

Noch schweigt die Tuba; aber sie schimmert schon.
Der Tage jüngster hinter den älteren
Geschwistertagen regt die Schwingen,
Harrend im Neste, noch unbefiedert.

Aus tiefer Brust erheb' ich ein Seufzerlied,
Und sprenge Kühlung über die Grüfte. Ruht,
Ihr Todten! Eure Lebensfabel
Ist und die unsere wird geendet.

Die sterbende Nachtigall.

Höret das Ende der Sängerinn Nachtigall. Wenn die letzte Stunde
Ihr jetzt nahet; sie ahnet der Stimme baldiges Verstummen,
Will sie noch sättigen sich an Gesängen, und im Gesange sterben.

Kaum erwachet der Tag, so erfleucht an des hellen Stromes Ufer,
Sie eine Pappel, und wieget den Gipfel, und stimmt die kleine Kehle,
Daß Aurora fröhlicher lacht, und die hingeweinten Thränen
Schneller enttrocknet der Flur. Wie der Tag sich hebt am Himmel,
Hebt das Herz der Sängerinn sich, und erweitert schlägt ihr Busen;
Tausend Stimmen erklingen in ihr, Polyhymniens Gesänge,
Bis zur höchsten Höhe der Sonne. Da wendet schnell der Ton sich;
Zärtlicher rufet sie — wen? wen rufet sie, unersättlich-schmachtend
Male nach Malen? So oft bewegen im stillen Hain die Blätter
Und im Meere die Wogen sich nicht, die der schnelle Sturm empörte,
Als aus ihrem Busen das Rufen und Rufen tief hinaufsteigt. —

Wie sich die Sonne neiget, erleichtert die starkbeklommne Brust sich;
Elegieen verfließen in süßere Sapphische Gesänge.
Zärtlich fragt sie, redet sich an, und erwiedert sich die Antwort,
Hält jetzt inne, strömet hervor Melodieen: denn die Sonne

Sinket; ihr Ende naht. Nun stimmet, sie stimmt das Schwanenlied an.
Unter ihr murmelt der Bach; es träufelt der Regen. Seht, die Sonne
Weilet; Hesperus lauscht; es lauschet in süßen Sympathieen
Rings die Natur. Und die Künstlerinn steigt zur höchsten Füll' und Einfalt
Aller Lust des Gesanges, bis mit zersprengter Brust vom Aste
Sie danieder sinket und schweigt. — Ein Saitenspiel des Sängers,
Der ihr lauschte, fänget sie auf. Es belebt' ihr letzter Athem
Seine Saiten; er singet den Grabegesang ihr und mit Thränen
Setzet er ihr die Schrift: „Hier ruhet sie, Attis war ihr Name,
Mutter und Königinn aller Gesänge: sie ruht im stummen Grabe."

Philomele an ihre Schwester Progne.

Waren Tauben voreinst der Liebe Boten, warum soll
Philomele dir nicht bringen ein freundliches Lied,
Schwester Progne? Sie kann dir nicht mehr singen im Haine;
Dickerer Erdenluft tönet die Stimme nicht mehr.
Aber ein stummes Gewand kann sie dir zeigen; du liesest
In ihm, was dir entfernt deine Getreueste spricht.
Schwester Progne, wir liebeten uns und wählten verschieden;
Du die geräuschige Stadt, ich mir den einsamen Hain.
Da schwang ich mich empor zu diesen stilleren Hainen,
Wo kein Räuber uns mehr, keine der Klagen verfolgt,
Wo mit dem Adler die Taube scherzt, und die steigende Lerche,
Selbst das Zeisichen nicht Kranich und Geier erschreckt;
Wo kein Rabe mehr krächzt, kein Sperling buhlet, und nicht mehr
Euer erfabelte Schwan singet den Sterbegesang.
Städte, wie du sie liebst, sind nicht in unseren Auen;
Schwalbe, dein irrdenes Nest — ist es nicht schöner als sie?
Unsere Städte — jedoch du begreifst von ihnen den Namen
Nicht, und die innere Lust dünket dir Nebel und Traum.
Komm hinüber zu uns. Hier ladet ein ewiger Frühling,
Den du vergebens dort, ziehende Wandrerinn suchst,
Ewiger Frühling ladet dich hier mit dem lauesten Duft ein;
Narden und Crokus blühn, Progne, sie blühen für dich.
Komm hinüber. Es weicht in unserm Lande der Wahrheit
Jegliche Fabelgestalt. Hier bist du Schwalbe nicht mehr;
Ich die Nachtigall nicht. Es verstummten meine Gesänge
Als ich in diesen Hain höherer Hymnen gelang.
Komm hinüber. Du wirst hier mit mir wohnen. Es trennen
Hier sich Häuser und Hain, Flur und Paläste nicht mehr.
Jedem gewähret sich hier sein Wunsch, und jeglicher Wunsch ist,
(Kaum begreifest du dies,) hier auch des anderen Wunsch.

Schwester, Königinn, du, die im Rauch der leimernen Hütte,
Die im staubigen Nest kältender Felsungen wohnt;
Ach, erblicktest du diese Gefilde; wie würdest du sagen:
„Hier ist der Frühling! o leb', eisiges Thracien, wohl."

Kennst du der Schwester Stimme nicht mehr? Philomelens Gewand nicht?
Ihr Blutrothes Gewand, das sich im Herzen dir regt,
Mit dem Pfeile der Liebe geschrieben? Was tönet ins Ohr mir
Lauter und lauter? Sie kommt, meine Verlassene kommt!

K e n o t a p h i u m

des Dichters

J a k o b B a l d e.

Der Dichter, dessen Stimme wir in dieser Sammlung lyrischer Poesieen hörten, hieß **Jakob Balde.** Gegenwärtiges Kenotaphium soll sein Andenken blos als eines **Dichters** erneuern, wie er sich in seinen Werken selbst schildert.

I.

Jakob Balde war zu **Ensisheim** in **Elsaß** 1603 gebohren. Dieses schöne Land gehörte damals noch zum deutschen Reiche; er war also ein Deutscher. Lebenslang hat er zu seinem Vaterlande die innigste Liebe bezeuget, und als im dreißigjährigen Kriege es dem armen Elsaß so übel erging, äußerte er in vielen Gedichten darüber sein regestes Mitleid. Brüderlich tröstet er seine vertriebenen Landesleute, und stärkt ihr Herz mit den erlesensten Sprüchen der Weisheit; wobei er nie unterläßt, sich selbst als einen Verbanneten zu betrachten und das Land zu rühmen, in dem er zuerst das Licht sah a). Aus vielen gaben wir nur Eine Ode, ein **Trostschreiben** b); es sagt uns den Inhalt der andern. Jedermann, der jene Länder und Gegenden sah, bedauret, daß die schönen Thäler längs dem königlichen Rhein Jahrhunderte hin einer immer wiederkommenden schrecklichen Verwü-

---

a) Balde poemata Colon. 1660. L. III. Od. 34. ad exsules Alsatas. L. III. Od. 6. ad nobilem Alsatam, ut patriae calamitatem moderate ferat. L. III. Od. 20.

b) L. II. Od. 27. Terpsichore S. 146.

stung ausgesetzt gewesen. — Daher der Schmerz unsres Dichters, als Breisach eingenommen war a); daher seine öfteren Verwünschungen des Krieges. Er nennet sich gern einen Alsatier, und läßt die Muse ihn also nennen b); er spricht gern mit seinen Landsleuten; auch jene Heilige, die zur Linde aufsproßte, war eine Elsasserinn c). —

Erleben mußte es der Dichter, daß dies Land vom deutschen Vaterlande abgerissen, eine französische Provinz ward. Schon vor geschlossenem Frieden giebt ihm der erste französische Botschafter beim westphälischen Frieden, sein Memmius davon Nachricht und nennet ihn seinen Landsmann d); Balde aber sah sein Vaterland nie wieder.

2.

In Bayern lebte unser Dichter; und es ist nicht zu bergen, daß er zuweilen mit Misfallen darinn lebte. Er klagt über den Himmel, der seine zarte Gesundheit mit Katharr und Flüssen, mit Fiebern quäle, die ihn mehrmals an den Rand des Grabes versetzten. Schwerlich ist der häßliche Katharr von Einem Dichter ärger verwünscht worden, als von dem unsern; zum Trost aller, die bei der ewigen Feindschaft unsrer Lebensart und unsres Klima von ähnlichen Uebeln leiden, theilen wir ihnen Eine Verwünschungsode desselben mit e). — Das Kraut, mit dessen wohlthätigem Rauche unser Dichter diesen bösen Feind verjagte, hat ihm ein Lobgedicht dieser Pflanze abgelockt f), vor deren Misbrauche er in einem

a) Terpsich. S. 165. b) Terps. S. 166.
c) Terps. S. 110. d) Balde poem. T. II. p. 211.
e) T. I. Lib. II. Od. 34. Dirae in Catarrhum. S. die folgende Nachlese von Balde's Gedichten.
f) Sylv. L. VIII. Od. 6.

langen Gedicht warnet a). Gegen den Vorwurf der Muse, daß er statt der Flöte der Pallas dies Rohr ergreife b) schützet er sich mit dem harten Erforderniß seiner Gesundheit und seines Klima. Ueber dies Klima ist er mehrmals so ergrimmet, daß er sich in Gedanken, auf den Fittigen seiner Muse, in die Ost- und Südwelt, nach Constantinopel und Aegypten hin versetzt, und seinen aufgebrachten Genius dadurch gleichsam täuschet c). Diesem und andern Ausflügen seiner Phantasie, die er Enthusiasmen nennet, haben wir mehrere starke Oden zu danken, bei denen man es fühlt, „der Dichter wollte sich vergessen; er wollte sich selbst entfliehen;“ immer aber waren diese Ausflüge nur Täuschungen seines Eckels, seiner Langenweile. Aus Constantinopel und Aegypten kam er nach Deutschland in sein Bayern zurück, und ersank matt in sich selber. Dann erhob er seine Stimme, und predigte andern, daß man sich selbst nicht entfliehe, wenn man auch an den Ganges entflöge d).

Außer dem Klima waren einige damals herrschende Sitten Bayerlandes unserm Dichter nicht freundlich. Um gesund zu seyn, war ihm die strengste Diät nothwendig; die Magerkeit war also seine Muse, die er pries und anpries e); keinen trifft seine Geißel schärfer, als die Schlemmer, die dicken Bäuche. Bis ins Grab hinein verfolgt er diese;

a) Tom. III. p. 160.

b) Sylv. lyr. L. IX. Od. 3.

c) T. I. L. III. Od. 47. L. IV. Od. 26.

d) Terpsich. S. 201. und sonst. Eine ausführliche Beschreibung des bayerschen Klima enthält die 18. Ode des 9. B. seiner Wälder, wo er es nach Monaten herzählet.

e) Terpsichore, S. 98—82. S. 140. Sylv. lyr. L. VIII. Od. 2. de conviviis Germanor.

dagegen er die strengeste Mäßigkeit, als eine Schwester Galenus, als eine Tochter der Gesundheit selbst preiset. Er spricht oft von einer Gesellschaft der Magern, (macilentorum) in der er diesem oder jenem Freunde zu seinen Fortschritten scherzend Glück wünschet. Von sich rühmt er, daß er, leicht wie ein Schatte, zwischen Göttern und Abgeschiedenen schwebe. In solcher Gesinnung konnten ihm die prassenden Gastmahle der Deutschen nicht sehr erfreulich seyn. Er schilt seine Landsleute oft darüber, so wie über ihre Modesucht und Nachahmung fremder Länder. Ein ganzes Buch, den Agathyrsus, hat er „vom Lobe und Wohlstande der dürren Gesellschaft;" und ein andres, den Antagathyrsus, eine satyrische Apologie der Fetten geschrieben, von welchen Schriften wir späterhin reden werden.

3.

Da unser Dichter in Bayern lebte, so hat er nicht ermangelt, manche schöne und große Gegenstände dieses Landes zu schildern, sowohl Gegenden, als Werke der Menschen und Charaktere. Die hangenden Gärten des Herzogs Albert des sechsten in München a), Ebersburg b), bei Thalkirchen die romantische Gegend Häsene-Loh genannt c), wo der Dichter die Echo über Krieg und Zeit befragt, und mehrere Gegenden der schönen Aue, in der die Hauptstadt Bayerns liegt, hat er geschildert d). Einige Gedichte, die

a) Terps. S. 27. 28.
b) Sylv. lyr. L. VIII. Od. 20.
c) Syl. lyr. L. IX. Od. 27.
d) Westenrieders Beschreibung von München (München 1782.) erwähnt mehrere dieser Orte.

die er in Neuburg und an der Donau schrieb, hat er mit Lokalumständen dieses prächtigen Stroms bezeichnet a). Das Kloster Waldrast in Tyrol, mehrere Kapellen der Maria in einsamen Waldgegenden b), ihre Bildsäule auf dem Markt zu München u. s. c) besang er, mehrentheils als Gelübde. Die angenehmen Waldgegenden dieses Landes machten seine Muse zur Jägerinn und seine Schutzgöttinn zu einer Diana d). Das erste Buch seiner lyrischen Wälder enthält vielleicht alles was für und gegen das Jagdleben gesagt werden kann; zuletzt versöhnen sich Pallas und Diana in einem lyrischen Gespräche e). Wenn ein Literator in Bayern, der mit allen Gegenden und Umständen der Zeit bekannt ist, Baldens Gedichte Ort- und Zeitmäßig erläuterte, würde er ihn vielleicht als Bayerlands Dichter darstellen können, wie z. B. Opitz, Logau und andre, Schlesische Dichter waren. Die lyrische Muse hat vor andern Schwestern den Vorzug, daß sie die Gegenden, die sie durchwandelt, gleichsam zu einem classischen Boden macht, und auch im Dunkeln leuchtende Fußtapfen zurückläßt. Griechenland, Italien sind voll dieser glänzenden Spuren; fast kein Berg, kein Hain, keine Quelle, kein Thal ist, deren Genius nicht einst die Muse in daurende Gesänge aufnahm. In Deutschland sind große Erdstrecken völlig noch unclassischer Boden; einige rauhe Stimmen, die sie einst be-

a) S. Torvitat. encom. T. III. p. 83. Genethliac. Neoburg. T. II. p. 13.

b) Terpsich. S. 151. Lyric. L. I. Od. II. L. III. Od. 2. etc.

c) Lyric. L. III. Od. 15. 26. 28.

d) Lyric. I. 3. Od. 2. I. 2. Od. 14.

e) Sylv. I. 1. Od. 16.

sangen, vergißt man gern, indeß Brockes, Hagedorns, Hallers, Klopstocks, Geßners und andrer treffende Localbeschreibungen sich erhalten werden und auch durch Gesang Deutschlands Boden gleichsam veredeln.

Wie an Gegenden, so schlang sich auch an mehrere große und berühmte Männer Bayerns die Poesie unsres Dichters an. In des Kurfürsten Maximilians Zimmer fand er den dreifachen Seufzer der Monarchie angeschrieben, über welchen er sein Herz ergoß a); in wenigen, aber prächtigen Oden besingt er die Vorsicht, die über den Kurfürsten auf seinen Kriegszügen gewacht hatte b); keine ist leer an großen Gesinnungen und Lehren. An den Prinzen Albrecht Siegmund von Bayern, Coadjutor zu Freisingen, ist die Ode, das Hirtenleben c) gerichtet; einem geistlichen Fürsten in diesem Wald- und Hirtenlande konnte man die Pflichten seines Amts schwerlich ernster und schöner sagen. Mehrere Gesänge sind durch Umstände des fürstlichen Hauses veranlasset d); zur Ode Nero e), die Römerbilder f), an M. T. Cicero u. s. g) begeisterten den Dichter Kunstwerke. Der edle Brevanus, der ihm die alten Münzen zeigte, stehet

a) Lyric. L. IV. Od. 3. Terpsich. S. 68.

b) Lyr. L. IV. Od. 1. 2.

c) Terpsich. S. 123. Lyr. l. 3. Od. 45.

d) z. B. Weihung eines Kindes, Terpsich. S. 153. Lyr. l. 2. Od. 44.

e) Terpsich. S. 112. Lyr. l. 2. Od. 43. In Antiquario Sereniss. Electoris.

f) Terpsich. S. 104.

g) Terpsich. S. 94.

selbst als ein Gepräge der alten Zeit da a); der Staatsmann, der als ein Lorbeerbaum grünet, war Wolfgang Silbermann, Kanzler der Pfalz Neuburg b). Verdiente Namen sollten dem Lande, dem sie zugehörten, auch in Gedichten nicht veralten.

4.

Balde war ein römisch-katholischer Geistlicher, der eine Zeitlang dem Hofe zu München predigte; dies giebt einen Aufschluß zu vielen seiner Gedichte.

Von einem Geistlichen und Ordensmann, der nach strengen Gesetzen der Enthaltung und Mäßigkeit lebt, wird man kein vivamus, mea Lesbia, keine Elegieen in der Weise Tibulls erwarten; auch der Adonis-Garten Horazischer Gesänge der Liebe blühet nicht für ihn. Ihm ziemen Regeln, die der stoischen Schule nahe kommen, ob sich gleich unser Dichter zu dieser Schule nicht bekannte c). Dem Amor wollte er weder schmeicheln, noch fröhnen; in mehreren Oden, z. B. Wunder der Liebe, an einen Narciß, der zurückblickende Simson, Petrarca, der Brautwerber u. s. schildert er ihn eben nicht zärtlich d). Liebhaber der erotischen Poesie werden also hier vieles vermissen, das sie aber in andern Dichtern desto häufiger finden. Jeder Baum bringe seine Früchte.

Eher möchten wir bei diesem Stande des Dichters beklagen, daß er ihn in seinen Urtheilen einseitig, auf die

---

a) Terps. S. 73. Lyr. L. III. Od. 31.

b) Terps. S. 287. Sylv. lyr. l. 9. Od. 8.

c) Lyr. l. 3. Od. 12. 16. Cur a Stoicis discesserit. Od. 23. 39. u. f. Terpsich. S. 358.

d) Terpsich. S. 335. 339. Lyric. Od. 7. 10. 28. Sylv. lyr. L. V. Od. 18.

Protestanten sehr erbittert, und daher ungerecht gegen sie machte. Niemand wird es ihm verdenken, daß im dreißigjährigen Kriege die Parthei der katholischen Ligue nahm, deren Haupt sein Kurfürst war a), daß Tilly sein Held ist b), daß er die Siege des Oesterreichischen Hauses feiret c); auch wird es ihm Niemand verargen, daß ihm das Glück der Schweden d), selbst Wallensteins Glück verhaßt war e), und daß er die Unthaten seiner Gegner sehr zur Schau stellt f). Leider war dies damals die sogenannte Staats-Raison beider gegen einander sehr erbitterten Partheien. Dreißig Jahre zogen die Kinder Deutschlands in ihrem eignen Lande umher, um allenthalben die Brust der Mutter zu verwunden, die Gebeine ihrer Brüder zu zertreten. Es war kein Religions- sondern ein Plünderungs- und Raubkrieg, der den herumziehenden Horden wohlgefiel, den sie also wohl auch verewigt wünschten g). Die Verwünschungen dieses Krieges waren von jeder Seite gerecht. Je länger die Verwüstung währte, desto partheiloser ward jedermann, so daß man auch an unserm Dichter zuletzt bei seinen brennenden Wünschen nach Sicherheit und Frieden durchaus keine Partheilichkeit mehr bemerket h). Vielmehr haben ihm seine reine patriotische

---

a) Lyric. l. 4. Od. 1. 2.

b) Lyric. l. 4. Od. 11.

c) Lyric. l. 1. Od. 26. 38. L. 2. Od. 3.

d) Lyric. l. 1. Od. 36.

e) Lyric. l. 2. Od. 37. Terpsich. S. 234.

f) Lyric. l. 2. Od. 17. L. 3. Od. 20. 21. 26. 37. L. IV. Od. 8.

g) Epod. Od. 1. Sylv. lyr. L. IV. L. IX. Od. 4.

h) Terpsich. S. 237. 254. 256. 261—274.

Oden über Deutschlands Wohl und Weh a), über die Sitten der Deutschen b), über Deutschlands damaligen Zustand u. s. den meisten Ruhm erworben: denn wer Balde auch sonst nicht kennet, kennet ihn als einen patriotischen Dichter. — Wenn er indeß in früheren Jahren sich von seiner genommenen Parthei so weit aufbringen ließ, daß er z. B. über den an Wallenstein begangenen Mord frohlocket c); wenn er gegen die Häupter und Lehrer der Protestanten in unwürdige Schmähungen ausbricht d): so kann man dies durchaus nicht anders, als durch die Hitze des Augenblicks in der damaligen Zeitenlage, so wie denn auch durch die frühaufgefaßten Vorurtheile seiner Erziehung, und durch seine Unwissenheit entschuldigen. Balde, wenn er jetzt lebte, würde nicht mehr so schreiben; indessen verstehet es sich, daß zur Ehre des Dichters selbst von jeder Spur solcher Fehler meine Terpsichore frei bleiben mußte.

5.

Balde gehörte zu der sogenannten Gesellschaft Jesu. Ob ich nun gleich nicht glaube, daß Einer meiner Leser bei Ansicht dieser Worte sogleich das Buch wegwerfen, und was er in ihm vorher gut oder vortreflich fand, fortan böse oder abscheulich finden werde: so verdient doch, auf der Stelle, auf welcher Balde selbst als Dichter stand, dies Prädicat allerdings eine unpartheiische Erwägung.

Allgemein wissen wir, daß selten jemand sich seinen

a) Sylv. l. IX. Od. 11. 13. 14. 15. 19. 20. 23. 25. u. s.

b) Sylv. l. III. IV.

c) Lyric. l. 2. Od. 13.

d) Antagathyrs. LVIII—LXIII.

Stand selbst wählet. Wir treten in ihn meistens zu einer Zeit, da wir ihn noch nicht übersehen, da Nebenumstände uns mehr bestimmen, als die Sache selbst. Beispiele, Vorbilder, der Rath Anderer, endlich Zufälle und die liebe Noth haben ihre Hände dabei so gewaltig, daß wir auf die Bahn unsres Lebens uns mehr fortgestoßen, oder von Winden fortgetrieben fühlen, als daß wir freiwollend und freiwählend dahin wandern sollten. Nicht also welchen Stand jemand ergriff, oder zu welchem Stande er gebohren ward, ist der gerechte Titel seines Lebens; sondern was Er in dem Stande war, wie Er sich dem Stande oder den Stand sich anfügte, das ist die Losung. In der damaligen Zeit, da die Gesellschaft Jesu im höchsten Ansehen blühte, war es kein Vorwurf, Jesuit zu seyn, sondern hohe Ehre. Es war der Weg zur vielseitigsten Wirksamkeit: denn der Orden lehrte und regierte die Welt. Nicht nach Begriffen unsrer, sondern der damaligen Zeit müssen wir richten.

Nun ist auch bei den heftigsten Anfeindungen des Jesuiten-Ordens niemand so weit gegangen, daß er ihm gelehrte, fähige, wirksame, rechtschaffene Männer wesentlich abgesprochen hätte. Die ganze Geschichte des Ordens spräche dagegen; in allen Feldern der Literatur hat er Talentreiche, verdiente Arbeiter gehabt; fast jede Wissenschaft ist den Jesuiten Etwas schuldig a). Lateini-

---

a) In Harenbergs Geschichte des Jesuiterordens Th. 2. Kap. 7. findet man einen wiewohl sehr unordentlichen farrago über die Gelehrsamkeit des Ordens. Die Verdienste und Misverdienste der Jesuiten um die lateinische Sprache zumal in Deutschland, sind von Burkhard (de lat. liguae in Germania fatis Cap. 7. p. 522.) kurz, aber unpartheiisch angegeben; so wie auch in Noltenii lex. antibarbar. T. II.

sche Dichter zumal hat die Gesellschaft in großer Anzahl, fast in jeder Gattung der Dichtkunst, fast auf allen Stufen des Werths und Unwerths hervorgebracht, die sich dann auch nach Ländern und Zeiten unterscheiden. Balde muß als ein Deutscher, als ein Bayerscher Jesuit des vorigen Jahrhunderts betrachtet, und dabei rein gefragt werden, was Er auf Seiner Stelle war? wozu Ihm der Orden geholfen, worinn er ihm geschadet habe? Wir haben also, wie bei jedem andern Stande, von Vortheilen und Nachtheilen seiner Situation zu reden; und dies zwar mit Billigkeit und mit Menschengefühl: denn keine Situation in der Welt ist ganz ohne Nachtheile.

6.

Erstens ist es bekannt, mit welchem Fleiß, aber auch in welchem Geschmack die Jesuiten des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die lateinische Sprache und Dichtkunst trieben; ja wüßten wirs nicht aus Masenius, Balbinus und andern theoretisch, so lernten wirs praktisch aus unserm Dichter. In allen Sylbenmaaßen, in jeder Gattung der Dichtkunst hat er sich geübt, und dadurch eine Gelenkigkeit, eine Versatilität erlangt, die, selbst wenn sie mißfällt und ermüdet, dennoch Verwunderung erreget. Beim Verzeichnißt seiner Werke werden wir finden, daß er durchaus keine Dich-

---

(Lips. 1786.) die Schriftsteller, die über die lateinische Sprache geschrieben, ohne Partheilichkeit beurtheilt sind. Eine literarische Geschichte der Jesuiten mit einem Partheilosen Urtheil über das Ganze nach Beschaffenheit der verschiednen Zeiten und Gegenden, in denen die Gesellschaft blühete, ist meines Wissens noch nicht geschrieben.

tungsart unversucht gelassen; wie er aber auch mit Sylbenmaaßen gespielt habe, davon mag sein großes Gedicht von Eitelkeit der Welt, sein Agathyrsus, seine olympia sacra, seine Philomele zeugen. Beim ersten Gedicht z. B. a) giebt er sich einen biblischen Spruch als Thema auf, und verändert diesen sechsfältig, Lateinisch, Deutsch, im Kirchen- und Volkstone, Elegisch, Anakreontisch, in Hendekasyllaben, und im schwersten Scazon. Themata solcher Art setzt er hundert und neunzig zusammen, und beschließet sie mit reich abwechselnden Epilogen. Sein Agathyrsus hat dergleichen Absätze fünf und achzig b); ähnliche Abwechslungen enthalten seine Olympia, seine Philomele c). Schülern der lateinischen Verskunst mögen diese Variationen manchen Handgriff in Bearbeitung des Materials der Sprache zeigen; uns thut es äußerst wehe, große, schöne, zarte Gedanken in solcher Palästra umhergejagt und endlich erliegen zu sehen. Es thut uns wehe, einen wirklichen Dichter als einen Handwerker zu erblicken, der schweres Baugerüst trägt und damit spielet. Da es indessen bekannt ist, daß dies der Geschmack und die Lehrart seines Ordens war; so wird man es ihm zu gut halten, wenn er auch in solchen Uebungen sich als Meister zeigen wollte. Ich glaube, daß ihn niemand, selbst Masenius nicht, in diesem ungeheuren Luxus von Versifications-Künsten übertroffen habe.

Zweitens. Natürlich erstreckte sich dieser falsche Geschmack unvermerkt weiter. Er, der erhabne Gedan-

---

a) Tom. IV. Colon. 1660.

b) Tom. IV. p. 199.

c) Tom. IV. p. 366. 487.

ken so einfach, so stark auszudrücken wußte, wird in Composition der ihm gleichsam zuströmenden Bilder oft so überfließend, daß er der schönen Ausdrücke und Sentenzen kaum ein Ende weiß. So gehet es ihm insonderheit in den Oden, die er Enthusiasmen nennet; aber auch in andern Werken, insonderheit in seinem Trauerspiel, die Tochter Jephtha a), wo er in Farben und Sentenzen den Seneka selbst, wie Herkules den Antäus überwindet. Ob es mir gleich bei Uebersetzung seiner Oden, in denen ihn Horaz noch am meisten in Schranken erhielt, hie und da leid that, diesen üppigschönen Wuchs abschneiden, das zu viele Gold wegwischen zu müssen; so that ichs dennoch; und ward dabei an jenen Geschmack erinnert, in dem der Jesuiten-Orden einst seine Kirchen und Säle ausschmückte. Bei aller Hoheit und Reinheit, ja bei einem imponirenden Ernst bemerkte man in ihnen immer ein Etwas, das den Geschmack des Ordens zusammenhangend auch im Kleinsten verrieth; auf eine blendende Popularität nämlich war alles berechnet.

Drittens. Daß bei diesem lateinischen Jesuiter-Geschmack die deutsche Sprache sehr zurückbleiben mußte, war Natur der Sache; wie ungleich ist Balde sich in lateinischen und deutschen Versen! In jenen so oft rein und groß; in diesen fast durchgehend niedrig und possirlich b). Nicht Unfähigkeit des Dichters wars, die diesen

a) Tom. IV. p. 549.

b) Tom. III. IV. In Megalissi (Georg Litzers) Schrift: der Undeutsche Katholik, Jena 1730. wird S. 41. an eine Gesellschaft gedacht, die Balde, Simon Meir, Bidermann, Perenfelder und Sonnenberger für die deutsche Sprache haben stiften wollen. Näheres weiß ich nichts von dieser Gesellschaft.

auffallenden Unterschied machte: denn einzelne Strophen und Absätze sind auch im Deutschen von ihm mit Würde und Nachdruck geschrieben; es war der üble Geschmack seiner Zeit, seiner Gegend und seines Standes. Seit den Minnesingern, seit Kaisersberg und Luther war die deutsche Sprache sehr verfallen; die vielen und bittern Streitigkeiten politischer- und Religionspartheien hatten sie entweder unangebaut vernachläßiget, oder sie zu groben Schimpfreden erniedrigt. Hinter der lateinischen, spanischen, französischen, italienischen galt sie damals nur als eine gemeine Pöbelsprache, in der man grob befahl, oder grob scherzte und schimpfte. Da nun überdem in den obern Gegenden Deutschlands, wo Balde lebte, der Charakter des Volks von fröhlicher Art ist: so glaubten auch die Lehrer der Religion und der guten Wissenschaften nicht besser aufs Volk wirken zu können, als durch Schwänke. Selbst Predigten wußten beides, Ernst und Pöbelscherz, sinnreich zu verbinden, so daß bis jetzt da wir doch ein Paar Jahrhunderte weiter sind, für manche Gegenden Deutschlands in der Volkssprache die Linie des Unterschiedes noch nicht gefunden ist, wo Würde anfängt und gemeiner Scherz aufhört; beide stehen noch in sehr vertraulicher Freundschaft. Also lege man unserm Dichter nicht zur Last, was der Fehler seines Orts und seiner Zeit war; in deutschen Versen wollte er popular seyn, und glaubte, daß er es nicht besser als also seyn könnte. Der protestantische schwäbische Dichter, der mit Balde zu Einer Zeit lebte, der nicht wie er, auf der Canzel oder in einer Celle steckte, sondern unter gebildetern Nationen an Höfen lebte, Weckherlin, schreibt dennoch nichts weniger als correct Deutsch; er überladet die Verse mit Wörtern wie Balde. Und wie schreibt Fischart, der um eben diese Zeit den Rabe-

lais übersetzte? — Nur spät und mit äusserster Mühe hat sich unsre Sprache aus dem Ungeschmack, in den sie gesunken war, zur Ordnung und Reinigkeit eines bestimmten classischen Styls erheben können, der auch noch jetzt schwerer und seltner ist, als man glaubet.

Lasse man also den lateinischen Balde mit seinen deutschen Versen unverspottet; selten dichtete uud schrieb Ein Autor in zweien Sprachen gleich gut. Welch ein Deutsch z. B. schrieb Melanchthon? welch ein Deutsch mancher andre große Gelehrte! der größeste Algebraist unsres Jahrhunderts soll Balde für den größesten deutschen Dichter gehalten und mit unsäglicher Lust Verse von ihm angeführt haben; wahrscheinlich hätte er selbst ähnliche Verse geschrieben. Mögen die Baldischen deutschen Verse uns zeigen, aus welcher Tiefe wir Deutschen uns haben heraufarbeiten müssen, und was für ein neues Ding bei uns der gute Geschmack einer reinen deutschen Schreibart sey. Vielen Ständen ist er noch jetzt fremde.

Viertens. Wenn Balde seiner Lage nach, einer ausgebildeten Muttersprache entbehrte, so mußte er in solcher vielleicht einer noch größeren Wohlthat entsagen, der Liebe und Freundschaft. Nothwendig galten in einem Jesuitercollegium viele Scenen, die Horaz beschreibt und schildert, als Lasterscenen des Heidenthums; als solche lernte sie der Jüngling ansehen, und ward vor ihnen gewarnet. Lojola nämlich hatte seine Liebe einzig der Jungfrau Maria gewidmet; Sie hatte er allen seinen ritterlichen Ordensgenossen, zur Braut ihres Herzens, zur Dame ihrer Gedanken verordnet. Auch Balde hat an sie die zartesten Seufzer gesandt, ihr in Lobpreisungen und Wünschen die schönsten Kränze gewunden. — Verzeihe mir die heilige Jungfrau, daß ich ihr einige

dieser Kränze entwandt zu haben scheine, indem ich sie ohne ihren Namen meiner Sammlung einfügte. Die Liebe zu ihr bleibt immer doch nur Sehnsucht nach einem Ideal aller weiblichen Vortrefflichkeiten und Reize; warum also sollte dies Ideal nur in den Wolken, auf dem Altar, in einer todten Statue, in einem täuschenden Gemählde, oder in Erscheinungen jenseit des Grabes gesucht werden? Je zarter und schöner Balde sang, desto mehr bedauert man ihn über die Wesenlose Gestalt, die seinen Flug so hoch spannte. Hatte der Ritter von Pampelona ihn nicht um den schönsten Theil seiner Empfindungen getäuscht? —

Und sollte es mit den Aufopferungen der Freundschaft viel anders seyn, die der Orden gebot a)? In ihm gab es Obere und Untere, Lehrer, Schüler, Mitgenossen, Mitstreiter, Mitwirker; gab es aber auch oft in ihm, was man im freien Leben also nennt, Freunde? Der Zweck des Ordens sollte alle Begierden des Herzens an sich ziehen; von allen Anhänglichkeiten der Person sollte er die Seele reinigen und läutern. Gut für den Orden; aber auch eben so gut für die zarteste Ausbildung des menschlichen Herzens? für sein geheimstes Glück des Lebens? endlich auch so gut für die lyrische Dichtkunst? Diese will persönliche Anhänglichkeit; sie will freie Lieblingsplätze des Herzens; mit jedem Eigensinn,

a) Hiemit wird gar nicht gesagt, daß dieser oder ein andrer Orden keine Freundschaft erlaube; eben in Orden, d. i. in männlichen Verbindungen zu Einem Zweck, vielleicht mit Gefahr des Lebens giebt es gewiß innigere Freunde, als in Vorsälen oder auf dem Markte. Nur von der Lage unsers Dichters ist hier die Rede, wie sie in seinen Gedichten vorm Auge der Welt erscheinet.

mit jeder Abwechselung des Glückes der Liebe fodert sie Freunde und Geliebten. In den Gedichten eines Ordensmannes findet man dergleichen selten. Dankbar feiert Balde z. B. das Andenken seines Lehrers a); er hat Landsleute, Bekannte, Mitgenossen, Neider, Verehrer, schriftstellerische Freunde und Feinde, mit denen er scherzt, oder zanket, die er lehrt, tröstet, ermahnet; nicht aber (seltenes Glück auch unter bürgerlichen Geschäften) ein andres Ich, einen untheilbaren, unabwendbaren Freund des Lebens. Freund- Kind- Weib- selbst fast Personlos fährt er auf dem Schiff des Ordens und der Kirche durchs Leben —

Endlich freuet es mich, daß ich bei unserm Dichter den höchsten Verlust nicht anführen darf, den mancher Ordensmann litt, den Verlust seiner selbst, mit allem, was dazu gehöret. Zwar hat er die erste Woche der Uebungen des heiligen Ignaz auch beschrieben b) und zu seinem Orden als zu den Inseln der Seligen eingeladen c); seine Philomele sowohl, als seine Urania singen sehr mystische Töne; auf eine eigentliche Verschraubung der Sinne ist es indessen bei ihm nicht angelegt; und man bedauret in seiner Asche den Dichter, dem zuletzt dergleichen süße Quaalen ohne Gegenstand und innern Werth Labsal werden mußten. — Gnug von den Nachtheilen; lasset uns auch einige Vortheile bemerken, die der Orden damals seinem Dichter gewährte.

---

a) Lyr. l. 2. Od. 50. Laus posthuma Jac. Kelleri, defuncti Anno 1631. ab auctore piis manibus impensa 1640.

b) Sylv. lyr. L. VIII. Od. 9.

c) Sylv. l. 7. Od. 8. Das Säkulargedicht über die Erhaltung des Ordens erscheint in der mitfolgenden Nachlese.

7.

Der erste Vortheil ist Gewißheit der Regel. In einer Zeit, wo alles zu schwanken scheint, wo man mit einer groben Probabilität fast an jedem Grundsatze der Moral künstelt oder zweifelt, kommt uns aus dem Munde eines Jesuiten diese Gewißheit nicht eben unrecht. Der veste Ton, in welchem der Dichter Würde, Tugend, Pflicht, und die ersten Verhältnisse des Lebens singet, weckt uns auf, kehrt unsern Blick in uns selbst, predigt uns Besitz unsrer selbst, Zucht, Lehre. In Balde tönt diese Katonische Stimme ernst und lieblich; er ist voll der bestimmtesten Anweisungen zum Gebrauch des Lebens.

Der zweite Vortheil, den ihm der Orden gab, ist sein schneidender Blick auf die politischen Verhältnisse und Verwirrungen der Staaten. Nicht siehet er kriechend auf diese von unten hinauf, sondern von oben auf sie hinunter. So spricht er über Pflichten der Regenten, der Prälaten, der Hofleute, der Minister, der Feldherren, der Krieger; so über das Elend des Krieges, über die Nothwendigkeit des Friedens. Man hört die Stimme aus einem Institut, das gewohnt war, Staaten zu regieren.

Der dritte Vortheil, den unserm Dichter sein Stand gab, ist die vornehme Absonderung, in der er sich gegen alle drückende Verhältnisse fühlet. Selbst zu seiner Kirche spricht er als ihr Verbündeter; ein Standort, der der lyrischen Dichtkunst sehr angemessen ist, in der Anwendung aber vielen Mißbräuchen ausgesetzt war, und als die Zeit gekommen war, den Orden an den Rand des Verderbens brachte. Er ist gefallen; seine Hülle hatte sich überlebt und schien zuletzt selbst der Barbarei ähnlich. Sein Geist aber ist so lange

unvertilgt, als es Menschen giebt, die andre leiten, und Menschen, die von andern geleitet werden. Je reiner, sanfter und ersprießlicher dies geschieht; desto edler. Helfe dazu allenthalben die Stimme der Musen! —

8.

Selbst ist der Mann. Nicht Orden, Stand, Regeln, Sprache und Uebung schaffen den Dichter, ob sie ihm gleich helfen oder ihn sehr behindern können, sondern der Genius; eine glückliche Natur mit einer glücklichen Kunst vereinet. Wir wollen hierüber unsern Dichter hören a):

„Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die größten Gesetzgeber der Dichtkunst gegen ihre Regeln am meisten selbst sündigen. Hebammen anderer, mißgebähren sie selbst; sind bald zu kühn, bald zu furchtsam. Bilde dir nicht ein, daß dein Pfeil das Ziel treffen müsse, weil du zu zeigen vermagst, daß es erreicht werden könne. Ein andres ist, Waffen schmieden; ein andres, die Waffen recht wissen zu gebrauchen. Beschwert mit zu vielen Regeln klemmt man sich in der Enge und kann nicht hindurch; man zittert abergläubig vor seinen eignen Idolen, und zankt mit Sylben oder Namen, als ob sie die Sache wären. Indeß ermatten die Kräfte, der fröhliche Keim erstirbt, die blühende Heiterkeit eines glücklichen Gedankens, der wie durch eine Eingebung leicht und lebendig hervortreten sollte, ging verloren."

„Ein Dichter werde! mein Crescentius, kein Versificator; nichts ist niedriger, als diese Gattung Menschen. Sie füllen Wände, den Fußboden selbst beschreiben sie mit ihren Versen; Wiegen und Gräbern stellen sie nach; bis zum Heiser-werden besingen sie Leben-

a) Dissert. de studio poëtico. T. III. p. 5. seq.

dige und Todte. Die Thoren! Sie halten sich glücklich, weil sie flink sind. Unwissenheit, nicht Grazie, ist die Fertigkeit, deren sie sich rühmen. Die wahre Kunst dichtet nie zu schnell, nie zu langsam."

„Nicht alle Wissenschaften werden auf gleiche Art erfaßt. Einige sind Dein, wenn du von ihnen einen hellen Begriff hast; so z. B. wirst du ein Aristoteliker, ein Platoniker, wenn du des Plato, des Aristoteles Lehrgebäude klar und deutlich inne hast, wenn du es vertheidigen kannst, und zu deinem Gebrauch anwendest. Deßhalb aber darfst du diese Systeme nicht erfunden haben; du darfst keine Probleme schreiben, wie Aristoteles, keine Gespräche, wie Plato. Mit der Dichtkunst ist es anders. Wisse die Ilias, Aeneis und Thebais, wisse die Metamorphosen und Pharsalien, ja die ganze Encyklopädie der Dichter auswendig, und verstehe sie genau; dies klare Verständniß macht dich zu einem guten Ausleger, zu einem gelehrten Commentator nicht aber zum Dichter. Dem Commentator liegt das heilige Dunkel der Dichter wie im Mittagsglanze vor Augen; er zählt die Verse auf den Fingern her, erklärt ihren Nachdruck, setzt ihre Dichtungen aus einander, als ob er sie erfunden hätte. Laß ihn erfinden, laß ihn dichten; hier ist seine Kunst zu Ende. Er schreibt vom Lorbeer; er erkämpft sich aber keine Lorbeerkrone. Hier gilt es nicht, ein Virgilianer, wie dort ein Aristoteliker, zu seyn; du mußt selbst ein Virgil werden, damit deine Statue neben der Seinigen stehe und dein Gedicht wie das Seinige auf menschliche Gemüther wirke. In der Philosophie sucht man Wahrheit, nicht Neuheit; die Poesie will neues Vergnügen, neue Dichtung, sie will Selbsterfindung. Wir sollen Muster nachahmen, daß wir selbst Muster werden. Der Wein

der

der Alten soll in unserm Kelch mit neuer Anmuth duften."

„Hier liegt die Sache. Verlässest du die ausgetretenen Fußtapfen deiner Vorgänger nicht: so bleibst du ein Nachwandler, ein Nemo. Man wird Dir sagen: „in Horaz, Virgil, Lucan habe ich längst dasselbe gelesen; wozu also es noch einmal sagen?" Als einem Räuber fremder Gedanken und Worte wird man Dir ein Kreuz vor die Thür stellen, und Du hasts verdienet. Blos fremde Gedanken und Worte borgen, nichts Eignes wagen, nichts selbst ausdenken, auch sogar keinen eignen Ausdruck; wahrlich das zeigt ein dürftiges Gemüth, einen Sklaven und Bettler an, nicht einen Freigebohrnen und Dichter."

„Bei den Griechen heißt der Dichter ein Schöpfer. Er schaffet sein Werk wie Gott die Welt schuf, aus dem Nichts; mächtig rufet ers aus sich selbst hervor, und stellet es als eine Welt dar, in Ordnung und Schönheit. Vom Redner braucht man schon nicht diesen Ausdruck des Schaffens; man sagt, er componire. Bringest du also, Kraft einer glücklichen Natur, aus deinem eignen Garten nicht lebendige Blumen hervor, sondern läufst umher, sie aus andern herüberzupflanzen; so bist Du ein Dieb fremder Gärten, indeß der Deinige Disteln und trauriges Moos trägt."

„Werden wir nicht aber zur Nachahmung der Alten gewiesen?" Allerdings. Wir sollen sie genießen, aber auch verdauen, und in unsern Nahrungssaft verwandeln; nicht wie Polyphem ihre Phrasen in Stücken von uns geben. Siehe den Claudian. Er lebte vierhundert Jahre hinter dem goldenen Zeitalter; er hatte alle große Dichter gelesen, und ohne Zweifel in sein Blut, in seinen Lebenssaft verwandelt; deßhalb

aber sehen wir nicht, daß er diesen Theil seiner Poesie dem Virgil, jenen einem andern schuldig sey. Seines erworbenen Reichthums bedienet er sich als Herr, als Eigenthümer; und bedarf einer alten Zeitgenossenschaft nicht. Catull hat ein Epithalamium gesungen, Statius auch, Claudian auch. Ein Paris urtheile, wem unter den Dreien der Apfel gebühre; ich möchte ihn hierinn fast dem Claudian reichen, so wie ich sonst nach Virgil vor allen andern dem Statius den Platz einräumen möchte.

„Aus diesem allem wirst du leicht abnehmen, Crescentius, daß ein neues, seltnes, schönes Gedicht, das ohne stolzen Aufwand gelehrt, ohne Schminke geputzt, geglättet ohne Ziererei, auf der Waage des Witzes und gesunden Urtheils richtig abgewogen — daß ein solches Gedicht, wenn es aus dem angenehmen Dunkel tiefer Empfindungen anmuthig emporsteigt, eine nicht so gar leichte Sache sey. Durch seine anscheinende Leichtigkeit reizt es zur Nachahmung und täuscht den Nachahmer mit vergeblicher Mühe; in gemeinen Worten sagt und bedeutet es mehr, als ein anderes in den ungewöhnlichsten Worten sagen könnte. Nothwendig aber muß man, um es hervorzubringen, im Styl geübt seyn: denn hättest du alle Poeten inne, und Dir aus ihnen eine Menge von Worten gesammlet, kenntest aber die Gewalt, die Ordnung, den Genius, die Abwechselung und Mischung der verschiednen Gattungen des Styls nicht, wüßtest sie auch nicht Deiner Materie, der Natur der Dinge, der Zeit, den Personen, dir selbst und jedem Affekt des andern anzumessen; so wird immer ein Chaos aus deiner Schöpfung werden. Du wirst dem Citherschläger gleichen, der sich für einen Orpheus ausgab, und sein Instrument nicht zu stimmen wußte.“

„Laß uns z. B. von Horaz reden. Seine Oden gelten als Muster aus dem verehrten Alterthume, und von allen Gelehrten wird ihr glänzender Ausdruck, ihr Salz, ihre Scherze, ihre mannichfaltige Anmuth und Zierde empfohlen; sie fließen sanft ins Ohr, in ungesuchter Grazie, in Müheloser Lieblichkeit und Schönheit. Auch wo sie anstoßen, thun sie es mit einer liebenswürdigen, gesuchten Nachläßigkeit. So sagt man, und dies müssen wir glauben. Täglich also ergreifen auch die kundigsten Meister sein Saitenspiel, irren hie und da auf demselben leicht umher, und singen Horazisch. Ob Horaz aus bloßer Liebe zur angenemen Ruhe sich nicht immer ganz, wer er sey, habe zeigen, ob er seinem Saitenspiel nicht alle Sorgfalt habe widmen wollen, die ihm gebührte? So viel ist gewiß, daß ihm zuweilen sehr laue Verse entwischen, die, wenn sie ein Neuerer geschrieben hätte, schwerlich also bewundert und gepriesen würden.“ —

„Wie nun? hat uns sein großer Ruf unser freies Urtheil, unsre Wahl benommen? Sollen wir blos verehren, seine Phrasen als Heiligthümer umhertragen, seine lyrischen Wendungen unabläßig wiederholen? Auch dann werden wir, wenn wir die Gräcismen abziehen, bald mit ihnen fertig seyn: denn unermeßlich ist dieser Hausrath nicht a).“

„Wie nun? Entweder also muß Horazens Nachahmer dieselben Artigkeiten immer wiederholen, und seinen

---

a) Hier führt Balde ein Verzeichniß Horazischer Ausdrücke an, die theils vorzüglich glücklich sind, theils in aller Nachsinger Munde waren. T. III. p. 15. Im Deutschen könnte man eine gleiche Phraseologie anführen.

Dichter gleichsam nur parodiren; da wird man ihm denn mit Recht sagen: „das habe ich hundertmal gehört! das steht im Horaz besser!" Oder er muß sein Vorbild verlassen, und seines Weges gehen; er muß sich über das Gemeine hinwegschwingen, wenn blöde Augen ihn auch aus dem Gesicht verlieren sollten, und hiebei die Stimme der Aristarchen nicht achten." —

So dachte unser Dichter, und giebt seinem Lehrlinge nach Worten des Horaz in seinen Sermonen und Briefen einzelne vortreffliche Lehren a). Wir wissen also, welche Norm er sich selbst vorhielt; mit ihr wollen wir seine eignen Gedichte durchgehn, wie er sie selbst geordnet zu haben scheinet b).

9.

Gleich dem Horaz hat Balde seine lyrischen Gedichte in vier Bücher und Ein Buch Epoden geordnet c). An Zahl der Gesänge übertrift er den Römer bei weitem, vielleicht auch an Reichthum eigenthümlicher Wendungen und an dem, was man genialische Composition nennen könnte; natürlich aber stehet er ihm in sehr wesentlichen Dingen nach.

Zuerst an Reichthum eines gegenwärtigen lebendigen Inhalts. Alle Gesänge der Liebe, die Horaz entweder nach griechischen Vorbildern oder aus eignen Veranlassungen dichtete, und in welche er die größeste Abwechselung von Situationen brachte, gehen bei unserm Dichter in ein andächtiges, zärtliches Lob der heiligen Jungfrau zusammen, auf welche er zwar allen Schmuck der Dichtkunst legt, indem er sie bald als Mut-

a) T. III. p. 18.

b) Jac. Balde poëmat. Colon. 1660.

c) T. I. Lyric.

ter, bald als die Liebe selbst, bald als seine unsterbliche Hofnung, als Göttinn und Muse, als Diana, Hygiea, die Himmelskönniginn, die Schutzgöttinn seines Landes singet; mit Allem aber kann er nicht verhindern, daß sie blos ein Ideal bleibet. So stehen auch seine heroisch-lyrischen Gesänge an Größe des Inhalts, nicht an Genie und Kunst, den Römischen nach. Sein München konnte er nicht in die Hauptstadt der Welt, Rom; seinen großen Maximilian nicht in einen Cäsar-Augustus umschaffen; die Herrlichkeit der römischen Welt, die Reihe großer Thaten, die Rom vollführt, die Charaktere, die es gezeigt und erprobt hatte, blieben seiner Nordischen Herrlichkeit überlegen, selbst wenn er bis zu Skanderbeg, Johann von Oesterreich und Hunniades hinaufstieg, und dazu noch aus England den Thomas Morus borgte a). An einem Mäcenas des Horaz fehlte es ihm in Deutschland ganz und gar; so wie an einem Virgil, Tibull u. a. als Zeitgenossen und Freunden b). Die Nachtigall

a) Lyr. Od. 3. 39. 40. 41. Terpsich. p. 10.

b) Es wird hiemit nicht gesagt, daß es Bayern damals an Männern gefehlt habe, die eines Balde werth waren. An Andreas Brunner, von dessen Bayerschen Geschichte (Annales virtutis et fortunae Bojorum, Monach. 1624—37. Vol. 3.) die Leibnitz mit großer Achtung (Leibnit. praefat. in Adlzreiteri annales Boicae gentis, Leibnit. opp. T. IV. p. 64.) seiner Ausgabe von Adlzreiters Bayerschen Annalen beigefügt hat, hat er mehrere Oden gerichtet. So an andre merkwürdige Männer, wie insonderheit die Vorreden zu seinen lyrischen Wäldern zeigen. — Ist die Alemannis, die er in der Vorrede zum 5ten Buch der Wälder (T. I. p. 406.) anführt, gedruckt erschienen?

seiner Gesänge sang in einer schönen, aber waldigten Wüste. Ueberdem waren die Zeiten des dreißigjährigen Krieges gewiß nicht so reich an fröhlichem Inhalt zu allen Gattungen der lyrischen Dichtkunst, als die Zeiten des Horaz unter Augustus; es waren Zeiten, die wie Logau sagt, eher beheult als besungen werden mochten. Seine Muse genoß auch nicht der seligen Muse, der vornehmen Bequemlichkeit des Lebens, und wenn ich so sagen darf, der feinen Lüsternheit des Geschmacks, die des Horaz lyrische Gedichte so anziehend macht. Alcäus konnte er also wohl, in diesem allen aber Flakkus nie werden; am wenigsten dorfte und wollte er sich in Epoden erlauben, was sich der Römer erlaubte. —

Zweitens. Also stehet er Horaz durchaus auch an Feinheit des Griechen- und Römergeschmacks, im Genuß der großen Welt und in jener Quiriten-Würde nach, die außer der Römischen keiner Nation erreichbar war, und von diesem Ordensmann nicht nachgeahmt werden wollte. Dem Libertinismus des Horaz in der Denkart war nicht nur seine Regel, sondern auch sein Charakter zuwider. Dagegen, was moralisch groß und schön, oder heilig-lieblich und wohllautend ist, Deutsche Stärke, stoische Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige oder thätige Liebe hat er in jeder ihm nahen Situation angepriesen. Muthiger aber noch und stärker hat er die Laster angegriffen, den Frevel entschleiert, die Heuchelei und Tyrannei gebändigt. Er kann und soll uns nicht statt des Horaz, wohl aber Stimme und Vorbild seyn, wie auch wir, in und außer Horazens Weise, für unsre Zeit werden, was an uns unsre Zeit bedarf.

Auf die Oden und Epoden folgen, nach der Zahl der

Musen, neun Bücher poetischer Wälder a), voll des verschiedensten, oft eines sehr angenehmen Inhalts, mit wachsendem Reichthum; die drei letzten Bücher sind die reifsten und stärksten. Was Horaz in Sermonen und Briefen, was Statius und andre nach ihm, in sogenannten Wäldern abzweckten, nämlich eine Mannichfaltigkeit von Sachen in einer leichten, gleichsam nur hinwerfenden Manier, das findet sich auch in diesen fast überreichen neun Büchern; alles in lyrischer Weise. Offenbar wars diese Weise, die unserm Dichter am besten gelang; sie ist auch die abwechselndste und angenehmste.

Das erste Buch der Wälder enthält Jagdgedichte in Thesen und Antithesen, beschlossen mit einem lyrischen Gespräch zwischen der Diana und Pallas, und einem Jagddithyrambus b).

Das zweite enthält Schäfer- und Bienengedichte, geistlichen Inhalts, hie und da nicht ohne kindische Anwendung. Die Parthenien dieses Buchs sind Botschaften der Liebe und Andacht an die heilige Jungfrau, in Gedichten von den leichtesten Füßen, wie es Boten der Liebe oder eilenden Bitten geziemet c).

Das dritte Buch enthält Gedichte über die Sitten des alten und neuen Deutschlands, deren Verfall der Dichter im mildesten, das ist, dem Sapphischen Sylbenmaaße beklaget d).

Das vierte Buch enthält Klagelieder über den damaligen Zustand und die Verwüstung Deutschlands, voll Seufzer und blutiger Thränen e).

a) T. I. p. 307.
b) T. I. p. 331.
c) T. I. p. 340—70.
d) T. I. p. 371—386.
e) T. I. p. 387—405.

Das sechste Buch, Wettkampf eines Riesen und Zwerges ist seiner nicht vollkommen werth; so wie ihm auch im achten Buch, genialia betitelt, nicht alle Scherze gleich gerathen. Uebrigens sind die Bücher fünf, sieben, acht, neun voll des lebendigsten Inhalts; das letzte, Memmiana genannt, enthält außer den sinnreichsten Einkleidungen zum Lobe dieses Staatsmannes die feurigsten Gedichte über Krieg und Frieden a).

Wenn ich den Inhalt dieser Wälder durchlaufe, und den ungeheuren Aufwand von Geist, Witz, gesundem Urtheil, gutem Willen, feurigen Wünschen und einer Heldenkraft von Patriotismus betrachte, der in ihnen vergraben und verscharret liegt; Stimmen, die niemand hörte, niemand hören mochte: so kann ich in die Wälder Deutschlands nichts als den Chorlaut der Threnodieen unsres Dichters rufen: eheu! Und mit hundertfacher Stimme antwortet der Nachhall: eheu!

10.

Der zweite Band der Baldischen Werke enthält heroische d. i. Hexametergedichte, und ein Drama. Die ersten, über Geburten und eine Hochzeit fürstlicher Personen habe ich nicht gelesen; nach Morhofs Polyhistor, der in seiner Hyle poetischer Erfindungen Manches aus ihnen anführt, mögen sie viel Artiges enthalten, wie denn unsern Dichter sein Bilderreicher Genius wohl in keiner Materie verlassen konnte b).

Es folgt ein Froschmäusekrieg in fünf Büchern, nach den damaligen Zeitumständen, den ich auch nicht gelesen habe, weil ohne Zweifel eine genauere Kenntniß kleiner Zeitverbindungen und einzelner Personen zu seinem

a) T. I. p. 406—669.
b) T. II. p. 1—57.

Verständnisse gehört, als ich mir zu erwerben Muse habe a). An satyrischer Laune fehlte es unserm Dichter nicht, und daß diese Epopee ihm am Herzen gelegen, erhellet daraus, daß er sie nicht nur mit einer lateinischen Uebersetzung der griechischen Batrachomyomachie, sondern auch mit einer Synopse ihres Inhalts, und wider seine Gewohnheit mit einer ethisch-politisch-polemischen Nutzanwendung begleitet hat. Sollte sie nicht im vorigen Jahrhundert ins Deutsche übersetzt und durch einen historischen Schlüssel erläutert seyn? Man liebte damals dergleichen satyrisch-politische Schriften.

Die poësis Osca, oder das Landdrama über die Uebel des Krieges und das Gute des Friedens in alt-Italienischer Baurensprache b) zeigt von der sonderbaren Gewandtheit unsres Dichters in Erfassung jeder Verschiedenheit des Styls der lateinischen Sprache. Aus Ennius, Lucius Pomponius Atellanus u. a. brachte er soviel alte Worte zusammen, als er nicht nur zu diesem seinem Zweck für Gegenstände seiner Zeit nöthig hatte, sondern daß er sogar seine heilige Jungfrau Oscisch mit zwei Dithyramben in dieser Mundart begrüßen konnte c).

Die Vorrede an Memmius zeigt, mit wie dankbarem, freudigem Herzen er dessen freundschaftlichen Brief aufgenommen hatte; eben aber diese Freude zeigt auch, wie selten dem Dichter in seiner Gegend eine so theilnehmende Stimme gewesen. Nicht lange dauerte dieses für Balde aufmunternde Verhältniß: denn sein Memmius

a) T. II. p. 58—206.
b) T. II. p. 207—288.
c) T. II. p. 289—295.

(Claude de Mesmes, Comte d'Avaux) dem er nur bei dessen Friedensgeschäft in Deutschland bekannt geworden zu seyn scheint, starb ein paar Jahre nachher, 1650 a). Balde, der an ihm seinen einzigen, in der Ferne spät gefundnen Schatten-Mäcenas verloren hatte, fand ihn in Deutschland nicht wieder.

Fortan bekommen die Arbeiten unsres Dichters mit einem herberen Geschmack auch eine traurigere Gestalt; die wenigsten des dritten und vierten Theils habe ich ganz durchlesen. Nach einer Dissertation über das Studium der Poesie b), aus der eine Stelle angezogen worden, folgen Satyren gegen die Stutzer, (torvitatis encomium) c); gegen die Stümper in der Arzneikunst (medicinae gloria per satyras XXII. asserta) d), gegen den Mißbrauch des Tabacks, (contra abusum Tabaci) e), eine satyrische Apologie der feisten Wänste (antagathyrsus, apologia pinguium) f), die in vielen Stellen nichts weniger als fein ist.

Eben so wenig ists der Agathyrsus selbst, vom Lobe und Wohlstande der dürren Gesellschaft g), welche Schrift Balde mit einer deutschen Vorrede, einem Gespräch, sieben Uebersetzungen und einer Schatzkammer fremder Sprüche, offenbar zu reichlich und seiner Ehre zuwider ausgestattet hat. Man sieher aus diesen Aufsätzen, welche Sprache, welche Scherze damals im gemeinen deutschen Leben, also auch in dieser magern Gesellschaft galten.

---

a) Fragment. funebris elogii piis Manibus Claudii Memmii T. II. p. 303.

b) T. III. p. 3—50.

c) p. 50—87.

d) p. 88—159.

e) p. 160—188.

f) T. III. p. 189—252.

g) T. IV. p. 199—363.

Das große Gedicht Eitelkeit der Welt, (de vanitate mundi) enthält alles, was über diese traurige Materie gesagt werden kann, wiederholt in allen Sylbenmaaßen. Ein feierlicher Glockenton fängt an; ein hüpfender Skazon schließt. Sechsfach wird jede Strophe dem menschlichen Gemüth zugetönet; wer sie nicht in Einer Weise vernehmen kann, fasse sie in einer andern a). Sonderbar muß dem Dichter dies Thema am Herzen gelegen haben: denn er ist alle Gegenstände in ihrer Nichtigkeit durchgangen; die Welt wird uns durch ihn völlig eine Wüste.

Die Zuflucht, die er uns dagegen anweiset, zieht unsre Brust noch enger zusammen. Es ist ein Olympischer Gesang an die heilige Jungfrau in sechs und dreißig Strophen b). Ein Protestant hat es der Mühe werth gehalten, den ganzen Gesang, Strophe nach Strophe, auf den Sohn der Gebenedeieten anzuwenden c). Er scheint viele Wirkung auf die gemacht zu haben, für die er damals und zunächst gemacht war; in ihm herrscht eine fürchterlich-ernste und glühend-zärtliche Andacht. Ein Todtentanz, „wie Glück und Unglück neben dem Tode über menschliche Sachen gewaltig herrsche," in kurzen Strophen, offenbar auch fürs Volk geschrieben, beschließt diese lateinisch-deutschen Gedichte d).

---

a) T. IV. p. 3—198.

b) T. IV. p. 366—422.

c) „Reformirter Ehrenpreis, darinn die hochgelobte Jungfrau Maria die ihr vom Jesuiter Jakob Balde angebotene göttliche Ehr ihrem Kind Jesu, dem solche allein zuständig, überreicht. Rosetum Parnassium, aut. Jo. Ulr. Erhard. Stuttgart 1674." Mehrere Baldische Gedichte, lateinisch und deutsch sind hier parodiret.

d) T. IV. p. 423—32.

Armer, einsamer, trübsinniger Dichter, ist das der Zweck des menschlichen Lebens, zuletzt also umher zu blicken, und wie in einer schauerlichen Wüste zu sterben? Ist das der Zweck einer menschenfreundlichen Religion, oder einer religiosen Gesellschaft, uns dergestalt in die Enge zu bringen, daß uns zuletzt alles Trug und Täuschung, oder gar Eckel und bittrer Ueberdruß werde? Ist dem also? oder zeigt nicht vielmehr ein solcher Ausgang des Liedes, daß das Lied selbst in einem überstrengten Ton angestimmt gewesen, da viele sogenannte Heiden über das Leben gesunder gedacht, nützlich darin gewirkt, es fröhlicher genossen und geendet haben. — —

Es folgt ein Ehrentempel, Ferdinand dem Dritten in Emblemen errichtet und mit versificirten Sprüchen begleitet a). Sodann eine Philomele, die ihre Liebe zum leidenden und sterbenden Erlöser in sehr zarten, abwechselnden Tönen besingt; ach aber, warum besinget sie solche unter den Fesseln kirchlich-gesetzter Stunden und Gebräuche? Philomelens Gesang an ihre Schwester Progne endet diese Abtheilung b).

Die Tochter Jephtha's, ein Trauerspiel, schließet die ganze Sammlung Baldischer Gedichte c). Es ist im Geschmack des Seneka verfasset, voll kühner Charaktere und starker Sentenzen; festgehalten und strenge geendigt. Die Tochter Jephtha's wird geopfert. Bekannt ists, daß ein andrer, sehr berühmter lateinischer Dichter, Buchanan, denselben Gegenstand behandelt hatte; Buchanan reiner in der Sprache, Balde genievoller und stärker. Für uns ist diese Geschichte wohl nicht anders, als in

---

a) T. IV. p. 433 — 486.

b) T. IV. p. 487 — 548. Terpsichore S. 393.

c) T. IV. p. 549 — 700.

einem Gesangspiel brauchbar; zu einem solchen leihen Buchanan und Balde treffliche Stellen. Bei Balde ist ein Knoten der Liebe mit eingewebet, der dem Ganzen viel Interesse giebt; nur müßte bei einer lyrischen Umarbeitung dieses Stückes für uns nothwendig die lindere Auslegung dieser Geschichte gelten. Die Tochter Jephtha's müßte, wie die griechische Iphigenia, von der Hand weder des Priesters noch des Vaters, eines abscheulichen Opfertodes nicht sterben.

Noch liegen zwei besondre Werke von Balde vor mir, über die, wenn sie seine einzigen wären, manches zu sagen seyn möchte; jetzt verlieren sie sich in der Menge seiner andern Productionen. Maximilian I. eine Art Cyropädie a). Es ist, wie Boethius Werkchen, in Prose, untermengt mit Versen allerlei Sylbenmaaßes, geschrieben. Thaten und Züge aus dem Leben des Kaisers sind zum Grunde gelegt, nach einem Systeme geordnet, und auf geistige Tugenden emblematisch gedeutet. Gedankenreich ist das Werk; viele Verse in ihm sind schön; der ganze Zweck löblich; eine natürliche Ansicht der Dinge aber, und Xenophons Einfalt wird man in ihm nicht erwarten.

Das Buch, durch welches Balde sich dem Papst Alexander VII. empfahl, und wofür dieser ihm eine goldene Ehrenmünze zusandte, ist, meines Wissens, das letzte, das er geschrieben, seine Urania die Siegerinn b). Die Ehrenmünze weihete der alte Dichter der heiligen Jungfrau c); den Papst aber hatte Er frühe und

a) Maximilianus I. Austriacus redivivus, ex edit. Hieronym. Langenmantel, August. 1679.

b) Balde Urania victrix. Monach. 1663.

c) Baile Wörterbuch, Artik. Balde aus Sotwells Bibliotheca scriptor. Societ. Jesu.

persönlich selbst in seine Gunst genommen, da dieser als Prälat Chigi zu den Westphälischen Friedensunterhandlungen reisete. Er hatte ihm damals sehr zarte Lobesgedichte gewidmet a). Die Urania, die der Papst schwerlich wird gelesen haben, ist ein moralisch-mystisches Lehrgebäude in mancherlei Einkleidungen, durchaus in elegischen Briefen. Jede Macht und Kunst, ja jedes Vergnügen unsrer Sinne wird von dem Künstler, der für diesen Sinn arbeitet, gepriesen; Urania zerstört jedem Künstler seinen Ruhm, jedem Sinn seine Freuden; sie will die Seele des Menschen, geläutert von jeder täuschenden Einbildung, zum Himmel erheben. Ein hartes, im Grunde unpoetisches System! Da es aber in Briefen, für und wider jede Sinnlichkeit vorgetragen ist: so sind Stellen und Einkleidungen in ihm sehr schätzbar.

Wie viel Mühe und Fleiß hat unserm Dichter sein poetischer Lorbeer gekostet! wie viel unnöthige Mühe hat er an manche Gegenstände verschwendet b)! Solch einen Nachtheil bringts, in einem böotischen Lande gebohren und unterrichtet zu seyn, nach einem angenommenen übeln Geschmack lehren zu müssen, unter Zeitumständen eines geistlichen Enthusiasmus, eines politischen Fanatismus zu leben! So viel Nachtheil bringts, eine ungebildete, ja eine gröblich-mißgebildete Muttersprache vor und um sich zu finden, in welcher man doch sprechen und wenigstens alltägliche Dinge denken muß, wenn man

a) Sylv. I. 9. Ode 17. Terpsich. S. 69.

b) Es gibt noch andre Gedichte unsres Autors, die mir nicht zu Gesicht gekommen sind. Sein paradoxon musicum, z. B. sein aegritudinem sanam, s. solatium societatis podagricae, seine satyram de eclipti solari 1645. u. f. habe ich nie gesehen.

gleich in ihr nicht dichtet oder geistige Dinge denket! Ja endlich, so viel Nachtheil bringts, in einer fremden Sprache die innersten Empfindungen seines Herzens ausdrücken zu müssen; sie bezaubert uns mit Wortformen eines Mysticismus, zu dem man in Vorstellungen der natürlichen, treuherzigen Muttersprache schwerlich gelangt wäre. Wie leichter wurde Griechen und Römern der Kranz der Unsterblichkeit in ihrer natürlichen Gedankenweise!

II.

Daß die Poesieen unsres Dichters von allen gleich aufgenommen seyn, ist nicht zu erwarten. Protestanten und Katholische, seine damalige Zeit und die Nachwelt denkt über sie anders.

Liebgewinnen konnten sie z. B. die Protestanten nicht, deren Glaubens- und Kriegs-Anführer vom Dichter mehrmals hart behandelt waren; überdem war damals Alles, was Jesuit hieß, den Protestanten mit Recht gehaßt oder gefürchtet. In Ländern, in denen die deutsche Sprache weiter fortgerückt war, dorfte man deutsche und bayerische Scherze, wie Balde sie gab, mit Recht auslachen oder verachten. Auch in der lateinischen Poesie hatte sich in Holland mehr als Ein Siebengestirn glänzend-classisch gezeigt, das vest an einander hielt, und dem bei aller ihrer genialischen Leichtigkeit und Wärme Balde's Gedichte unclassisch scheinen mußten. Sie, diese kältern Bataver gingen nämlich nicht sowohl auf Gedankenfülle, auf eigenthümlichen lyrischen Flug, auf eine neue mächtig zu erregende Wirkung aus, die ihnen ihre ruhige und ruhmvolle Lage nicht nöthig machte; sondern auf reine, zierliche Wortformen und Weisen. Ihnen war also Balde nicht da; in seinen Gedichten finde ich nur von Barläus und Neuhaus (Nihusius)

ein Paar freundschaftliche Spuren a). Von ersten erscheinet ein Gedicht an Balde selbst b), dessen er auch in seinen Briefen rühmlich gedenket c). Sonst lassen ihn unter den lateinischen Dichtern sogar manche Literatoren aus, als ob er gar nicht gelebt habe. — Allgemein indeß war dies bei den Protestanten nicht der Fall; worüber ich außer Barläus nur den einzigen Morhof zum Zeugen anführe d). Caldenbach hat unter seinen Oden ihm eine derselben achtungsvoll zugeeignet e); Andreas Gryphius hat einige Stücke von ihm in deutsche Alexandriner übertragen f) u. s.

Unter seinen Glaubens- zumal Ordensgenossen stand Balde desto höher. Masenius, Balbin u. a. geben ihm nebst Sarbiev unter den neueren lateinischen Odendichtern die erste Stelle; und ich glaube, keine Jesuiter-Schule in Deutschland wird ihm diese streitig gemacht haben. Für die Schulen des Ordens waren seine Gedichte

a) An Barläus ist die starke Ode (Sylv. I. 9. Od. 12. Terpsichore S. 199.) an Neuhaus die Verwandlung des Saitenspiels (Sylv. I. 9. Od. 28. Terpsich. S. 288.) an den ersten auch sein Abdolonymus (L. VIII. Od. 3.) gerichtet.

b) T. I. p. 670.

c) Barlaei epist. CCCCLXVII. und CCCCLXXXVII. Unter andern sagt Barläus: restituisti nobis lyram neglectam diu et intermissam, ut jam merito vocari possis lyricorum scriptor aut potius Boiorum fidicen lyrae, vt ad Horati verba alludam. Geschrieben im Jahr 1644.

d) Morhof. Polyhist. citirt und lobt ihn öfters. S. die Register

e) Caldenbach. lyric. l. 3. p. 185. Brunsberg. 1651. ad Jacob Balde, Lyricum insignem.

f) Andr. Cryphii poetische Wälder Th. 2. S. 21.

dichte vorzüglich eingerichtet; wegen seines überschwänglichen Reichthums an Sylbenmaaßen, Gedichten und Materien war aus ihm und aus Masenius das Meiste zu lernen. Einige lateinische Poeten haben sich ganz nach ihm gebildet; ihn daher auch in Oden und in Prose hoch gepriesen a). Der Herausgeber seines Maximilians sagt kurz und kräftig, „daß Balde das Königliche des Maro, das Fruchtbare des Naso, das Hohe des Statius, das Gewichtige des Seneka, das Beissende Juvenals, die Scherze Katulls, die Fülle des Horaz, nach dem Zeugniß und mit dem Beifall des ganzen Europäischen Helikons in sich vereine;" womit denn Alles gesagt ist. Auch außer dem Orden ehrte man ihn; der Cardinal Fürstenberg, Bischof von Paderborn, nimmt, da er nach Italien ging, unter Deutschlands Dichtern und seinen Freunden auch von ihm Abschied b).

Jetzt haben die Zeiten Alles verändert. Der Jesuitenorden ist aufgehoben, und mit ihm alle Schuld des Ordens, für die ein einzelnes Mitglied, dazu ein Lehrer der Redekunst und ein Dichter ohnedem nicht haften dorfte. Wer hat jemals Bedenken getragen, einen Petau und Sirmond, einen Scheiner und Riccioli zu nutzen, weil sie Jesuiten waren? So viel andre Dichter der Gesellschaft Jesu sind in Aller Händen; warum nicht auch, zumal nach einer zweckmäßigen Auswahl, dieser Dichter? Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges sind vorbei; und wenn sein Orden zu dessen Erregung beitrug, so that Er was er konnte, den Frieden herbei

---

a) z. B. Adam Widl. lyric. (Bamberg. 1760.) Der auch seinen Tod besungen hat. L. II. Od. 2.

b) Septem illustr. poëtarum poëmata, Amstelod. 1672. p. 266. ad amicos Germanos.

zu rufen und die Gräuel des Krieges zu versöhnen. In vielem, worüber er klagt, hat er Recht; patriotische Gesinnungen für Deutschland kann ihm Niemand absprechen. Kein katholischer also, kein bayerscher Dichter allein; wie ich ihn darzustellen gewagt habe, ist er ein Dichter Deutschlands, auch für unsre und vielleicht für zukünftige Zeiten. In diesem Betracht wird mirs Niemand verargen, daß ich wählte und wegließ, hin und wieder auch verändern mußte; es gehörte dies zur Gestalt unsrer Sprache. Wenn Denis oder ein andrer Mann von Geschmack eine lateinische Ausgabe Balde's für unsre Zeit veranstalten wollte; wie klein würde und müßte sie werden!

12.

Noch in einem andern Felde wollte Balde nützlich seyn, in der Geschichte. Er dachte, wie mehrere Stellen seiner Gedichte zeigen a), mit Ernst an eine Geschichte seiner Zeiten; daß er einige Stücke auch ausgearbeitet habe, darüber ist Leibnitz Zeuge. „Jakob Balde, sagt dieser b), sollte die bayrische Geschichte schreiben. Er fing an, ich habe ein Fragment gesehen, den Donauwerthschen Feldzug, der mit großer Klugheit geschrieben war (prudentissime scriptam.) Den Bayern misfiel aber dieser Anfang, weil er zu frei geschrieben war; Fervaux und Adlzreiter setzten nachher die Geschichte fort" — An einem andern Ort sagt er c):

---

a) Terpsich. S. 172. Lyr. l. 4. Od. 47. Sylv. l. 5. Od. 20. l. 9. Od. 23.

b) Otium Hannover. Felleri p. 145. VIII.

c) ibid. p. 156. XLII. Leibnit. opp. omn. T. VI. p. 294. 300. Daß Balde, eben so wenig als Boileau oder Racine zu einem eigentlichen Historiographen geschaffen

„Die Predigermönche und Minoriten sind den Tempelherren, die Jesuiten diesen nachgefolget; ohne Zweifel werden den Jesuiten Andre nachfolgen, die in der Geschichte, Arzneikunde und Mathematik unterrichteter sind, als es die Jesuiten im Verhältniß der Größe ihrer Gesellschaft zu seyn pflegen. Nachgelassene Werke von Mitgliedern ihres Ordens geben sie nach dem Tode derselben nicht heraus; sie zerstreuen solche hie und dorthin, und wissen zuletzt selbst nicht, wo sie sich finden. Einige Handschriften des Balde, von denen sie nichts wußten, hat man anderswo gefunden.“

So Leibnitz. Wenn ich einen Vertheidiger meines Unternehmens in Wiederaufweckung dieses Dichters nöthig hätte, könnte ich mir einen bessern wünschen als Leibnitz? Vielleicht also trägt mein Versuch dazu bei, daß an Ort und Stelle Andre sich um die Nachlassenschaft, wenigstens um die Lebensumstände desselben bekümmern, und dem Publikum mittheilen, was für dasselbe dienet a).

gewesen, zeigt sowohl sein prosaischer Styl, als auch folgende Stelle aus Leibnitz Vorrede zu Adlzreiters annalibus Boicae gentis: Historiae Bavaricae continuandae negotium, quantum intelligo, Jacobo Balde datum est, viro docto et ingenioso, cujus et specimina quaedam historiae, sed in novissimis, videre memini. Ille vero longi laboris parum patiens, carminibus animum amicosque oblectabat, aulaeque convictu tantisper fruebatur. Sed non magnos progressus fecisse deprehensus est. Leibnit. Opp. omn. T. IV. p. 67. Den Namen Boiorum fidicen lyrae, den ihm Barläus giebt, hat er dagegen gewiß verdienet.

a) In Alegambe biblioth. script. soc. Jesu steht von ihm wenig, weil der Dichter damals noch lebte. Die Supplemente dieser Bibliothek sind nicht in meinen Händen. Baile scheint seinen Artikel meistens aus Sotwell geschöpft zu haben.

Das Denkmal, das ich ihm errichtete, sollte und konnte nichts, als ein eigentliches Kenotaphium seyn aus seinen Schriften, nicht aus seinem Leben.

„Er starb, sagt Jöcher, zu Neuburg 1668 den 8. „August. Dessen Feder hat nach seinem Tode ein Raths„herr zu Nürnberg bekommen und solche zum Andenken „in einer silbernen Capsel verwahret a).“ Ich wollte, daß er von ihm mehr geerbt hätte, als dessen Feder.

(In dem Reichsanzeiger von 1796, N. 41, vom 18. Febr. giebt ein Vorderöstreichischer Schriftsteller S. noch einige Nachrichten).

J. Balde wurde 1603 oder 1609 zu Ensisheim gebohren. Er legte sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, begab sich aber hernach, man sagt aus unglücklicher Liebe, in den Jesuitenorden, und wurde im 20. Jahr in das Collegium zu Landsberg aufgenommen. Zu Ingolstadt und München erhielt er als Lehrer der Rhetorik und als Hofprediger ungemeinen Beifall; — während der Bayerische Hof entzückt von seinen Predigten war, bewunderte Deutschland seine Gedichte, nannte ihn seinen Horaz, und die berühmtesten Männer im In- und Auslande bewarben sich um seine Freundschaft. — Seine Lebensweise war sehr einfach und seine Gemüthsart außerordentlich sanft; einzig mit der Bildung seines Geistes beschäftigt, vernachläßigte er seinen Körper. Er dachte im höchsten Grade bescheiden von sich und seinen Werken, führte mit unnachsichtlicher Strenge die Feile und konnte allen angehenden Dichtern Horazens Regel, nonum prematur in annum, nicht genug empfehlen. Er starb 1668 an der Auszehrung, nachdem er sich schon lange vorher wegen körperlicher Schwächlichkeit allem Umgang mit Menschen entzogen hatte.

a) Baile führt an, daß mehrere Rathsherren sogar darum gestritten und endlich geloset haben; und Baillet weiß nicht, ob ers nicht gar für einen Kirchenraub halten solle, daß diese Feder einem Bilde oder Altar der heiligen Jung-

Nichts, dünkt mich, sollte uns Deutschen angelegener seyn, als daß sich zu guten Zwecken alle Provinzen Deutschlands vereinigen. Kein Gebürge, kein Strom, keine Mundart, keine Religionsformel sollte sie trennen; wo irgend in einem Lande, auch mit Fehlern seiner Zeit und Erziehung behaftet, ein talentreicher Schriftsteller sich hervorthat, sollte das Vaterland sich ihn zueignen, nicht seinen Provinzialismus verspotten und verhöhnen. Hätte in Italien, Frankreich, England keine Provinz an der andern Theil genommen, und jedes folgende Jahrhundert das vorhergehende nur verachtet; gewiß wäre in diesen Ländern die Literatur nicht dahin gekommen, wohin sie gekommen ist. Wie vielen Fleiß haben diese Nationen auch auf ihre alten Schriftsteller und Dichter gewandt! Dadurch hat sich ihre Kritik geschärft, dadurch ihre Sprache bestimmt und berichtiget. Wir unterscheiden uns dadurch von allen Völkern Europens, daß wir uns selbst verspotten und unsre Vorfahren verachten.

Verzeihe mir also die artige, gelehrte und politische Welt, daß ich das ernste Gesicht (torvam faciem) eines katholischen Dichters, eines lateinischen Jesuiten aus dem Grabe hervorrief, ihm seinen Staub entschüttelte, und seine Stimme wieder tönen zu lassen wagte. Kein zierlicher H o r a z, aber ein patriotischer A l c ä u s sollte er uns seyn. Einen Mann, den L e i b n i t z auch in kleinen Anfängen und Fragmenten, die schwerlich sein Hauptwerk waren, schätzte, ihn wollen wir im vielgearbeiteten Werk seines Lebens weder verkennen noch v e r a c h t e n.

---

frau dadurch entwandt sey, der sie Balde, wie Lipsius die seinige, gewiß würde vermacht haben. Schwerlich war Balde so eitel.

Einige das Leben und die Denkart des Dichters erläuternde Gedichte füge ich diesem Denkmale aus seinen Werken bei, nicht als Muster, sondern als historische Belege.

Nachlese aus Jakob Balde's Gedichten.

Zu Erläuterung seiner Denkart und seines Lebens.

Melancholie.

Muß ich im Kerker dann, in diesem traurigen Lande
 Oede verblühn und frühe verwelken?
Sind die Bande, die hier mich fesseln, nimmer zu lösen?
 Nicht zu zersprengen der Thurm, der mich einschließt?

Dädalus schuf sich Flügel; ich darf der wächsernen Flügel
 Nicht, die über dem Meere zerschmelzen!
Kann mein freies Gemüth sich nicht aufschwingen, wohin es
 Will? Kein tobender Wind in den Fluthen,
Auf dem Lande kein Riegel verhindert den Geist, daß er auf-
 fliegt,
 Ueber Alpen und Wolken und Sterne.

Und hat Apollo mir nicht der Gaben höchste, die Dichtkunst,
 Milde geschenkt, die auf Flügeln des Ostwinds
Auf der Aurora Flügeln sich hebt? — — O Erretterinn,
 auf dann!
 Ferne von hier! bis zum Bett der Aurora! —

Verwünschungen des Katarrhs.

Du Pfuhl des Lebens! Seuche dem armen Volk
Der Sterblichen! Ob Cerberus dich gespien
Aus seinem heisern Höllenrachen,
Oder der tückische Krokodill dich

Ausweinte, als den Schlafenden er ergriff;
Wie oder haben lachend die Furien
Dich ausgebohren, als im Tanz sich
Giftger die Schlangen der Haare küßten.

Woher du stammest, sinke, versink', o Pest
Des Menschenvolkes! Fahre zur Höll' hinab,
Du Lungenzehrer, Lungenbohrer,
Erebus Schaum und des Hauptes Henker.

Was fällest frech du, Räuber der Stimme, selbst
Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt,
Des Erdenreifs und Erdennebels
Quälende Seuche nicht kennen sollten!

Auf jene Feisten falle, du Unglückssohn!
Die Müßig-Feisten fördere du zur Gruft,
Du Todesbote! = = Weh! er fördert
Früher mich selbst zum ereilten Grabe.

Den Kahn des Lebens ruderten jugendlich
Des Mannes Kräfte; siehe, da sprang ins Schiff
Ein Räuber; ach! und kehrt die Spitze
Mächtig hinab, und das Schiff ersinket.

Vergebens scheun wir fürder des Meeres Schlund,
Auf trockner Erde fahren im Schiffbruch wir
Zum Orkus; hundert Gräber öfnen
Sich dem erschleichenden leisen Mörder.

Die Virginische Pflanze.

Bacchus Einzug feireten einst die seligen Götter,
Als er nach vielen und reichen Geschenken,
Die er der Erde verlassen, mit Lüchsen hinauf zum Olymp kam.
Seine Triumphe hatte der Thyrsus
Ihm erfochten. Er kam mit Kränzen von duftendem Weinlaub,
Nicht geschmückt mit dem traurigen Lorbeer.
Hinter ihm flossen Ströme von Wein, statt blutiger Ströme;
Um ihn sangen Mänaden und Nymphen,
Und der Satyren Chor. Er bot den goldenen Becher
Seines Getränks dem fröhlichen Vater,
Der den Nektar dafür verschmähte. Desgleichen die Götter
Tranken und sangen und dankten ihm alle,
Für den labenden Trank, womit er die Menschen beseligt. —

Unvermuthet erschollen die Pforten
Von unbändigem Lärm. Es hatten die Riesen den Ossa
Hoch auf Pelions Gipfel gethürmet,
Und erstiegen die Burg. In Gestalt des brüllenden Löwen
Warf sich ihnen entgegen Jacchus.
Pallas griff nach dem Helm und dem Speer; der Vater der Götter
Nach dem flammenden Blitz, und bemerkte,
Mavors fehle. (Der grausame Gott, der Jammer und Blut liebt,
Neidend Dionysus schönere Siege,
Wohnete seinem Triumphe nicht bei.) „Auf! eile zu Mavors!"
Sprach zum Füßegeflügelten Sohne,
Zevs. „Er komme zum Streit! und Dich begleite Diana."

Rastlos-eilend gingen die Beide;
Aber als sie vom heitern Olymp in die Thracischen Wolken,

Voll von Schnee und Hagel und Kälte
Kamen, ergriff den beredten Gott der häßliche Schnupfen
Also grimmig, daß er verstummte.

War es, weil er in Eile mit unbedecketem Haupt ging?
Oder vom ungewohneten Tranke
Warm, in die Eisluft kam? Genug, ihm stockte die Rede,
Und sein Haupt war ihm wie ein Fels schwer. —

Als er zu Mavors Pforten gelangte. „Wie soll ich die Botschaft
Jetzt ausrichten?" athmet er heisern,
„Wie bewegen den harten Gott mit lieblicher Rede?" —

Und Diana zog eine dürre
Pflanze hervor; sie bestreute die Pflanze mit glühenden Funken. —
Auf stieg aus der zerfallenden Asche
Ein wohlthätiger Rauch. Dem gedrückten Gott war die Stirn frei
Wie ein Olymp, und die klingende Sprache
Wiedergegeben.
Sie traten hinein, und brachten die Botschaft
Glücklich. Mavors eilte zum Himmel
(Zwar unwillig) hinauf, und die Riesen wurden gebändigt.

„Schwester, sprach nach geendetem Streite,
Maja's Sohn, o sage mir, Schwester, woher du das Kraut nahmst,
Das so schnell mir die Sinnen enthüllte,
Und dem entlasteten Haupt den Klang der Sprache zurückgab?
Sieh', ich wandre beschwerliche Wege
Oft hinauf und hinab, durch Wolken, bis in die Höle
Pluto's, wo ich die Schatten geleite.
Dumpf dann fühl' ich mich oft. Ich muß durch Regen und Kälte —
Komm', und zeige mir, jagende Schwester,
Wo die Pflanze dir blüht." —

„Sie blüht in westlichen Wäldern,
Fern entlegen, hinter dem Meere.
Bacchus setzte dahin nie seine Tritte. Der Stolze
Rühme sich nicht auch dieser Erfindung.
Für den Jäger blühet sie dort. Ich lehrte den Jäger
Ihre verborgnen nützlichen Kräfte.
Wenn in düsterer Wolke der Regen dort und die Nebel
Wälder umhüllen und Häupter der Menschen,
Treibt dies Moly die Nebel hinweg durch sanftere Wolken;
Frei wird das Haupt und die Nässe des Hirns sinkt. —
Brauche die Pflanze, jedoch nur reisend im Zuge der Lüfte,
Oder drunten in Hölen des Pluto,
Nicht im Olymp; sonst fliehen Dich bald Göttinnen und Götter;
Aber im Freien wird sie Dir wohlthun."

Und die Jägerinn führte den Gott zum Lande der Jäger,
Und umwand mit der Pflanze den Stab ihm,
Der zum Rohre gedieh. Virginien heißt das Geburtsland
Dieser Pflanze, Dianens Erfindung.
Allen Freunden Merkurs auf Wegen und Stegen, in Hainen,
Oder auf Nebelbeschwereten Küsten,
Ueber den Wogen des Meers, in nassen Thälern und Ebnen,
Rednern, denen die Sprache versiegt ist,
Allen blühet sie jetzt die Sorg'-entnehmende Pflanze,
Mutter ruhiger, weiser Gedanken.

An einen Nachäffer seiner Gedichte.

Mein Spiel der Saiten, das du so oft verlangt,
Ich sende dirs, und schwöre bei Phöbus Pfeil
Und Bogen, und bei seiner Cither,
Und bei der goldenen Locke Phöbus:

Es ist das Meine, das mir so oft erklang
In dunkeln Hainen, oder am heilgen Quell. —
Jedoch wenn etwa deinem Finger
Zürnend sich weigert die goldne Saite;

Gieb mir die Schuld nicht. Sandte dem Türken einst
Nicht Skanderbeg, der Schrecke des Türken auch
Den Säbel? Aber seine Rechte
Sandt' er ihm nicht, die den Säbel führte.

Die Rache des Dichters.

Hieher, Verruchter! Der mir meine Lieder schmäht,
Und naget sie mit schwarzem Zahn,
Hieher! daß ich mich grausam räche, daß ich dich
Bezähme, beißger Zoilus.

Zuerst, Verbrecher! weih' in süßer Rach' ich dich,
Ich weihe dich — den Grazien,
Daß, wenn du weinen willst, du lachen müssest, wenn
Sie dir die Zwiebeln, wenn sie dir
Den Rettig und den scharfen Knoblauch nehmen, der
Dir unrein deinen Athem macht.
Dafür dann dufte deine Lippe süßen Duft,
Vom Nektar, den die Biene sog.

Ich wünsch', o Abscheu, ferner dir, daß nie der Schlaf —
Daß dich der Schlaf am Morgen nie
Beschleiche, und dafür die ganze Nacht hindurch
Versenke in den schönsten Traum.

Wenn du erwachest, reiche Ceres dir ein Brot
Von ihrer zarten reinsten Frucht;
Im andern Korbe Bacchus einen Wein, den du
Für Formianer etwa hältst;
Und dazu, Unverschämter, wünsch' ich Hunger dir
Des Tucca bei Lucullus Mahl.
Den Durst des Cato, als er Afrika durchstrich,
Bei vollen Krügen Manlius.

Gebt ihm, ihr Götter, daß mein unversöhnter Feind,
Mein Theon, wider Willen froh
Und glücklich werde, ja, wo möglich, glücklicher,
Als Der, den er so rauh verfolgt.

In seiner schlechten Schüssel werd' ein Stockfisch ihm
  Zum Karpfen oder gar zum Stör.
Betrogen werd' er, daß der Sperling seinem Gaum
  Nur wie ein Krammetsvogel schmeckt,
Die wilde Taube wie Fasan. —

Was weil' ich noch,
  Langmüthiger als Naso, Ihn
Den Ibis völlig abzuthun. Ihr Furien!
  — (Ihr weissen Furien;) wo seyd
Ihr, Schicksalssterne! — Weilst du noch, o Blitz?
  — Der Cäsars Haupt umleuchtete,
Ihr Donner, die zur Linken tönen? —
Was voreinst
  Nasika auf die Römer lud,
Wie seinen Flakkus dort Mäcenas, Flakkus ihn
  Verwünschte, so verwünsch' ich dich.
Gequälet werde deine Brust — von süßem Schmerz;
  Bestürmt dein Ohr — von Orpheus Ton.

Unwürdger Momus, werth daß dreigespaltner Blitz
  Vom Jupiter Dich treffe, Dich
Der Ocean ersäufe, Dich der Erde Schlund
  Verschlinge, — wie? Du blickest mich
Gleich einer Kröte an? betroffen und erstarrt.
  Hast Du an meinen Flüchen gnug,
So fort von hier! Hinweg! — Und wenn du eilig nicht
  Gen Himmel fliegest, streu' ich dir,
Ein Unversöhnlicher dem Unversöhnlichen,
  Noch glühndre Kohlen auf dein Haupt.

Der weichliche Heldensänger.

Zarter Genserich. Du, (sage beim Jupiter!)
Du willst Waffen und Mann, Schlachten und Feldherrn Du
Singen? hüpfend in leichtem
Flügelkleide, den ehrnen Mars?

Jüngling, schaue Dich an! Cypriens Insel hat
Dich mit Grazien, Dich mit Amorettinnen,
Weich wie Albions Schäfchen,
Glatt wie Indische Muschelchen,

Auferzogen; und Du, girrendes Täubchen, willst
Adler preisen im Kampf? Wenn Dir ein Gott noch räth,
So verstecke die Cither,
Indeß Pauk' und Trommet ertönt.

Statt des Rosses ergreif' artig ein Steckenpferd,
Statt des blutigen Speers schwinge den bunten Ball
In die Lüfte. Du magst auch
Zierlich singen das Rad des Glücks,

Doch nicht Jenes, das sich auf- und danieder wälzt
Im Gefilde der Schlacht; singe Dein Kreiselspiel.
Und — o siehe, da kämpfen
Spatzen! werde des Kampfs Homer.

Die Ahnen.

Den hohen Ahnen, die in dem alten Saal
In abgelebten Trachten den grauen Bart
Dir zeigen, deck' ihr strafend Antlitz,
Junger Feronius, mit Tapeten.

Und prange nicht im Schilde der Väter mit
Erlegten Ungeheuern der alten Zeit.
Und klinge nicht den Sporn, und glänze
Mit des entlegenen Himmels Sternen.

Du führest Löwen, der du ein Häschen bist,
Und nennst dich Adler, der wie ein Täubchen girrt,
Du willst Ulyß seyn; sey Achilles.
Gleißenden Reden erliegt kein Hektor.

Dem Schwert erlag er. — Die wir, entartet jetzt,
Urahnen nennen, boten dem Feinde Brust
Und Leben dar; sie trieben herzhaft
Tatern und Hunnen zurück mit Schande,

Wir sind in Worten tapfer; in Thaten sind
Wir weich und höflich, sprechen von eherner
Vorfahren Kriegs- und Ritterzügen,
Selber gediehen zu Wachsespüppchen.

Die Ungeheuer.

Wär' ein Kind gebohren, das lahm an Füßen und Händen
Blind und taub und dazu noch gehörnt ist;
O wie würde der Vater, wie würde die Mutter es anschaun!
Wie das Ungeheuer beweinen!

Und in unserer Welt, o Freund, wie viele der Scheusal
Wandeln umher, und je offner, je werther!
Blind ist die Liebe, das Glück; die Gelegenheit kahl, und der Wohllust
Triefen und thränen die schielenden Augen.

Dem Schaamlosen mangelt die Stirn, dem Frechen der Schädel,
Jenem das Herz und die Brust und die Zunge.
Ruhmsucht blähet den Kropf, und die Ehrsucht bläset die Backen
Auf, als bliese sie Pfeifen und Hörner.
Hundert Ohren recket die Fama, entgegen dem tauben
Zufall! — Freund, wie freche Gestalten!

Unter solchen wandelt der Mensch und härmt sich das Herz ab;
Zwischen ihnen dreht sich das Leben
Schlüpfrig. — Was wir lieben und fliehn, und hoffen und fürchten
Und begehren, sind — diese Gestalten.

Das Geld.

In Kaufmannsläden wie in Palästen blinkt
Das helle Gold; in riechenden Kellern, wie
Auf Weihrauch=duftenden Altären
Und in der Höle der feilen Unzucht.

Der Räuber, wie der Vater des Vaterlands,
Der Priester, wie der Augur begehret Geld.
O wäre Geld der Menschenwürde
Wahres und einziges Gut; die Tugend

Würd' es allein besitzen. Das Laster säh
Man allverachtet betteln die Straßen hin;
Und Tugend ging' auf allen Wegen
Reich und geehret und groß und glücklich.

Jetzt ist es anders. Freund, und so denke dann:
Kann Geld nicht größer machen an Geist und Herz,
Den der es hat, und auch nicht kleiner,
Dem es entgehet; und können Schätze

Aufwiegen nicht die goldene Seele, die
Sich selbst genug ist; ach, so genüget mir
Was ich besitze. Wär's ein Kleines,
Größer ist Das, was ich selbst mir werth bin.

Der falsche Glanz.

In dem Glänzenden Allen ist
Etwas Niedriges, Freund, Etwas Unlauteres,
Das mir Eckel und Abscheu macht.

Möge Jenen des Ruhms schallender Cymbelklang,
Und sein prächtiger Ehrenbrief
Laut verkünden; er hat, was er sich laut erwünscht.

Diesen quälet die Rangessucht
Heimlich. Was er begehrt, scheint er zu fliehen und
Zürnt dir, wenn du es ihm versagst.

Nicht mit trotziger Stirn, nicht vor den Thüren will
Er erbetteln die holde Braut;
Desto gieriger doch, desto verschlagener
Sitzt der Freier ihm in der Brust.

Jenen hebet die Last, die mit einträglichen
Würden lohnet, das Laurer-Amt.
Er merkt anderen auf, die er mit guter Art
Fälle. (Schändliches Knabenspiel!)

Mit wie gleissendem Ernst, mit wie ersonnenem
Schweigen decket man List und Trug,
Täuscht das glaubende Volk, lässet den Himmel selbst
Drohen, stellet den Ohren nach. —

Daß im salzigen Meer außer dem Hauch der Gunst
Kein gefährliches Lüftchen weh',
Weiht dem Aeolus man heiße Gelübde, kehrt
Oft die Segel, das Steuer oft,
Bis den Hafen erzielt, bis man ihn froh erreicht.

Kränze krönen den Mastbaum nun
Stolz. Am Ufer erbaut steht ein Altar und dampft
Festesopfer den Göttern auf! —

Ich nicht also. Der Stuhl, den ich besitze, sey
Nicht ein goldner; ein eichner Stuhl.
Ferne, ferne von mir, schimmernde Büberei!
Jede niedrig-erkaufte Macht,
Und die Ehre, die mit Schande beladen drückt! —
Auch gehorchen ist Macht. Ein Herz,
Das sich selber regiert, sich zu gehorchen weiß,
Hat das weiteste, schönste Reich. —
Alles übrige sei froh übergeben Gott.

Der Glückliche.

Wer ist denn glücklich? Neiden die Götter selbst
Den tapfern Weisen, der mit dem Schicksal kämpft:
So ist der Arme, der des Reichen
Goldene Tafel verschmäht, auch glücklich.

Er hat, (und äß' er einsam im Winkel dort)
Bei seinem Mahle fröhliche Gäste stets,
Sich selbst; und muntre, frohe Diener,
Würzenden Hunger, Geschmack und Eßlust.

Natur ist seine Wirthinn; Gesundheit kränzt
Mit unerkaufter Freude die Tafel ihm.
Weiß wie die Milch, die er genießet,
Rein wie das Wasser, das Er sich schöpfte,

Ist seine Seele. Schmecket die Traub' ihm nicht
Auch ungekeltert? — Freude des Herzens, Freund,
Ist inniger, als die die Lippe
Schlürfend erhaschet im duftgen Nebel.

Ernsthafte Freuden dauren. Ein Lächeln, das
Mit Kunst gebildet auf dem Gesicht erscheint,
Gleicht dem gemahlten irdnen Kruge,
Rühr' ihn nicht an; er zerfällt in Scherben.

Die zweite Euridice.

Willst Du wissen, warum Dein und mein Benno des Hymen
Glänzende Fackel verschmäht,
Und Sich nur und den Musen lebt?

Hör': als Vater und Mutter ihm Hymens reicheste Gaben
Priesen, ergriff ihn der Gott;
Begeistert sang er dieses Lied.

„Seid mir, Lamien, fern! Ihr Enkelinnen Metellus,
Töchter von hohem Geschlecht,
Denkbilder des uralten Roms.

Selbst der Mutter der Gracchen, ich mag Corneliens Mitgift
Nicht; sie bringet zu viel
Von Thaten ihrer Ahnherrn mit.

Ihr auch, schöne Gestalten, die ihr im leichten Gewande
Keusche Dianen erscheint,
Des alten Sparta Zöglinge;

Ach wie trüglichen Glanz schuf oft die weibliche Schminke!
Paphia's Reize, wie oft
Verwischte sie der Schwamm der Nacht!

Schöne Briseis! Es wirft dein Auge brennende Flammen;
Aber, o leider! in ihm
Entzweien Schaam und Liebe sich.

Keusch ist jene Calpurnia, keusch mit drohendem Auge.
Manche Bacchante zerriß
Im Stillen ihren Pentheus.

Eltern, quälet mich nicht mit Bräutewählen. Ich habe
Meine geliebtere Braut
Vor allen längst mir auserwählt.

Orpheus zweite Euridice sie; sie stammet vom hohen
Gipfel des Libanon nicht,
Von Pindus Hainen stammet sie.

Als ich Ihre Stimme vernahm, erjauchzte das Herz mir;
(Werber der Liebe sind
Die Augen wahrlich nicht allein.)

Gleich erkohr ich sie mir zu meiner Getreuen; es kränzten
Himmlische Musen das Fest
Mit Kränzen aus Elysium.

Fünfzehn goldene Jahre, die wir zusammen gelebet,
Ohne Gezänk und Groll,
Wie goldne Tage schwanden sie.

Folgsam, wie die Sabinerinnen, ist meine Geliebte;
Frag' ich, antwortet sie mir;
Und nicht unwillig schweiget sie.

Meine Echo; sie spricht, wie ich empfinde. Den zarten,
Jetzo den helleren Ton
Des Herzens gibt sie mir zurück,

Zürnet auch nicht, wenn ich ihr zuweilen nahe mit Unmuth;
Zürnender Liebe Gewalt
Entgegen kämpft sie freudiger.

Ist gelehrter als Sappho, jedoch auch keuscher. Sie labet
Jeden geselligen Gast
Mit Anmuth, die sein Herz begehrt.

Eine Penelope sie; auch unter Scharen der Freier
Bleibt sie dem Manne getreu,
Und hat für Jeden ihre List.

Aber was allen Glauben besiegt, sie kostet dem Mann nichts,
Lebet vom Aether der Luft,
Und liebet weder Pracht noch Mahl.

Und auch Mutter ist sie; o Mutter holdseliger Kinder,
Reicher als Niobe selbst;
Lucina bringt aus ihrem Schoos

Schmerzlos Töchter und Söhne, Gesäng' und die süßesten Freuden —
Wißt ihr den Namen der Braut?
Die Cither hier in meinem Arm.

Gespräch mit der Muse.

Als der Dichter die Magerkeit in deutscher Sprache besungen hatte.

Der Dichter.

Seit den lyrischen Dichtern mich
Zugesellte der Gott, der den Gesang beherrscht,
Und mir reichte die Cither,
Lieb' ich, Römerinn-Muse, Dich.

Die Muse.

Seit Teutonischen Sängern Dich
Zugesellte die Zunft hagerer Dürftigen,
Und Du ihre Gestalt sangst,
Haß', Untreuer, ich hasse Dich.

Der Dichter.

Tönt die Sprache Germaniens,
Die statt Deiner anjetzt Sprache der Cäsarn ist,
Scheint die schlanke Gestalt Dir
Also widrig, o Himmlische?

Die Muse.

Keiner himmlischen Muse ziemt
Solch ein Trauergesang; Eine der Schrecklichen
Ruf' hinauf vom Avernus,
Fieber, Sorge, den Hunger selbst.

Der Dichter.

Käm' ich aber, o Zürnende,
Reuig wieder und flöh', flöhe den rauhen Ton,
  Und in süßer Begeistrung
    Säng' ich unserer Liebe Glück.

Die Muse.

Bist Du gleich, wie ein Thracier
Unbesonnen und sangst rauh wie der Boreas;
  Dennoch, kehrest Du wieder,
    Bleibt Dir meine, der Muse Gunst.

Gespräch mit der Muse.

Als der Dichter in altrömischer Sprache singen wollte.

Die Muse.

Diesen jüngesten Frühling, Wer
Legt' auf meinen Altar, hing an die Säulen ihn?
Welcher Bittende störet,
Philomele, mir jetzt Dein Lied?

Der Dichter.

Darf, versöhnete Göttinn, ich
Deinem freundlichen Wort, darf ich ihm schüchtern traun,
O so gönne mir Eines —
Gib ein Zeichen der Liebe mir.

Die Muse.

Auf zweigipflichem Felsen zwar
Droben auf dem Parnaß wohnen die Musen; doch
Ihre Worte sind einfach.
Rede, Dichter, ich höre Dich.

Der Dichter.

Aus der Quelle des Alterthums,
Wo Laberius trank, Nävius, Ennius,
Möcht' ich schöpfen, und Oscisch
Singen, Töne der ältsten Welt.

Die Muse.

Welche volle Begierde treibt,
Wankelmüthiger, Dich! Gnügt Aganippe Dir,
Gnügt Dir Pegasus Quell nicht?
Sieh', wie hell er dem Fels entstürzt!

Der Dichter.

Flakkus (Muse, Du weißt es selbst,)
Ist mir süßer als Most; aber Pacuvius
Quell und Mutius Becher
Möcht' ich kosten; wo ist der Quell?

Die Muse.

Hinter drohenden Felsen quillt
Er verborgen im Hain, ohne betretnen Weg.
Mancher stechende Dorn wird
Blutig ritzen dir Hand und Fuß.

Der Dichter.

Keine drohende Felsenkluft
Schrecket mich; ich erklimm' Ossa und Pelion;
Durch Dädalsche Gänge
Schlüpf', ein anderer Theseus, ich.

Die Muse.

Ungeheuer bewachen ihn,
Schreckgestalten! Der Wald schallet von Löwen. Laß,
Laß den kindischen Vorwitz,
Du mir lieber als Dir jetzt selbst.

Der Dichter.

Scheuchte mit der Meduse mich
Pallas selber hinweg; dräng' ich so emsiger
Vor! — Mich schützet ein Harnisch,
Schwert und Helm und die Lilie.

Die Muse.

Wohl dann! (wenn mir Apollo nicht
Meine Bitte versagt,) morgen in Frühe wird
Dich erwecken ein Lichtstrahl,
Phöbus Blitz, der den Weg Dir zeigt.

Der Dichter.

Lebe wohl, o Horazische
Süße Muse, Du bleibst meiner noch eingedenk;
Nach bestanduen Gefahren
Abends kehr' ich in Deinen Arm.

Der

Der verschnittene Sänger.

Dich entzücket, Marull, der arme Sänger,
Der durch Phrygische Kunst Cybelens Raub ward;
Süßer singet er dir, als alle Schwäne
Unsres Apollo.

Mir nicht also. Die Stimme der Natur dringt
Mir ins klopfende Herz. Der falsche Triller,
Tön' er Klagen und tiefe, tiefre Seufzer
Als Philomele

Rührt mich nicht. Mich erquickt der Turteltaube
Wahres Girren; ich hasse, (Freund, verzeihe
Meinem ländlichen Ohr,) ich haß' unbärtge
Lebende Cithern.

Der Hochzeitsänger.

Vergebens lockst du mich, den Ermüdeten,
Zur Hochzeitflöte. Ließe sich Herkules
Die Käule winden aus der Rechte;
Liebesgesänge mir abzuschmeicheln

Vermag itzt Keiner. Siehe das Vaterland
In Blut und Thränen. Siehe von Waffenklang
Und Mord und Grausen es erfüllet;
Könnte die traurende stumme Muse

Da lüstern forschen, was Hymenäus singt?
Mein Pegasus, (und waget' er seinen Flug,)
Er schwinget ihn in ernste Fernen,
Hin zur Geschichte der Römer-Vorzeit,

Wie, oder hin zu jenem Barbaren-Nest,
Das Deutschland drohet, oder zum Lager selbst
Der Deutschen, die in wilder Irre
Länder verheeren und selbst sich würgen. —

Kommt dann zurück ermattet das Flügelroß,
Leg' ich den Zaum ihm, lege die Rüstung ab;
Und sitze sinnend wie ein Consul,
Traurig erwägend der Völker Schicksal.

Segen und Fluch.

An die versammleten Friedensgesandte.

Also nahet der Tag! Es besucht uns wieder Asträa;
Mit Schande wird Bellona weggebannt.
Seliger Tag, da einmal durch langen Jammer gewitzigt,
Der Plage wir vorziehen stilles Glück.

Seh' ich die Furien fliehn? Den Neid mit zerbissener Lippe,
Die wilde Ehrsucht mit dem Schlangenhaar;
Zwietracht mit zerrißnem Gewande, die grämliche Habsucht,
Die auf verscharrten Kisten wachete. —
Wo sie gewandelt, wird mit Feuer die Erde gereinigt,
Die Wunden ihrer Klaue schließen sich.

Friede knüpfet die Herzen, indeß er die Schläfe mit Blumen
Umwindet, und den Kuß der Liebe weiht.
Schaut sein weisses Gespann! Ein Amor lenket den Zügel;
Das keusche Chor der Huldgöttinnen scherzt
Ringsum den Triumphator, und streut vom glänzenden Wagen
Mit vollen Händen Ros' und Lilien.
Mulciber hammert nicht mehr in Aetna's Schlunde dem Mavors;
Dianen und der Ceres schmiedet er
Nützliche Waffen, den Pflug, die Hacke, den blinkenden Jagdspieß;
Es wandeln Helm und Schwert sich gern in sie.
Faunen besuchen die Stadt; sie bringen die Gabe des Waldes;
Pomona trägt am Arm den vollen Korb,
Nymphen pflückten im Tanz der Wiese Blumen und knüpfen
Im Spiele sie zum Braut- und Hochzeitkranz.

Festlich geschmücket stehn die Penaten; sie laden den Gastfreund,
Den Nachbar an den traulichen Kamin.
Hesperus sieht den fröhlichen Kreis, und winket ihm Segen,
Und grüßt ihn öfters noch als Morgenstern.
Evius schlingt die Rebe nicht um den schattigen Ulmbaum
Allein; durch Dorn und Hecken zieht er sie,
Hier an der Mauer, und dort zum Fenster hinüber; er suchet
Den nächsten Weg zum heitern Freundesmahl.
Nicht mehr zählet der Hirt die Heerde; sie weidet ihm sicher;
Menalkas schlummert, oder lehrt den Hain
Hirtenlieder. Er singt Amaryllis; reicher als Maro
An Landgesängen, kennet er sein Glück. —

Dies, o Quiriten, und mehr, wenn Eure Herzen zur Eintracht
Sich neigen, schenkt ihr der entzückten Welt.
Aber wendet ihr euch starr aus einander; so höret,
Was mich der Gott in mir zu singen zwingt.

Zeiten werden kommen, da über- und unter einander
Die Völker stürzen und sich Alles wirrt,
Cimber und Gallier, Deutscher und Schwed', Engländer und Dacer,
Pannone, Belg' und Celtiberier. —
Und wie ein Sturmwind wird der Thracer kommen; er brennet
Den Weinberg weg in fressend kaltem Reif.

Oder ihr Mächtigen, soll der Kothurn euch Wunder enthüllen?
(Wer Frieden haßt, ist sie zu sehen werth.)
Schaut! Die Himmlischen schütteln, wie über Todte, die Urnen
Des Rhadamanthus; Euch ereilt das Loos.
Schauet! Die Luft entzündet sich selbst. Nicht Jupiters Arm warf
Die Blitze. Schwerter funkeln um euch her,

Flammenschwerter. Es schärfeten sie nicht Hände der Menschen;
Die Erde schleudert sie aus ihrem Schoos.
Und den Vater würget der Sohn, die erbarmende Mutter
Das eigne Kind. Es treten zum Altar
Flehende Greise; der Altar schweigt. Es bebet der Altar;
Und stürzet und begräbt die Betenden.

Also drohte der Gott. Ich leg' euch Segen und Fluch vor,
Ihr Hohen, wählt den Segen Uns und Euch.

Pompejus, Cäsar und Cato.

Bei einem Gemählde von Albrecht Dürer.

Schwer ists, erhalten was sich ein Reich erwarb,
Wenn seine Tapfern selber im Kampfe stehn
Mit sich, um Alles. Also brach einst
Unter den Beiden die Welt in Stücke.

Hier steht, der keinen Gleichen ertragen kann,
Dort, der als Größern niemand erkennen mag;
Und bürgerliche Waffen klangen
Unter Pompejus und unter Cäsar.

Den Frevel theilten beide. Der Eine kehrt
Dem Recht entgegen; Der dem Senat den Speer.
Es tönt der Stoß, und ach der Freiheit
Letzter erschrockener Schatte schwindet.

Nur Einer steht entgegen des mächtigen
Tyrannen Antlitz, unüberwindlich ihm.
Der Römer Freiheit ist dem Cato
Werther als Rom und die Gunst der Römer,

Ihm als sein Leben theurer. Und gleich mit Ihm,
Denkt Cato's Gattinn. Nacket durchwandern sie
Die Wüste Lybiens und wählen
Beide den Tod mit gezücktem Dolche.

Den Tod des edlen Cato von eigner Hand
Mag Cäsar hören; aber den Cato sehn
Als Knecht vor sich, das soll er nimmer! —
Viele der Leichen hast du begraben,

Du Todtengräber Julius. War kein Feind
Euch, Römer, übrig, daß ihr euch selbst erwürgt?
Kein Thrazier? kein Dacer? Schrie nicht
Crassus Gebein euch noch an um Rache?

Fabricius Tag.

Mit vortrefflichem Sinn
Ordnete Rom
Sich ein Gedenkfest an,

Des Fabricius Tag,
Der vom Triumph
Wieder zum Pfluge ging,

Groß als Consul und Held,
Größer jedoch,
Daß er es nicht mehr war.

Zum Andenken an ihn
Legete dann
Jeder die Fascen ab,

Trat zu seinem Geschlecht
Wieder und ward
Was er gewesen war.

Andre Zeiten, o Freund,
Anderer Sinn
Ewiger Dictatur.

Würden kleben am Mann,
Wie an der Leim-
Ruthe der Vogel klebt.

Und o Wunder! Die Leim-
Ruthe, sie schafft
Adler aus Hänflingen;

Adler, welche dem Zevs
Schmetternden Bliz
Tragen ins Schlafgemach;

Pfauen, welche des Schweifs
Goldenes Rad
Ueber sich selbst erhebt. —

O wie träte der Pfau,
Träte der Aar
Sanfter und sittiger,

Wenn Fabricius Tag
Stellte den Pfau
Wieder zu Krähen hin;

Wenn Fabricius Tag
Wieder den Aar
Jagte zu Hänflingen. —

Demokrit.

Cyniker sind wir nicht; auch jene Schule sey fern uns,
 Die uns zu starrem Eisen macht.
Linder, o Freund, und gesellig und hold sey unsere Tugend,
 O Jüngling, du von offner Brust.
Zwar wir dürfen im Geist die Sekten alle durchwandern,
 Es schleifst daran sich Wissenschaft.
Wenn den Demokritus ich dir jetzt erkläre, so höre
 Mit Lust an, was er Gutes sagt;
Das Mißfällige laß ihm. Er pflegte, (saget die Fabel)
 Zu lachen, selber auch im Schlaf.
Also hatte zum Scherz die Natur ihn lachend gebildet;
 Du weißt sie spielt oft so und so.
Diesen beherrschet die Leber, den andern die kochende Galle,
 Was ihn beherrschte, war die Milz *).

*) Ihr wurden aus einem physiologischen Irrthum die fröhlichen Gemüths-bewegungen zugeschrieben.

Einem, der Philosophie zu lehren auf die Akademie ging.

Des Hochgelahrten Stagiriten Rennbahn
Gehst du mit raschen Rädern zu
Durchlaufen und gelehrten Staub zu sammlen,
Bereit zu jeglicher Gefahr.

Dich abzurufen von dem hohen Vorsatz,
Wär' eines unbesonnenen
Kathederfeindes Rath, ob deine Wange,
Dein Auge zwar und deine Brust
Dir selber abrathen. Auf dann zur Maschine!
Drei volle Jahre drehe sie;
Doch nimm noch mit dir deines Freundes Lehre:
Erhalte dein Gemüth gesund,
Gesund die Brust, das Haupt von spätem Wachen,
Von Zank und Neuerungen frei,
Und bleibe lieber bei der alten Leier.

Das Stadt- und Landleben.

An einen Rechtsgelehrten in Amsterdam, der sich aufs Land begab.

Eine Rhapsodie.

Geht ihr gräulichen Sorgen, ihr häßlichen Namen, Processe,
Und was sonst Städtisches in Städten lebt!
Geht, verberget euch tief in jene Trauerpaläste,
Du prächtges Elend, glänzender Verdruß!
Mir gefället des Freundes Entschluß, der, dem Kerker der Mauern
Entronnen, sich sein Tuskulum erwählt.
Warum thürmten Unsinnige wir die gehauenen Felsen?
Zu fürchten etwa ihren schnellen Sturz?
Oder uns zu verbau'n des Himmels glänzenden Anblick?
Zu-rauben uns einander selbst die Luft?
Anders lebte voreinst in freier und fröhlicher Unschuld,
Von solcher Thorheit fern die junge Welt
Auf dem Lande. Da blühn unschuldige Freuden. Sie füllen
Mit immer neuer Wohllust unsre Brust.
Da schaut man den Himmel; da raubt kein Nachbar den Tag uns;
Apoll' aus frischen klaren Quellen beut
Trank des Genius uns. O kennten die Menschen ihr Glück nur;
Gewiß in finstre Städte barg es nicht
Unsre Mutter Natur, nicht hinter Schlösser und Riegel;
Für alle blühts auf offner freier Flur.
Wer's nicht suchete, fands. Wer reich ist ohne Procente,
Genießt. Sein Schatz ist, was die Erde beut,
Hier der rinnende Bach, sein Silber. Es steiget in Aehren
Sein Gold empor und lacht an Bäumen ihm.

Dunkel im Laube verhüllt singt seine Kapelle. Da klaget,
Frohlockt und streitet seiner Sänger Chor.
Anders klagt in der Stadt der gefangene traurige Vogel;
Ein Sklave, der ihm seine Körnchen streut,
Glaubt, er singe dem Herrn; mit jedem Tone verwünscht er
Den Wütrich, der ihm seine Freiheit stahl. —
Auf dem Lande beglückt die Natur; ihr Affe, die Kunst darf
Nur furchtsam dort und züchtig sich ihr nahn.
Schau hier diesen Palast, die grüne Laube. Gewölbet
Von wenig dichten Zweigen birgt sie dich,
Wie den Persermonarch sein Haus von Cedern und schenkt dir,
Was Jenen flieht, gesunden süßen Schlaf.
Große Städte sind große Lasten. Der eigenen Freuden
Beraubet, hascht nach fremden Freuden man.
Alles in ihnen ist gemahlt, Gesichter und Wände,
Gebehrden, Worte, selbst das innre Herz.
Alles in ihnen ist von köstlichem Holz und von Marmor,
Von Holz und Marmor selbst auch Herr und Frau,
Eine Niobe sie. Sabinerinnen in Städten
Sind seltne Regen in Aegyptenland.
Wandle die Straßen hindurch; da stehen prächtige Tempel,
Doch was Lebendiges in Straßen webt,
Jagt nach Gelde. Da fluthet und ebbt die stürmende Menge,
Getheilt von Winden widrigen Geschicks.
Lauren auf den Gewinn mit tausend Künsten und kennen
Nur Eine Kunst nicht, würdigen Gebrauch.
Und wie kenneten sie die zarte Kunst? da Begierde,
Und Sorg' und Angst ihr Herz mit Quaalen peitscht.
Setze man Schüsseln auf; es ströme echter Falerner;
Die Würze duften; und der traurige
Nicht sich selbst gehörende Wirth sitzt matt an der Tafel —
O Landes=Armuth, o wie bist du reich!
Wenn man hungert, so ißt man dort, was jegliche Jahrszeit
An mannichfaltiger Erquickung dir
Froh gewähret. Der Pflug wird Tafel, das grünende Blatt wird
Ein reiner Teller für die schöne Frucht,

Reinliches Holz dein Krug, dein Wein die erfrischende Quelle,
Die frei von Giften dir Gesundheit strömt,
Und mit sanftem Geräusch zum Schlaf dich ladet. Indessen
Hoch über dir die Lerch' in Wolken singt,
Steigend auf und hernieder und schießt dir nah' an den Füßen
In ihr geliebtes kleines Furchennest.
Solchen Freuden vermählest du, Freund, noch schönere Freuden,
Ein zweiter glücklicher Hortensius.
Jede Blume, das Veilchen, die neugebohrene Rose
Verjüngen dich, und wenn der Himmel droht,
Fliehst du in deinen Aonischen Hain, das Tempe der Musen,
Wo heilger Lorbeer jeden Baum umkränzt,
Jeglicher Eichenzweig eine Cither träget. In Tibur,
In Flakkus Tibur findest du dich dort.
Pegasus Huf schlägt. Siehe da springt eine Quelle. Da trinkest;
Barläus mit dir schöpft und schöpfet tief.
Satyren horchen mit spitzigem Ohr und geschlossener Lippe;
Tritonia legt ihren blanken Helm
Nieder und lauschet. Indeß wetteifernd Phöbus-Apollo
Die Cither selbst ergreift und kämpft mit Euch.
Glückliche Zwei! — Kein heiliger Dichter wohnet in Städten;
Und weilt er da, so wohnet sein Gemüth
Auf dem Lande, wo Chöre singen in grünenden Hainen,
Da wars, wo Orpheus Hain und Felsen zwang.
Göttergeliebter Greis, vergebens knüpf' ich an deinen
Auch meinen Faden. Lebe, lebe wohl.

Säkularisches Lied

an die Gesellschaft, zu welcher der Dichter gehörte.

Die du menschlichen Elends dich erbarmend,
Einer heiligen Angelobung Tochter,
Dies Gelübde geknüpft, das bis zum späten
Enkel hinausreicht,

Göttinn, fruchtbare Mutter, edle Jungfrau,
Der von Rosen ein Kranz und weißen Liljen
Ihre Schläfe bekränzt; Io! der Päan
Singet Triumph dir.

Denn du wuchsest empor, beherzt im Unglück
Und vorsehend im Glück. Wenn Weste schwiegen,
Führt im Sturme der Nordwind froh und sicher
Dich in den Hafen.

Nutzen mußte dir, wer dir schaden wollte,
Feinde nähreten dich. In Ungewittern
Troff aus Wolken, die Untergang dir drohten,
Honig und Milch dir.

Wie dort Herkules Berg, bestürmt vom Meere,
Unerschütterlich unter schall'nden Wogen
Steht; so unter den Fluthen die dich deckten,
Stehest und standst du.

Was ich singe, bezeugt der umgewälzte
Kreis der Zeiten; ein säkularischer Päan
Schallt dir, Lorbeerumkränzte, der Altäre
Ziemen und Musen;

Andacht ziemet der Göttinn, frommer Weihrauch
Und ein heiliger Schau'r. Aus wilden Thieren
Schuf sie Menschen; es folgten ihrer Stimme
Wütende Tiger.

Blitze sandte sie ungeweihten Hainen;
Welcher Winkel im Meere am Erdenrande,
Welches Thule war je ihr unzugänglich?
Welche der Alpen?

Wo die Stürme der Welt das Nest sich pflanzten,
Dort wo ewiges gelbes Eis die Gipfel
Deckt; es wacheten Greife; doch ihr Fuß ging
Ebenen Weges

Ueber Gipfel und Abgrund. Allenthalben
Wandeln Boten der Göttinn, allenthaben
Fremd' und Bürger. Dem Tugendreichen gnüget
Eigener Reichthum.

Wenn ein einziger Wink das Schiff erschüttert,
Stürzt ein Brett in die Woge; kaum drei Finger
Ueberm Rande des Todes schwimmt der Kühne
Sicher und furchtlos.

Und ein Kühnerer schwimmt ohne Schiffbrett
Zu Molukken und Magellanus Inseln,
Trinkt Mäotischen Sumpf, als tränk' er süßes
Wasser des Rheinstroms.

Deine Segel, o Göttinn, schwellen aller
Zonen Winde, der Ost= und West= und Südwind
Wie der Norden; es wallen deine Schiff' auf
Jeglichem Meere.

Bis

Bis zum Lande der Fabel reicht dein Weltruhm,
Der Japaner und Indier, der schwarze
Neger danket im Wasserlosen Lande
Quellen des Heils dir.

Päan auf! und Triumph, dreimal Triumph dir,
Der Tyrannen zu ihrem Siege dienten,
Purpur bringen sie dir von Ost und Westen,
Glänzenden Purpur,

Siegeskränze, von köstlich-fremdem Laube
Dir geflochten; du hast mit deinem Blute
Dort Brasiliens, Sina's, Englands, Deutschlands
Fluren gefärbet.

Ueberwunden besiegen wir. Zu Boden
Tief darnieder gedrückt erstehn wir glorreich;
Unsre blutige Saat entsprießt zu reicher
Fröhlicher Ernte.

So bisher. Es beginnt ein neu Jahrhundert;
Herr, mit welchem Verhängniß? Mit Demselben!
Wiederkehren die heilgen Sterne Cosmas
Und Damianus.

Der Kampf mit dem Tode.

Was wird endlich werden? So oft ergriff ich die Leier;
    Ach sie bringt mir keine Gesundheit.
Fühl' ich des Lebens Kahn nicht abwärts schleichen? Er zittert
    Langsam hinab zum Strome der Lethe.
Wohl denn! Komme der Tod mit Köcher und Bogen gerüstet;
    Diesen Schild halt' ich vor die Brust mir.
Vester als Ajax Schild wirft Er die Pfeile des Todes
    Rückwärts. Sehet, es ist meine Lyra.
Und erlieg' ich alsdann; du hast nicht Ehre vom Siege,
    Tod! Du hast einen Schatten erleget *).

*) Anspielung auf die dürre Gestalt des Dichters.

Der längere Tod.

Sechzig Ernten und sechzigmal,
Freund, erlebetest du, daß dir Dionysus
Trauben preßte. Du willst noch mehr
Ernten sehen und fühlst glühenden Lebensdurst
Bis zur Hefe des Kelchs. — Wohlan,
Trinke, trinke den Kelch bis an die Hefe. Schon
Naht dem Auge, dem Ohre naht
Dunkle, schweigende Nacht. Schwindel und Blödsinn nahn
Deinem Haupte. Wie zittert dir
Hand und Fuß! Du erliegest unter dem Ungemach,
Das in Regen und Sturm und Schnee
Und in Schlossen auf dich, armer Beladener, fällt.
Ach, die schöneren Jahre — sind
Sie vorüber o Freund, wünschen am Leben wir
Uns nur längeren schwerern Tod.

Mystische Chorgesänge.

I.

Schmerzen der Liebe.

Bittere Qualen sind Qualen der Liebenden,
Deren Labung ein Durst, denen Ambrosia
Ihr unendliches Sehnen,
Ihre Trauer Erquickung ist.

Deines Herzens tiefe Wunde,
Liebende, wer kann sie heilen?
Da des Arztes Hand du scheuest,
Sprich, wer wird dir helfen?

Märterinn, und suchst der Marter
Neue, dir geliebte Schmerzen!
Dir gefällt dein Qualgelübde;
Sprich, wer kann dir helfen?

Was die milde Erde darbeut,
Kühlend Wasser, Balsam-Aether,
Milch und Honig, aller Blumen
Wohlgeruch ist dir wie Galle;
Ach, wer kann dich heilen?

Wie weissagend die Furcht mir oft
Eine Warnerinn sang, sie sang:
„Unter den Unbezwingbarn ist
Liebe das Unbezwinglichste.

Glühende Pfeile schießet sie,
Unauslöschlichen Feuers voll.
Und die ernstere Liebe, sie,
Deren Flamme der Aether ist,
Ach, sie scherzet und spielet nicht;
Sie umbildet das weiche Herz,
Bricht die Härte mit ihrem Pfeil,
Wirft zu Boden, bis sie erhebt." —

Eure Schwester, Gespielinnen,
Die im Tode der Sehnsucht liegt,
Ist nicht todt; o sie schlummert nur.
Seht, wie athmend das Herz ihr schlägt,
Wie ihr Mund nach Erquickung lechzt!

Nehmt, o nehmet in euren Schooß,
Unterstützt die Gesunkene,
Schlingt den liebenden Arm um sie,
Daß sie ruhe von ihrer Qual.

2.

Nachtfeier der Liebe.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! wer geliebt hat, liebe jetzt!
Wie der Hirsch vom Pfeil getroffen, in sich träget er den Pfeil,
Glühnder Durst verzehrt den Matten, Durst verzehrt den Blutenden;
Ueber Fels und Dornen eilend, lechzend nach dem frischen Quell,
Hört er rauschen, sieht ihn blinken, stürzet nieder und erlechzt.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt.
So die Seele, die der höchsten Anmuth süßer Pfeil durchdrang,
In sich trägt sie ihn und liebt ihn; er verzehrt ihr Innerstes.
Nicht genesen von der Wunde, zur ersehnten Quelle will
Sie hinüber, sieht die Quelle, dürstet, lechzet, und erlechzt.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt!
Süßer Tod, du Wunsch des Herzens, neues Leben, höchster Wunsch,
Wenn nach hingesunkner Bürde freier Aether uns umfängt,
Dem entkommnen Erdenpilger öfnet sich des Himmels Thor,
Alle Seligen empfangen ihn mit Brüder-Schwestergruß.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt!
Schweigt, ihr Thränen! Keine Flöte klage den gesunknen Staub.
Eine Stimme tönet droben, Eine tausendstimmige
Freude! Freude! Keinen sel'gen Märtyrer beweint man mehr;
Man besingt ihn. Auf! besinget, singt der Liebe Märtyrer.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat,
liebe jetzt!
Hört! die Chöre tönen lauter! Süße Namen tönen sie:
„Rose, Königinn der Blumen, unter Dornen aufgeblüht!
Perl' aus tiefem Meeresabgrund', aller Erde Köstlichstes!
Kleine Lilie des Thales, unentweihte Lilie!

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat,
liebe jetzt!
Schöner ist der Tag des Todes, als die Stunde der Geburt.
In des ewgen Friedens Zelte ruhet die Entkommene;
Kränze duften. Hymenäus stimmet an den Brautgesang:
Und die Königinn der Blumen, Selige, sie blühet dir.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat,
liebe jetzt!
Weinst du noch? Der Freude Thränen fließen, wenn umher
du schaust;
Deine Saat ist nicht verlohren, deine Trauben prangen schön;
Jeder Wunsch ist dir gewähret, mehr gewährt als jeder Wunsch:
Denn wer Den hat, den du liebest, trinkt der ewgen Wonne Meer.

Der Beherzte.

Umsonst verschwenden seufzend die Tage wir;
Vergebens zanken wir um die Weisheit. Laßt
Das eitele Gezänk, ihr Streiter;
Höret der Muse begeistert Lied an.

Wer ist der Weise? Wer sich genüget, wen
Vom heilgen Rechte lüsterne Willkühr nicht
Hinweglockt, noch des Machtgebieters
Drohendes funkelndes Schwert hinwegschreckt.

Der ist ein König, welcher die Furcht bezwang! —
In Gottes schönem Tempel, der weiten Welt,
Ist seine Brust des heilgen Tempels
Stiller Altar, der der Gottheit ziemet.

Nicht Rhein und Donau zeichnen die Grenzen ihm
Des Vaterlandes. Ob zu Italien,
Zu Böhmen Prag und Rom gehöre,
Kümmert den fremden erhabnen Gast nicht,

Der Gottes Welt bewohnet. Sein Palast ist
Die weite Burg, um die sich die Sonne wälzt,
Sein Dach der Himmel. Enge Mauern
Kothiger Städte sind sein Bezirk nicht.

Das Jahr der Aera, als er gebohren ward,
Der Vater, der ihn zeugete, sind nicht Er.
Am Licht des Tages, frei vom Truge,
Offen zu leben ist seine Weisheit.

Recht leben heißt ihm Leben. Den Hauch der Luft
Genießen ist kein ganzer Genuß dem Mann,
Der nur von Ruhmeswerthen Thaten,
Früchten des Geistes, im Geiste lebet.

Wie jedes Jahr vom Himmel herniedersteigt,
Ists ihm das Beste. Gestern und morgen sind
Ihm unbekannt; für heute lebt er,
Heute mit Göttern und mit sich selber.

Auf Einen Punkt versammlet, gebraucht er stets
Sein ganzes Leben; eben so froh bereit,
Die Bürde fortzutragen oder
Weg sie zu werfen mit heitrem Blicke.

Der ist ein Freimann, welcher sich selbst besitzt,
Ein Edler, der sich edler als alles Gold
Das sein ist, achtet, und die Güter
Jenseit der Grenze, der weiten Grenze

Des eignen Muthes, großer Bekümmerniß
Nicht werth hält. Wollt' ein männlicher Sinn das Haar,
Das ihm entfiel, mit bangem Seufzen
Oder mit Sorge zurück erbetteln?

Dann sorgt der Weise, wenn es zu wohl ihm wird;
Wenn ihm das Schicksal schmeichelte, fürchtet er,
Im Unglück tapfer. Steht der Unfall
Eisern, ein kämpfender Schütze vor ihm;

Er kämpft und wirft entgegen mit gleicher Kunst
Und fängt und nutzt die Pfeile des Schicksals, bis
Die letzte Stund' erscheinet; freundlich
Nimmt er sie auf, die er längst erwartet,

Wie sie die Götter senden. Ist unser Tod
Entkerkerung des Geistes; wer zitterte,
Wenn Ihm, dem Langgefangnen, endlich
Sinket die Fessel, und Freiheit sein ist? —

Wer mir gehorchet, sage der stillen Schaar
Der Schatten, wenn ihn leise das Schicksal ruft:
„Hier bin ich!" Weihend sich den Göttern,
Laß' er dahinten was nicht mehr sein ist.

Vollende, Lied. Was könnte mein Virnia,
Mein Paullus sagen, das du nicht auch gesagt?
Jetzt ruhn wir unter dieser Eiche;
Morgen beginnen wir andre Lieder.

M a r i a.

Die Unnennbare.

Wo beginnen und wie soll ich vollenden,
Jungfrau, deinen Gesang? den hundert Sprachen
Singen, hundert Sprachen in jeder Zone
Singen einst werden;

Der die Berge der Welt, als sie zum Himmel
Aufstieg, alle den Scheitel neigten. Alle
Ströme rauschten Gesang Dir mit der Berge
Wehenden Wipfeln;

Hermons Hain, und die Au Engeddi, Karmel,
Und vom Himmel gepflanzt, die alte Ceder
Libanons, und der Palmenhain, Cypressen
Und Terebinthen.

Deines heiligen Landes Strom, der Jordan,
Theilte sich und berührte dir die Ferse
Sanft; in Hesbon spielte mit deinem Abglanz
Leise der Zephyr.

Und wie soll ich dich nennen? Dich, des Lebens
Heilquell, Schatte der Müden, dich in Flammen
Glänzender Rosenbusch? Den Stern am Morgen
Oder Aurora?

Jene Taube, die einst des Friedens Oelzweig
Ueber Ströme der Sündenfluthen brachte?
Turteltaube, die unserm Erdenjammer
Tröstungen zugirrt?

Regenbogen der Gnade über dunkeln
Wolken? Rose der Dornen? Wenn einst Jede
Schöne Blume verblüht, der Blumen schönste
Blühet unsterblich.

Mutter und Kind.

Holder strahlet das Auge Dir
Süße Mutter, im Glanz himmlischer Freude, wenn
Auf den rosigen Knaben Du
Niederblickest, und Ihn leise dem Herzen nahst.
Zarter schlingen sich Blum' und Stamm
Nicht zusammen, wie Du, Kind, an der Mutter Blick,
Wie die Mutter an Deinem Blick
Hangt und trinket in ihm Athem der Seligkeit.
O Ihr Beide, die nur Ein Herz,
Eine Seele belebt! Mutter dem Sohne Du,
Sohn der Mutter des Lebens Band *).

---

*) Coagulum vitae.

Die Mutter unterm Kreuze.

Unsäglich ist dein Schmerz, und dennoch stehest du,
O Mutter, unterm heilgen Kreuz,
Mit deiner Brust es stützend. Was du siehst,
Und wer dich siehet, Freund und Feind,
Drängt tiefer dir das Schwert ins blutge Herz. Doch seht!
Sie blicket ruhig an, den Sohn.
Die Martern haben alle ihre Kraft erschöpft;
Sie saugt in sich des Sohnes Tod.
O Hochbetrübte, theile deinen stillen Schmerz,
O theile deinen Schmerz mit mir.

Der Anblick der Liebe.

Rings umwacht von der heilgen schönen Flamme,
Göttinn, küsset der Mond, es küßt die Sonne,
Deine Dienerinn, Dir den zarten holden
Segnenden Fußtritt.

Bring' es Gnade dem Dichter, daß er Dich sang,
Dich, umwacht von der heilgen schönen Flamme.
Nichts versaget dir Der, nichts ist, was Er Dir
Könne versagen,

Der am Kreuze, so oft mit Mutterblicken
Du Ihn schauetest an, der Liebe Stärkung
Ihm zusendend, mit vestem Blick hinaufsah,
Auf zu dem Vater.

Die Göttinn des Frühlings.

Einzig Holde, Zarte, Schöne,
Deren Glanz die Welt erleuchtet,
Deren Lieblichkeit den Frühling
Wiederbringt mit tausend Blumen,
Zarten Blumen, die dir gleichen,
Sei gegrüßet, Frühlingsmutter, Blumengöttinn, sei gegrüßt.

In dem Chor der schlanken Schönen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen viele Gold und Kleinod.
Du, ein Kleinod selbst, erscheinest
Wie der Mond im Chor der Sterne,
Wie die Sonn' im blauen Aether glänzend Alles überdeckt.

Wenn aus unserm Thränenthale
Du zum Himmel wieder aufsteigst,
Liebend wallet jeder Zephyr
Zu berühren deine Locke;
Und den Schleier dir zu lösen
Drängen sich im Taubenfluge Engelknaben zu dir an.

Darf ich was von dir erflehen,
Königinn, so laß der Sonne
Schönen Glanz uns froh genießen,
Treibe weg die bösen Tage,
Bändige der Seelen Aufruhr,
Und zerbrich des Krieges Waffen, holde Friedenskönliginn.

Laß den Müttern ihre Knaben,
Ihre Töchter froh erwachsen,
Töchter, wie die leichten Rehe,
Knaben, wie die jungen Löwen. —
Wenn der Rächer Wolken sammlet,
So besänftige, du Holde, bittend ihn mit deinem Kuß.

Die Göttinn des Haines.

Jungfrau jener Haine, der Berge Göttinn,
Rings umschattet und rings umgrünt von Zweigen,
O wie sehnet' ich mich, zu knien vor deinem
Hohen Altare.

Aber der Wagen eilt. Ich send' hinauf dir,
Wie getrennet ein Freund dem Herzgeliebten,
„Heil dir!" Sage die Echo mir vom Berge:
„Liebender, Heil dir!"

Die Himmelfahrt.

An dem Tage, da du der Erd', o Jungfrau,
Dich entschwingend, hin über die Gestirne
Stiegst, da neigete sich, bestreut mit Blumen,
Dir der Olympus;

Und ein süßer Gesang, als Du hineintratst,
Scholl den Himmel hindurch dir laut entgegen:
„Wer ist Sie, die aus wilden dunkeln Hainen
Glänzend hervorgeht?

Eine Göttinn, in Sich, o ganz in Sich schön,
Ueberfließend an Reiz, und süßen Freuden;
Um sie duftet der Aether; lieblich lehnt sie
An den Geliebten

Ihre holde Gestalt. So tritt in seine
Stillen Reiche der Mond; so blickt die Sonne
Auf am Morgen; es küßt ihr Blick auf, alle
Thränen Aurorens."

Unter solchen Gesängen hobst du höher
Dich, o Mutter im Arm des Sohns, und über-
Stiegest Alles was Gott nicht ist und tauchtest
Dich in der Gottheit

Glanz. O selige, Gnadenreiche Jungfrau,
Laß vom Meere der Freuden, laß aus deinem
Vollen Becher, auch nur ein Tröpflein stillen
Unsere Thränen.

Die Tadellose.

Welche Nymphe des Hains erwählst du, Lied, dir?
Keine Nymphe des Hains: die Unbefleckte,
Die als ewige Weisheit vor dem Schöpfer
Liebend im Rath stand.

Berge waren noch nicht, nicht Thal und Hügel,
Meer' und Ströme. Den Sternenplan zu ordnen
Sann der Vater; da reichte sie den goldnen
Glänzenden Plan ihm,

Ward die Schafferinn, theilte Licht und Dunkel,
Gab den Wellen ein Ziel, erschuf sich Menschen;
Kein Vergehen der Menschen nahm ihr ihren
Leitenden Zügel.

Aus Verbrechen erschuf sie neue Gnaden;
Weisheit aus Labyrinthen; tief im Dunkel
Neues schöneres Licht. Sie schwamm als Arche
Ueber der Sündfluth,

Brannt' im feurigen Busch, die Unversehrte;
Unentweiht, eine Lilie unter Dornen.
Was geboren ist, stirbt; sie ging unsterblich
Auf zum Olympus.

Geht zu schauen hinaus, ihr Töchter Sions,
Eure Königinn. Auf viel schöne Perlen
Stralt der Morgen; sie ist des Aufgangs schönste
Thauende Perle.

Viele Jungfraun schweben in Himmelschören
Um den Einiggeliebten; unter allen
Ist nur Eine die Auserwählte, reine,
Glänzende Taube.

Schwanengesang des Dichters.

Wankt nicht unter mir die Erde?
Weigernd sich den Undankbaren,
Den Vergessenen zu tragen,
Der so oft, vom Himmelsfeuer
Angeglüht, die Saiten rührte,
Und in träger Ohnmacht seine Nazarenerinn nicht sang,

Die ihm, was in seinem Liede
Lieblich ist, den Kranz von Rosen,
Lilien und Myrthen reichte,
Die ihm, was in seinem Herzen
Liebe war, zur Liebe weckte;
Und in langem todtem Schweigen undankbar vergaß ich sie!

Mein unziemendes Verbrechen
Welche Quelle wirds versöhnen?
Seit des Venusiners Leyer
Mir entsank, und Hippokrene
Mir versiegte. Wohin soll ich
Wenden die zerrißnen Segel? woher schöpfen Lobgesang?

Soll ich sie mit jenem weichen
Eitlen Dithyrambus preisen,
Wie ihn anstimmt Hymenäus,
Wie Dionysus ihn anstimmt?
Nein! aus Thetis Silberwellen
Steige mir ein reines Loblied, steig' ein Schwanenlied hervor.

Denn die mir entsunkne Leyer
Meines Flakkus ward zum Schwane.
Tauchend in die Silberfluthen,
Glänzend wie am Strom Cayster
Sich Apollo's Liebling sonnet, —
Warum sollt' ich ihn nicht rufen, ihn nicht locken zum Gesang?

Schöner Schwan, bei deinen Schwestern
Die im Padus, im Mäander,
Die im Mincius sich baden,
Ruf' ich dich, o du der Nymphen
Freude, du der Wellen Orpheus,
Komm mit deinen tausend Stimmen, schiffend Loblied, schwimm' heran.

Du, dem Phöbus seine Lieder
Und Weissagung mitgetheilet,
Der aus dieser Welt in Jene
Ahnend sich hinüber singet,
Du mit heiligen Gesängen
Schönbeladnes holdes Fahrzeug, zeige dich und schwimm' heran.

Weilst du noch? Die Lüfte wehen
Lieblicher. Die Nymphen horchen:
Siehe ringsum die Gewässer,
Hier in diesem stillen Hafen,
Auen, Hügel, Alles schweiget.
Auch dein Bruder unter Sternen glänzend, sieh' er horchet Dir.

— Sehet er erscheint und schwinget
Weit sein glänzendes Gefieder,
Taucht hinein sich in des Himmels
Abglanz, blickt hinauf gen Himmel,
Wendet itzt den Hals und segelt —
Singend, was ich singen sollte, hält er rudernd an. Er singt:

„Aller Anmuth, aller Gnade
Aller Huld geliebte Mutter,
Du Bescheidene, du Keusche,
Sinnenrein und rein im Herzen,
Heilige, hochheilge Jungfrau,
Nimm von Luft und Strom und Sonne, nimm ein reines Loblied an.

Du Krystall, in dem sich Himmel,
Sonn' und Mond und Sterne spiegeln,
Demuthvolle, die den stillen
Glanz der Gottheit offenbahrte,
Du des ewigweisen Rathes
Heiligthum, Gefäß der Liebe, Mutter aller Lieblichkeit.

Engel reichen dir den Scepter.
Heil'ge Väter, Patriarchen
Neigen sich vor dir der Tochter.
Jungfrau'n weihn dir ihre Kronen,
Märtyrer dir ihre Palmen,
Und in Einem Lobgesange preiset Dich des Himmels Chor.

Friedebringerinn, du öfnest
Sündern die verschloßne Pforte
Zur Verzeihung. Aller Kranken
Pflegerinn, du der Betrübten
Arzt und süßer Trost und Labsal,
Retterinn zu Land und Meere,
Du der Sinkenden im Schiffbruch, der Verirrten Retterinn.

Alle Christenheere danken
Dir den Sieg. Du gibst der Erde,
Wirst ihr geben Fried' und Freude;
Darum feiret dir der Aether,
Darum wallen die Gestirne
Liebend um dein Haupt; es küssen Mond und Sonne deinen Tritt.

Königinn." — Er kehrt die Segel,
Taucht hinein sich in die Wellen,
Schläget dreimal noch die Flügel,
Singet dreimal noch Maria,
Und erhebt sich im Triumphe
Auf zu seinem Sternenbruder und verschwindet meinem Blick.

Königinn, nimm an das Loblied,
Das die Schwangewordne Cither
Dir noch einmal sang, und führe,
Führe mich mit deiner Rechte
Hin durch Krieg- und Weltgetümmel.
Unverrückt will ich dir folgen, wie durch Freude, so durch Leid.

Die Waldrast.

(Ein Marien-Kloster auf den Tirolergebirgen.)

Die ein heiliger dunkler Hain in Wolken
Rings umschattet und deckt mit seinen Zweigen,
Indeß über den Wolken sie umwallen
Liebende Sterne.

O wie lüstete michs, dort ihren heil'gen
Sitz zu schauen, umringt von hohen Felsen;
Tief zu schauen hinab ins Thal der Erde,
Nahe den Sternen.

Liebe rief mich hinauf. Ihr Freunde, kehret
Kehrt und nehmet hinab mein Wunschgelübde,
Hier zu sterben. In welchem Schatten fänd' ich
Süßere Ruhe?

Haucht aus jeglicher Höle mir nicht heilger,
Schau'r entgegen? Es ist, es ist die Nymphe,
Die mich liebend umfängt! Es ist der Gottheit
Nähere Nähe. —

Laßt mich! Werde der Gipfel eh' ein Abgrund,
Eh' der heiligen Waldrast ich entsage.
Gönn' o Göttinn, dereinst in Deinem Schoos hier
Ruhe dem Müden.

Die
Ruinen.

Sibyllinische Blätter

von

Jakob Balde.

I.

Wo ist jetzt Troja=Ilium?
Gewesen ists! Gewesen!
Dahin ist Priams Burg! Dahin
Der Dardaniden Name.
Die hohe Mauer pflügete
Des Feindes scharfe Pflugschaar;
Wo Troja stand, da wallen jetzt
Zerstreuet wilde Aehren.

So endet alle Pracht der Welt
In Schutt und Staub und Asche.
Nur in der Unbeständigkeit
Ist Erdenglück beständig.
Es setzet allem Ziel und Maas;
Es mischet Höhn und Tiefen.
Jetzt ist die Losung Kampf und Sieg,
Jetzt Kampf und Fall und Ende.

Aller Lebendigen Chor mit tausend wechselnden Stimmen
Singt und girret sich selbst Einen, den Sterbegesang.
Diesen ächzet der Stier am Pfluge; das wiehernde Siegsroß,
Fühlend das eitle Nichts, beißt in den goldenen Zaum.
Fühlend das eitle Nichts blickt vor dem Wagen des Feldherrn
Langsam der Elephant, Alles verachtend, umher.
Höre die Turteltaube. Sie klagt den verlorenen Gatten,
Und beseufzet in ihm eigenen nahenden Tod.

Was unter dieser Sonne je
Gebohren ward, muß sterben.
Geburt und Tod, Tod und Geburt,
Sie wechseln mit einander.
Verändrung blicket uns der Mond
Mit blasser Wange nieder,
Und zieht die Erde mit sich fort
In ewiger Verändrung.

Mond und Sonne, sie scherzen mit einander;
Wenn jetzt Cynthia, Phöbus jetzt auf unsern
Schauplatz siehet und unsrer Eitelkeiten
Prachttriumphe beschaut, sie lachen unser,
Kehren weiter den Wagen und das Schauspiel.
Tod und Leben, sie spotten mit einander
Der Unsterblichen, die im Nu dahin sind.

Nichts stehet unveränderlich,
Nichts stehet ringsum sicher.
Die Saat zertritt ein Roß; der Sturm
Zersplittert Eich' und Ceder.
Pompeji decket der Vesuv;
Die Donau Damm und Bogen.
In Thränen schwimmt das niedre Thal;
Den Gipfel treffen Blitze.

Wie der Weise voreinst die Menschen warnte:
„Nichts ist sicherer als die Furcht.“ Es fürchtet
Jene Ceder des Aeols Arm; es scheuet
Diese Blume des Mädchens zarten Finger.

Glaubst du, heiliger Hain, gepflanzt von Händen der Vorwelt,
Daß dich Religion sichre vor Wunden und Tod?
Auch dem heiligen Hain droht seine Parze. Das Alter
Ist dir Atropos einst, ohne die fällende Axt.
Deiner spotten die Satyren dann, und jede Dryade
Klagt im Seufzer entflohn ihren veralteten Baum.

Das

Das Leben ist ein kurzes Spiel,
Kaum ist es angefangen,
In besten Freuden hörets auf;
Da weinen dann die Knaben.
Die Sanduhr läuft; vorüber ist
Dem Redenden die Stunde.
Die Sanduhr läuft; vorüber ist
Dem Sterblichen das Leben.

Unaufhaltbar im Laufe, fliegt das Siegsroß
Zum Eleischen Ziel; so eilt das Leben.
Ist die Stunde vorüber, giebt der Richter
Keine längere Dir und keine neue.
Also lebe Du jetzt; das Jetzt ist Dein nur;
Morgen — sage mir, wer verbürgt Dir Morgen?

Geflügelt sind die Freuden; schnell
Entweichen sie auf Flügeln.
Auch Lust und Lieb' und Liebesreiz
Sind flüchtige Momente.
Ein schwerer oder leichter Traum
Entfloh mit jedem Alter.
Erwachend reibet man die Stirn,
Und spricht: es waren Träume.

II.

Wer führt mich zu den Wundern hin?
Zu jener Vorzeit Wundern.
Wer zeiget mir Semiramis
Und Ninus Burg und Gärten?
Der Sonne Bild auf Rhodus? Wer
Dianens stolzen Tempel?
Und Herkuls Säulen? Alles ist
Begraben und verschwunden.

Jener Kolossus, den im schreckenden Traume der König
Sah, es bebte vor ihm schweigend die feirende Welt.
Golden das Haupt, und silbern die Brust, und ehern die Schenkel;
Aber den Fuß verdarb Eisengemengeter Thon.
Siehe, da riß vom Gebirge der Fels und schmettert den Fuß ab;
Gold und Silber und Erz lagen im leimigen Thon.

Laßt, ihr Mächtigen, euch des Traumes Räthsel,
Hofgesinde, den Traumscherz dir gesagt seyn,
Daß ein goldenes Haupt auf Thonesfüßen
Stand und klingend im Jubel schnell hinabfuhr.

Sie fraßen selbst einander sich,
Des Ungeheuers Glieder.
Das goldne Haupt sank in die Brust,
Die Silberbrust der Perser.
Die Brust verschlang der weite Bauch
Des ehrnen Alexanders.
Den weiten ehrnen Bauch durchstach
Mit kurzem Schwerte Roma.

Und Roma selbst, wie lange blieb
Ihr ihre Kraft und Schöne?
Erblickte sie im Tiber sich;
Sie spräche zu sich selber:
Ist das mein Antlitz? meine Stirn?
Mein Mund und meine Wange?
Wo ist die Krone meines Haupts,
Mit Remus Blut gefärbet?

Wo ist Roma? Sie war, sie war einst mächtig,
Tapfer, kriegerisch, Ruhmesreich und glücklich.
Wohin bin ich, ein Wanderer, verirret?
Ist dies Roma? Wo ist das Grabmahl Remus?

Die edle Tochter Romulus,
Erzogen von Camillus,
Die stolze Braut des Scipio,
Verschmäht den Afrikaner,
War Amazone, schlank und kühn;
Bellona war ihr Name;
Die Welt ihr Raub; ihr Busen ward
Von Völkerblut gefärbet.

Vater des Vaterlands, Heil Dir, o tapferer Brutus,
Heil auch, Cato, Dir, Zähmer des Neides und Glücks.
Ihr erhieltet den Staat in weisen Schranken. Gesetze
Walteten. Vor euch ging Lictor und Fascen und Beil.
Weise Beredenheit sprach im Senat; die friedliche Toga
Sandte dem Feldherrn zu, Waffen und ernstes Gebot.
Tullius sprach zum Volk: „ihr wollt? Gebietet, o Römer!"
„Wir gebieten!" so rief strenge gehorchend das Volk.

Ach aber, wie ein Waisenkind
Gerieth es unter Knechte.
Um Recht und Unrecht haderten
Sie wütend mit dem Schwerte.

Hin ging es nach Pharsalien;
Mit Gold erkaufte Bürger
Entgegen Bürgern, Adler stehn
Im Kampfe gegen Adler.

Wellen des Rubikon, Euch, und Dich, o geworfener Würfel
Einer unendlichen Noth rufe zu Zeugen ich an:
Was die Kriege, die mehr als Bürgerkriege gekostet,
Wenn den Vater der Sohn, Söhne der Vater begrub.

Ein Vater und ein Schwiegersohn,
Ein Magnus und ein Cäsar
Bekämpfen sich; der Aergste siegt
Und theilt das Pünktchen Ehre.
Die Felder bluten; Rom erlag,
Verzagt an eignen Kräften.
Wie schlägt sein Puls! Es jammert laut,
Ermattet, krank und sterbend.

Von allen seinen Gliedern rinnt
Die Angst. Es ruft mit Weinen:
„Augustus, Dir dem Einzigen,
Vermach' ich meinen Weltkreis."
Augustus nahm die Schenkung an,
Und Rom ging in den Orkus.
Die Leiche ziert Tiberius;
Sie brennet unter Nero.

Kommt, ihr Bürger und hebt der Mutter den Trauergesang an;
Auf dem Rogus dort, liegt sie, gesunken das Haupt,
Todt. Kein Klagegeschrei erweckt die Gestorbene. Sprenget
Wein und Gerüche; sie liegt modernd, die Herrinn der Welt.
Wer schloß ihr das Auge? „Die Blinden." Wer flammet das Holz an?
Muttermörder, wohlauf! stecke dein Troja in Brand.

So begräbet sie dann. War das die Roma,
Die Numantia einst, die einst Karthago
Niedertrat und dem Rheinstrom seine Hörner
Abstieß? Klaget, sie war, sie war einst Roma.

Jauchzend plündert anitzt der Muttermörder das Haus aus;
Ihre Verlassenschaft theilen Nepoten mit ihm,
Scheußliche Sklaven. Erschöpft sind jene Schätze, den Völkern
Blutig erpresset; anitzt viehischen Sklaven ein Raub.
Armuth schleichet heran und der zähneblekende Hunger,
Bis den ärmlichen Rest raubet ein fremder Barbar.

Wo quillen die Balsame jetzt
In Nero's goldnem Hause?
In Caracalla's Bädern schwimmt
Und badet nun die Ente.
Die Ziege klettert im Palast
Augustus und Mäcenas.
Severus Ehrenbogen drückt
Die Last des Alters nieder.

Wo sind des Cirkus Spiele? Wo
Das Jauchzen der Arena?
Die Ehrengaben und das Gold,
Dem Volke hingeworfen?
Wo sind die Schauspielhäuser? wo
Terenzens Larv' und Soccus?
Schauspieler und Zuschauer sind
In Einer Gruft begraben.

Setzt, ihr Enkel, die auf der Mutter Grabmal,
Ihr an Sitte so ungleich, wohnen, setzet
Dieser prächtigen Gruft die kurze Inschrift:
„Hier liegt Roma, begraben in sich selber.“

III.

Drohet Städten allein, droht nur dem Steine das Alter?
Ach sein Schicksal drückt selber die heilige Kunst.
Was bekümmerte mich dies Rom? Mir fließet die Thräne,
Daß die Muse verbannt traurig im Elende wohnt.
Wenn einen Pfefferkram die Glut ergreifet, so weint man;
Schätze des Geistes sieht lachend in Flammen man stehn.
Willst du bleichen und blassen, und willst der Welt eine Fabel,
Ein Gelächter ihr seyn; weihe der Muse dich nur.

Wer, ihr süße Gespielen, wer, ihr Ruhmes-
Geberinnen, ihr holden Aoniden,
Welcher wüste Barbar, der euch ins Elend
Stieß, Gefangene, mit geschnürten Händen?
Zeiten! Sitten! Gelächter, Ueppigkeiten,
Stolz und bäurische Macht, sie zwangen grausam
Euch, Unsterbliche selbst, ihr heiligen Götter
Unsrer Seele, zum Jammervollen Tode.

Wo ist der zarte Meisterzug,
Die Linie Apelles?
Lysippus und Praxiteles
Und Myrons Kunstgebilde?
Der Donnerer des Phidias,
Des Zeuris schöne Lüge? —
Des Alterthumes Götterkunst
In Nacht ist sie begraben.

Auf ihrem Grabe wuchs hervor
Ein neuer Sproß der Künste.
Die freie Hand des Dürers zog
Den Cirkel ohne Cirkel.

Bramante, Michel-Angelo,
Und Raphael erschienen;
Mit ihm Correggio, Titian
Erschienen und verschwanden.

Die Palme, die man ihnen weiht,
Wird sie auch ewig grünen?
Es kommen Zeiten, da man selbst
Die Göttlichen nicht kennet.
„Wer mahlte dies?" Der Enkel spricht:
„Er hieß Beth, Aleph, Ghimel."
Bis ihre Werke selbst die Zeit,
Die Mörderinn vertilget.

Wo ist Homers Margites? Wo
Die Cyprischen Gesänge?
Vielleicht zernagte sie die Maus;!
(Das größte hängt am Kleinen.)
Ein böser Augenblick zerstört
Gedanken-Millionen;
Was uns die Zeit gegönnet hat,
Verschonte nur der Zufall.

Klagt, ihr Musen. Der Mantuaner Schwan sang
Längst das süßeste Lied sich selbst. Die Cither
Aus Venusia tönt dem Schattenreiche
Vor Proserpinen jetzt. Der Heerd Tibullus
Steht verlassen; Katullus artge Schalkheit,
Und Propertius süße Thorenfreude,
Naso's Scherze; sie sind hinab zum Orkus.

Der Griechen Pegasus zerhieb
Ein wilder Türkensäbel;
Apollo's Daphne reicht nicht mehr
Dem Sänger Lorbeerkränze.
Sie steht verdorret. — Vom Parnaß
Flohn Grazien und Musen.

Der scheuen Laute kommt anitzt
Ein schrecklich Echo wieder.

Euren Garten, ihr Musen, wer hat den blühenden Garten
Also verwüstet, und hat keine der Blumen geschont?
Welcher Rüssel wühlte die Erd' auf? Riechende Ziegen
Haben an jedem Baum Blätter und Zweige zernagt.
Warum liebet die Ranke nicht mehr den vermählenden Ulmbaum?
Warum hangen nicht mehr Kränze der Freuden umher?
Und wer pflanzte die Dornen, die Nessel, die stechende Disteln?
„Rühre die Distel nicht an, Fragender, oder sie sticht."

Das Delphische Orakel kocht
Auf seinem Dreifuß Speise.
Der Hirt Apollo weidet nicht,
Er scheret jetzt die Schaafe.
Dem Staatsgeweb' Arachnens muß
Die Kunst der Pallas weichen.
„Mein ist, so spricht die Spinnerinn,
Mein ist die Kunst der Künste."

Ach des Delphischen Tripus, der vom Schmiede
Nun in Ordnung gebracht ist! — Ach des armen
Phöbus; Unter dem Feigenbaume sitzt er
Hungernd, über den Stab das Haupt gesenket.
Und die Weberinn Pallas? O sie waget
In ihr eigenes Schlafgemach sich nicht mehr,
Wo Arachne, die Siegerinn, ihr eigen
Bett mit feinestem Spinngeweb' umsponnen.

Versieget ist Kastaliens
Geweihter Quell, versieget!
Sonst heller als Blandusia,
Jetzt trübe, stockend-trübe.
Kameele waten in dem Sumpf,
Wo einst die Götter tranken;

Kein Finger mehr, es rührt der Huf
Apollo's zarte Saiten.

Auch Dich klag' ich, o Tullius. Ich klage
Dich Ermordeten. Nicht um deine Villa
Tuskulana, die ihren Herrn entbehret;
Daß die Rostra des Marktes Dich entbehren,
Wo jetzt Stimmen der Gaukler tönen, klag' ich.

Verstummet ist Demosthenes,
Verhallet Plato's Rede.
In seinen Gärten gluchset jetzt
Die Attisch-weise Eule,
Archytas und Empedokles,
Und Sokrates und Solon,
Der schweigende Pythagoras,
Sie schweigen all' im Grabe.

Unterdrücke den Zorn, o mein Narcissus,
Daß vom grünenden Lorbeer ich dir diese
Blätter reiche; sie sind Sibyllen-Blätter,
Voll von heiligem Schicksal. Aller Reiche,
Aller Mächtigen, Weisen und Gelehrten
Blühn und Welken bezeichnet ihre Aufschrift;
Was will immer bestehn, wenn Rom zur Gruft ging?

IV.

Schöner Knabe, den Leda's Schwan im glänzenden Eie
Zeugte; wie Ganymed, strebst du zu Göttern empor;
Glaubst, dich müsse verschonen die Parze, weil du das Glück dir
Hast vermählet und liebst deine gefällige Braut.
Jüngling, traue der Schmeichlerinn nicht. Es buhlen und werben
Tausend Freier um sie; Tausende hat sie getäuscht.

Rufinus und Eutropius,
Die Günstlinge des Glückes,
Gefürchtet in Byzantium,
Und schnöd' hinausgestoßen!
Aus ihren Bildern schmiedete
Man Krüg' und Nachtgefäße;
Mit eignen Ruthen peitschete
Fortuna den Eynuchen.

„Hannibal, sprach das Glück, setz' über zerschmetterte Felsen,
Ueber Alpen und Eis. Ströme mit stürzendem Fall,
Alles besiege! Rom erzittre." Der Sieger bei Cannä
Steht vor den Thoren, es führt seinen Vermählten das Glück! —
Nemesis sprach: „halt ein, Afrikaner! Die goldenen Ringe
Werden zum Becher. Daraus trinke dir eigenen Tod."

Also spielet das Glück. Der Triumphator
Ziehet morgen den Siegeswagen selber.
Vom Curulischen Stuhle wandert Jener
In den Kerker, und Jener auf den Richtplatz.
Mancher Brust mit dem Ordenssterne drohet
Zum vollendeten Schmuck ein Stirnen-Brandmahl.

Dem armen Belisarius,
Er sitzt an jener Pforte,

Durch die er im Triumphe zog;
O reicht ihm eine Gabe!
Mit ausgestochnen Augen sitzt
Der Völker-Ueberwinder,
Vertrieben aus der Welt, die Er
Beschützet hat, und hungert.

Also spielet das Glück, der Hofkapelle
Tonverständige Künstlerinn. Wie artig
Jetzt ihr Fingerchen auf der Saite Diesen
Niederdrücket und Jenen hebt und Jenen
Zierlich sprenget hinweg! In Dur und Mollton
Spielt das Stück und in leisem Pizzicato;
Bis die Spielerinn, selber satt des Gaukelns,
Schnell an fürstlicher Gruft und unter lautem
Hofgeheule die Geige wild zertrümmert.

Schöne Sirene, du singst so lieblich. Schöne Sirene,
Wie du so artig kannst heben und tragen den Ton,
Schweben ihn lassen und schwinden. Du steigst zum Himmel, damit du
Pfeilschnell schießest herab, murrend im tiefesten Laut.
Fröhlich beginnen stets und jauchzend deine Gesänge;
Aber den Grundton hört hinten am Ende man erst.

Philomele des Hofes, hör' ein Lied an:
„König Gelimer, ein Wandalenkönig,
Und ein stolzer Wandal; vom Glück verlassen,
Spielt' ein trauriges Er und lehrend Schauspiel
Allen Höflingen zu Constantinopel.
Ueberwunden und im Triumph geführet,
Rief er: Alles ist eitel, eitel, eitel!
Gab den Purpur dahin und ward ein Landmann.

Was oben ist, wird unten stehn,
So knirrt das Rad der Zeiten;
Das Unten kehrt nach Oben sich,

Damit es niedersteige.
So sah ich steigen, sinken viel,
Und werde mehr noch sehen.
Mit Zwergen kämpfen Kraniche,
Der Aetna deckt Giganten.

Glaubst du, daß ich zu lang' in traurigen Tönen dir singe;
Schaue die Zeiten an; sind sie die goldene Zeit?
Schöne Sidonerinn, die einst Jupiter über das Meer trug,
Schöne Sidonerinn, die liebliche Töchter gebar,
Ach, wie bist du verwirret, Europa! Wie rasen die Töchter
Gegen einander! Du gehst, Füße gen Himmel gekehrt,
Auf dem Haupt. O führte der Stier dich wieder hinüber!
Oder du findest im Meer eigenen Blutes den Tod.

Im Einzigen Germanien
Was mangelt uns an Plagen?
Seit zwanzig Jahren fühlen wir
Des Unglückswechselstreiche.
Centauren schweifen hin und her,
Und drohen, hauen, schlagen —
Nicht viele Wunden; Deutschland ist
Nur Eine große Wunde.

Ergießet Thränen euch, benetzt
In Strömen meine Wange.
Wie Schnee in Thäler, wenn der Lenz
Das Eis zerschmelzet, ströme
Die Klage mit geschlagner Brust
Und mit zerrißner Wange,
Die Helden meines Vaterlands,
Die Edeln zu beweinen.

Da lieget Dampier, Pappenheim
Und der mit weissen Rossen
Einziehen sollte, Tilly liegt

Mit andern Kriegesgöttern.
Wie Blitze trafen sie den Feind;
Wem wandten sie den Rücken?
Es traf der Blitz; der Schein verflog,
Und alle sind itzt — Namen.

Das Schicksal ordnet und gebeut,
Daß nichts beständig daure.
Helm, Federbusch, und Scherp' und Gurt,
Und Schwert und Spieß und Panzer,
Standarten von geschlagenen
Kriegsheeren und von Vesten,
Den Sieger, den Eroberer bringt
Ein schmaler Sarg zu Grabe.

Wenn die Ceder erliegt, was will das arme
Feldgebüsch und die kleine Myrthe? — Zähle,
Wie viel leben wohl aus der Pragerschlacht noch
Bayern? — Tausende meinst du? — Zwei und dreißig.

Der Eine stieß den andern vor
Und riß ihn mit zum Kriege.
Der Eine nach dem andern stahl
Sich leise von dem Kampfplatz.
Im fünften Acte trat ein Mann
Aus Norden auf, ein Jason.
Zwei Jahre trug er den Kothurn,
Und schwindet vom Theater.

Spielen wir? oder sind ein Spiel? ein Aegyptisches Räthsel?
Rede, verborgner Sphynx! Rede! — „Der Ruhm ist ein Dampf
In den Lüften. Er wird zu Wolken. Ein Adler, ein Drache
Scheint die Wolke; zuletzt wird sie ein schwindendes Nichts.
Menschenhoffnungen. o wie viele würgte der Tod schon!
Und ihr tranket ein Meer leerer Versprechungen auf!"

Was du, Sterblicher, bist, das sei, und wolle
Mehr nicht seyn. Die Natur in ernster Strenge
Gab dir dieses Gesetz und diesen Namen.
Gib dein Leben zurück; es ist geliehne
Schuld. Unwilligen Sklaven schneidet endlich
Doch Persephonens Hand das Haar ab. Nahe
Du ein Williger ihr und sprich: „Hier bin ich!“

V.

Ihr Adamiden, täuschet euch,
Ihr Erd- und Leimgeschöpfe,
Urenkel des Deukalion,
Und jetzt noch halbe Felsen,
Ihr suchet Unzerbrechlichkeit
In Glas und Thon und Scherben;
Die Hütten, die ihr hier bewohnt,
Sind flüchtiger Scythen Zelte.

Die Erde selbst, darauf ihr wohnt,
Sie trägt des Alters Spuren:
Und alle Elemente stehn
Im Kampfe mit einander. —
Was weilst du, Seele? Weilest du
In diesem Erdtumulte?
Mit Taubenflügeln schwinge dich
Hinüber den Ruinen.

Schaue die Jungfrau dort, daneben der himmlischen Waage,
Aehrenbekränzet; sie winkt dich zu den Sternen hinauf,
In der Rechte den Palmzweig. Auf! hinauf in den Aether!
Jedes große Gemüth flieget auf Schwingen empor.

Ich seh, ich seh die Friedensstadt,
Dort glänzen unter Sternen.
Ein unvergänglich, ewig Reich,
Getheilt von keinen Jahren.
Orion mit dem Schilde wehrt
Den Monaten und Stunden,
Dem Alter und dem Ueberdruß,
Dem Neide selbst den Eingang.

Da schreckt kein Hunne. Der Wandal
Ist wie ein Lämmlein milde.
Barbaren, Dieb', Eroberer,
Sind ferne jener Wohnung.
Die Redlichkeit umschließet sie
Mit heilig-vesten Mauern;
Und jede Hütte krönt ein Kranz
Von ewig-sichern Freuden.

O des Glückes der Seelen, deren Freunde
Seelen sind, und der Herzen, die in Herzen
Leben. Leben und Lieben sind ja Eins nur;
Sind sich nahe, wie Schwertes Spitz' und Schärfe.

Der Schönheit Rose blühet dort
Unwelkbar ohne Dornen.
Der Greis, ein Jüngling, fürchtet nie
Die harte Last der Jahre.
Der Unschuld drohet nie ein Netz,
Der Liebe keine Schmerzen;
Im Andern blüht dem Andern schön-
Und rein-genoßne Freude.

Ein Gut, das ewig wahre Gut
Durchströmet alle Herzen.
Ein Glanz, das ewig wahre Licht,
Erleuchtet alle Seelen.
Die Hüllen sind hinweggethan.
Man räth nicht mehr; man schauet.
Ein Uferloses Meer umfängt
Uns tief im Abgrund, — Liebe.

Kehre zurück, o Gesang, zum Thränenthale der Erde,
Wo man Schlachten noch liebt, wo man den Frieden verwünscht;
Wo kein reiner Apoll im Tempel glänzet, und Dunkel,
Oedes Dunkel die Kluft spitziger Weisen umringt;

Wo

Wo kein sicheres Wohl dem Staate lenket die Zügel,
Wo man das Bessere stets schändlich-betrogener hofft.
Wo das Gesetz uns drückt, und die Armuth drücket, und jede
Jahrszeit, Winter und Herbst, Frühling und Sommer uns kränkt.
Lebende fürchten den Tod, den Andre wünschen. Er kommt nicht
Dem der ihn wünschet; er kommt, wer ihm mit Zittern entfloh.
Dieser rufet den Schlummer, ihm seine Sorge zu mildern;
Jenen quälet der Schlaf selber mit doppelter Angst. —
Sieh' die Tugend im Staub', und sieh' das Laster im Purpur;
Wahres Verdienst gekränkt, eitele Schwätzer geehrt.
Bären lagerten sich auf furchtsame Lämmer. Der Zorn wetzt
Seine Dolche; der Neid wetzet den giftigen Zahn.
Greise bewachen das Gold; der Hungrige bettelt um Arbeit.
Güter erheuchelt sich Der; Jener verkaufet den Sohn.
Schweige der Klagen, o Lied, der getäuschten weinenden Jungfrau,
Der in der Wiege das Kind rufet den Vater umsonst.
Nenne die Thränen nicht, wenn mit verhaltnem Gelächter
Hier den Vater der Sohn, Gatte den Gatten begräbt. —

Indeß umkränzt mit Rosen sich
Der Sybarit den Scheitel.
„Hieher den Wein! Die Salben her!
Die Welt ist uns gegeben.
Auf! singet unter Cymbelklang,
Und tanzt dazu, ihr Knaben.
Wie heut, so stets! Und stets wie heut!
So muß es ewig währen."

O Eitelkeit! o Eitelkeit!
Auch meines Liedes Schicksal.
Gelesen und vergessen; gar
Gelesen und verachtet.

Das Nichtige erkaufet man
Mit Gold und Müh und Sorge;
Das Daurend-Unvergängliche
Gilt uns um keinen Heller.

Arme Hendekasyllaben und Jamben
Und Elegische Verse, das ist unser
Lohn: wir werden verlacht. Man spricht zum Dichter:
„Wahrheit billiget man; das Eitle liebt man."

Nachschrift.

Eine Rechenschaft des Uebersetzers.

Nebst zwei Briefen

von

Barläus an Balde.

Man wolle diese Nachlese Baldischer Gedichte für das halten, was sie seyn soll, für eine kleine Sammlung erläuternder Belege zu den Lebens-Umständen und der Denkart des Dichters. In Dingen, die ihn selbst angehen, sie mögen Scherz, oder Ernst, Satyre, Freude, Zeitkürzung und Hoffnung betreffen, ists am besten, ihn durch sich selbst kennen zu lernen; daher einigen dieser Gedichte ihre volle Genialität geblieben ist. Auch der mystische Sänger, auch der Ordensmann mußte sich zeigen, beide nur in dem schmalesten Raume.

Der kleine Marien-Tempel, der am Ende der Sammlung der Schutzgöttinn des Dichters errichtet ist, wird Niemand befremden. Ihr weihete er seine zartesten Empfindungen und besang sie in jeder Gestalt; so daß man ihm eine schöne Blume seines Dichterkranzes nehmen würde, wenn man ihm diese und mehrere unübersetzte Gesänge raubte. Wer die Besungene nicht für eine Heilige halten will, dem sey sie die Muse unsres Dichters, eine christliche Aglaja oder Beatrice, das Ideal jungfräulicher, mütterlicher Tugenden, oder die himmlische Weisheit.

Mir bleibt übrig, als Uebersetzer vom Zweck meiner Arbeit Rechenschaft zu geben, damit Niemand bei ihr etwas anders suche, als er findet. Nichts weniger war nämlich meine Absicht, als den ganzen Balde, wie er dasteht, zu geben; wer ihn also will, für den stehet er noch unübersetzt da. Mir geziemte es, weder seiner po-

litischen noch kirchlichen Lage, am wenigsten seinem Geschmack in Allem nachzugehen, wovon das Kenotaphium die Ursachen angiebt. Will man ihn in dieser Gestalt nicht einen übersetzten Balde nennen, so nenne man ihn einen verjüngten Balde und übersetze ihn selbst. Ich folgte dem Geist seiner Muse, nicht jedem seiner Worte und Bilder. Bei seinen lyrischen Stücken behielt ich den eigenthümlichen Ton Jedes derselben im Ohr, den Sinn und Umriß desselben im Auge. Schönheiten habe ich ihm nicht geliehen, wohl aber Flecken hinweggethan, weil ich seinen großen Genius zu sehr ehrte, als daß ich mit kleinfügigem Stolz ihn in diesen zur Schau stellen sollte. Wo dem Umriß seines Gedichts etwas zu fehlen schien, zog ich mit leiser Hand, wie bei einer alten Zeichnung, die Linien zusammen, damit ich ihn meiner Zeit darstellte. Ueberhaupt war mir an dem Geist, der in seinen Gedichten athmet, und am Inhalt derselben oft mehr gelegen, als an der Einkleidung selbst, ob mich gleich auch diese in ihrer reichen und neuen Mannigfaltigkeit sehr reizte. Albern wäre es gewesen, wenn ich nicht jeder dieser Einkleidungen das Licht gegönnet hätte, das sie in unsrer Sprache und zu unsrer Zeit fodert. Sie lockte dies Licht von selbst an sich.

Es giebt mancherlei Arten der Uebersetzungen, nachdem der Schriftsteller ist, den man bearbeitet und der Zweck, zu welchem man ihn darstellt. Anders müssen z. B. die classischen Alten, wiederum anders unter ihnen die Dichter und Prosaisten behandelt werden; ja auch keine Art der Poesie darf in dieser Behandlung der andern völlig gleich seyn. Die lyrische Poesie und das Epigramm sind vielleicht die eigensinnigsten unter allen; da sie nicht übersetzt seyn wollen, so muß man sie mit der gewissenhaftesten Treue täuschen, als ob sie nicht übersetzt

würden. Wer hierin keine Versuche gemacht, oder wem die Muse dazu Gefühl, Ohr und Sprache versagt hat, sollte hierüber nicht richten, oder wir reichen ihm die Leier selbst, daß er sich als Meister zeige.

Der größeste Meister des Uebersetzens in unserer Sprache, Luther, hielt die sogenannte buchstäbliche für die ungeschickteste Uebersetzung. Man lese seinen Sendbrief vom Dollmetschen, wie er denen, die ihm vorwarfen, er habe hier das Wörtlein allein eingerückt, dort die Maria voll Gnaden, den Mann der Begierungen u. s. nicht buchstäblich übersetzt, antwortet, und wie er es mit dem Bock Emser aufnahm. „Ich habe Deutsch, sagt er, nicht lateinisch und griechisch reden wollen, da ich Deutsch zu reden im Dollmetschen fürgenommen hatte. Ich habe verdeutschet auf mein bestes Vermögen, habe damit niemand gezwungen, daß ers lese, sondern freigelassen und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. So ist auch niemand verboten, ein beßres zu machen. Wers nicht lesen will, der lasse es liegen; ich bitte und feire niemand darum. — Ich weiß wohl, was für Kunst, Fleiß, Vernunft, Verstand zum guten Dollmetschen gehöret; es heisset, wer am Wege bauet, hat viel Meister. Aber die Welt will Meister Klüglich bleiben, und muß immer das Roß unter dem Schwanze zäumen, alles meistern und selbst nichts können. Das ist ihre Art." — So Luther. Weit entfernt, den geringsten Vorzug seiner Sprache und Fähigkeit, zumal bei einem so ganz verschiednen Gegenstande mir beizumessen, führe ich die Worte blos an, um zu zeigen, worin Er die Kunst des Dollmetschens setzte.

Die Sylbenmaße meines Dichters waren mir nicht gleichgültig; sie trugen mich auf ihren Flügeln.

Da Balde sich mit allen versucht und über alle nachgedacht hatte, wie seine Vorreden, seine Scherze mit dem Skazon, und mehrere Stellen seiner Gedichte selbst zeigen: so habe ich von der eigentlichen Art eines Jeden durch ihn Manches gelernet. Ihm galt es nicht gleich, wo und wie er ein Sylbenmaß gebrauchte. Insonderheit zeigen die Variationen seines großen Gedichts von Eitelkeit der Welt, seines Agathyrsus, seiner Olympia und Philomele, wie Ein und dasselbe Thema in diesem und jenem Sylbenmaße eine ganz neue Gestalt annimmt; da man dann offenbar siehet, daß das Sylbenmaß ihm mehr als Kleid war; es war ihm Form der Gedanken. Bei jedem seiner Gedichte fühlte ich, daß sobald ich aus seinem gewählten Sylbenmaße schritt, ich in einem fremden Takt spielte, daher ich, soviel es meine Sprache zuließ, mich demselben folgsam bequemte.

Einer zwiefachen Regel folgte ich bei dieser Uebertragung. Zuerst, daß ich mich hütete, Sylbenmaße ins Deutsche zu bringen, die mir der Sprache ganz fremd und widrig schienen; ein Kennzeichen davon ist, daß man sie ohne vorgeschriebene Formel nicht erkennet, und wenn man natürlich lieset, den Vers anders als die Formel will, scandiret. So wagte ich mich z. B. nicht an das Metrum

◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ — —

Denn die Worte müßten sehr glücklich gewählt und sehr stark bezeichnet seyn; oder man lieset, sich selbst gelassen, den Vers anders. So ists mit andern, plötzlich sich wendenden, umkehrenden Sylbenmaßen, insonderheit mit dem Skazon. Nun halte ichs aber für den ersten unverzeihlichen Fehler eines Sylbenbaues, wenn man mit gleichem oder mit mehrerem Rechte den

Vers anders lesen darf, als es der Baumeister wollte. Das Sylbenmaß, dünkt mich, müsse sich der Sprache selbst einsingen und dem Verse gleichsam unveränderlich einprägen.

Das zweite Gesetz, das ich mir auflegte, war, daß der künstliche Gesang, (Rhythmus) und die natürliche Deklamation nach dem Sinn und Affekt des Inhalts, (der Accent) sich einander unterstützten, nie aber einander widersprächen. So viele Nachtheile nämlich unsre Sprache im Gebrauch dieser Sylbenmaße gegen die Sprache der Alten hat, in welcher sie entsprossen waren, und daher in Manchem, worauf Jene drangen, insonderheit in der Verkettung der Worte nach Regionen große Nachsicht verlanget: so dringet sie doch auf Einen Vorzug vor jenen Sprachen, nämlich, daß Sinn und Affekt des Inhalts mit der Stelle, die das Wort im Metrum einnimmt und dem Ansehen, den es darin behauptet, nie in Streit sey, vielmehr diesen Sinn auch der Stelle und dem Gewicht nach bezeichne, die ihnen das Metrum anwies. Auch der Leser, der ohne Kenntniß der Prosodie blos dem Inhalt nach mit Verstand und Affekt laut lieset, muß durch Hebung und Senkung der Stimme, in Intervallen, Länge und Kürze der Sylben, ohne es zu wissen, dasselbe Gemählde ausdrücken, was der Sänger im höheren Laut ausdrückt und der Dichter metrisch bezeichnet. So würde z. B. in unsrer Sprache das Otium divos rogat des glücklichen Horaz eben so wohl, als sein edite regibus ein Fehler seyn, da dem Sinne nach das erste Wort hier einen zu leisen, das zweite einen zu vollen Laut im Gange des Gemähldes erhalten zu haben scheint. Und doch ist eben Horaz der Dichter, der diese innere Congruenz des Sylbenmaßes, Sinnes und Affekts un-

ter allen Römern vielleicht zum höchsten Einklange gebracht hat, wie fast jeder Tritt jedes seiner der verschiedensten Sylbenmaße in jeder Art des Sinnes und Affekts zeiget. Unsre Sprache darf sich hierin nichts nachsehen, da sie an der Vollkommenheit des Wortbaues und am festen Klange des Rhythmus der Römischen weit nachstehet. Weil ihr der helle Ton des Gesanges (acri tibia) oft fehlet: so muß sie für Verstand, Ohr und Herz desto genauer moduliren.

Zu dieser genauen Modulation für Verstand und Ohr gehöret, daß sie die Sylbenmaße der Alten nie in erzwungener Manier, sondern ihrer eigenen Natur und Art gemäß brauche. Wohl höre ich z. B., was der Sapphischen Ode ihr festbestimmter Abschnitt Otium divos || Rectius vives || desgleichen der Alcäischen Ode ihr bestimmter Abschnitt Justum et tenacem || für eine Fülle und Würde giebt; ich weiß aber eben sowohl, daß den Sapphischen Vers seine Erfinderinn Sappho selbst viel weicher gebraucht hat, und daß Horaz sich an Stelle und Ort auch das quem virum aut heroa erlaubte. Gleichergestalt macht es die flüchtigste Vergleichung klar, daß unsre Alcäen, wo sie nicht hoch austönen sollen, bei jenem einförmig-beobachteten Abschnitt insonderheit in längeren Oden sehr eintönig werden, und daß bei sanfteren und vertraulicheren Bildern der unerwartete Uebergang aus Einer Region in die andre nicht nur dem Zusammenhange des Bildes vortheilhaft sey, sondern in der Declamation auch unser Ohr gleichsam sanft hinübertäusche. So ist auch unser Sapphische Vers in der Abwechslung die ihm Klopstock z. B. in seiner Clarissa und sonst gegeben, der Versart seiner Erfinderinn vielleicht näher, als der Römische selbst. Ueberhaupt hat der Geist des Dichters auf die

von ihm angewandten Sylbenmaße einen unaussprechlichen Einfluß. Wie er diesen Vers hier brauchte, kann er ihn anderswo vielleicht nicht brauchen; Empfindung und Inhalt geben ihm dort einen andern Tritt und Ton. Der lyrische Hexameter z. B. ist durchaus nicht der Hexameter Virgils oder Tibulls, ja auch in seiner Gattung ist er nicht allenthalben Derselbe. Der kleine Vers nämlich oder die paar kleinen Verse, die auf ihn folgen, und zu ihm gehören, bestimmen ihn hier so eigenthümlich, als der Pentameter ihn bei der Elegie bestimmte: denn beide Sylbenmaße bilden dem Ohr und Gemüth nur Ein Ganzes. Wer von diesen Dingen kein Gefühl und in ihnen keine Uebung hat, sondern die Verse blos nach dem — ◡ ◡ an den Fingern abzählt, oder mit dem Fuß herklopfet, der ist kaum einer andern als einer Centauren-Musik und Kritik fähig.

Aber warum so viel von Sylbenmaßen? Weil wir Deutsche sie noch so wenig im Ohr haben, und in unserm Urtheil oft rohe Begriffe von ihnen äußern. Nur Wenige haben ihr Gehör an Griechen und Römern weise geübt, Einige haben es sogar an ihnen gelehrt verübet; die Anwendung jener Vorbilder und Regeln auf unsre Sprache fodert ein glückliches Zusammentreffen vieler Kleinigkeiten, deren Eine ohne die andre nicht seyn will. Insonderheit haben unsre gereimten Jamben das Ohr der Deutschen so verderbet, daß wir uns in ihnen, selbst in Sonnetten und Stanzen, die doch die wohlklingendsten Gedichte seyn sollen, oft die äußersten Härten, Zusammendrückungen der Sylben, Beleidigungen des Sinnes der Rede, ja im Ganzen einen Pferdetritt erlauben, der nothwendig zuletzt für jedes feinere Gefühl eines mannichfaltigeren, volleren und höheren Wohlklanges, kurz einer Musik des Sinnes der Worte, das Ohr

stumpf macht. Wer an Versen, wo es laut zischt, oder zischt laut, hallt dumpf, oder dumpf knallt sein Ohr gebildet hat und dem Vorurtheile treu bleibt, daß alle einsylbige Wörter lang und kurz seyn dürfen, nachdem man sie zu gebrauchen Lust hat, dem wird sonderbar zu Muth, wenn er sich in eine Höhe erhoben fühlt, wo jedes Wort seinem lebendigen Inhalt nach auf seiner Stelle ganz austönet. Ist eine bestimmte Prosodie unsrer Sprache möglich, so muß sie durch die Sylbenmaße der Alten in unser Ohr gebracht werden; durch das kurz pflockt, und pflockt kurz unsrer Jamben wird sie es nie *).

*) Zu Erläuterung dieser Stelle füge ich hinzu, daß ich den Jambus so wie den Reim an Stelle und Ort liebe und ehre, ja daß ich einen reinen und wohlklingenden Jambus sogar für das schwerste Sylbenmaß unsrer Sprache halte. Wohlverstanden nämlich, daß in ihm der Accent des Sinnes eben sowohl als die wahre Quantität der Sylben genau beobachtet werde, und daß er nicht etwa blos Lehrsprüche zusammenzwänge, sondern Bilder und Empfindungen rein und weit ausmahle. Jedermann, der darin arbeitete, wird gefunden haben, daß unsrer Sprache zum Gebrauch ihrer vielsylbigen, der Poesie sehr erwünschten Worte, an denen sie nach der Flexion ihrer Adjectiven, temporum und Participien, noch mehr aber in der Zusammenstellung ganzer Redarten glücklicher Weise auch sehr reich ist, ein immer fortgehender Jambus äußerst drückend werde. Fast alle wohlklingenden vielsylbigen Wörter schließet er aus oder preßt sie zusammen oder mißt ihnen eine falsche Quantität bei. Zur Probe dessen schlage man das erste beste Buch z. E. die Bibel auf, und sehe wie wenig reine Jamben im natürlichen Fortgange der Rede vorkommen; wie viel schöne Sylbenmaße der Alten aber in jeder höheren Rede gleichsam von selbst ertönen. Das Vater Unser z. B. ist ganz

Noch füge ich ein Gedicht unsres Balde bei, das ich Anfangs ungedruckt lassen wollte. Wie? sprach ich zu mir selbst, leiden wir nicht unter sichtbaren und hörbaren Uebeln unsrer Zeit gnug, daß wir uns noch durch vergangene Uebel der Vorzeit quälen müßten? Was ist ansteckender, als Ueberdruß und Eckel an dem, was man siehet und höret? und wir wollten diesen eckelnden Ueberdruß noch durch Erinnerungen aus der Vorwelt, durch eine reine Uebersicht aller Dinge der Sichtbarkeit stärken? zu einer Zeit in uns stärken, da wir unter Ruinen, die wir sehen, unter Ruinen, die uns drohen, einander nicht gnug aufmuntern können, zu ertragen, abzuwenden, zu helfen, wo und wie man kann. — Eben

---

polymetrisch und der Anfang desselben

Vater unser im Himmel, dein Name werde geheiligt
Zu uns komme dein Reich. Dein Wille gescheh' wie im Himmel u. s.

enthält, bis auf das Wort Dein, reine Hexameter. So fast auf jeder Seite der Bibel, wenn sich der Sinn erhebet: z. B.

Alle gute Gaben und jede vollkommene Gabe
Kommt von oben herab, vom Vater des Lichtes, bei welchem
Keine Veränderung ist, kein Wechsel des Lichtes und Dunkels.

Ich sage nicht, daß diese Hexameter gut seyen, aber Hexameter sinds, der natürlichen Wortfolge nach; keine Jamben. Wie diese die Sylben drücken und die Quantität beleidigen müssen, um sich einigermaßen im Gange zu erhalten, davon suche man selbst Proben.

Der lebendige Laut prangt auf der Dichtkunst Stelzen,
Wenn der Poete ihn mit gar anmuthgen Pelzen
Warm zuschnürt, daß es kracht — —

Wenn dergleichen Scansionen im Jambus hie und da, nur nicht zu dicht hinter einander vorkommen, hat gewöhnlich niemand etwas dagegen.

aber solche Betrachtung foderte mich auf zur Herausgabe dieser Ruinen. Wir müssen sehen, was in der Vorwelt war und geschah, damit wir, was um uns ist und geschieht, schätzen lernen. Hier gilt es keines Einschläferns und Träumens; es gilt, daß unser Auge munter gemacht und wach erhalten werde, indem mit Uns das Schicksal wahrlich doch keine Ausnahme von seinem großen Weltgesetz machen wird. Eine Uebersicht solcher Art schlägt nicht nieder, sondern erhebt; sie macht nicht matt, sondern stärket: denn ganz anders ists, wenn Salomo oder wenn ein Thor, wenn Sadi und Confucius oder wenn St. Evremont, und Bussi Rabutin sagen: alles ist eitel. Die Friedensstadt, zu der sich unser Dichter aufschwingt, darf nicht allein zwischen Sternen gesucht werden; allenthalben ist sie das Land der Seelen, in denen Erkenntniß, Redlichkeit, Liebe und Eintracht wohnen. Nach dem letzten Buche der Schrift und dessen letzter Aussicht sollte das himmlische Jerusalem vom Himmel niedersteigen auf Erden; und Jeder soll streben mitten unter Ruinen der Zeit ein Ewiges in sich zu gründen. — Warum sollte ich also das Testament unsres Balde verheimlichen? Es ist die Summe der Erfahrungen und Betrachtungen seines Lebens, voll Poesie, in einem sehr abwechselnden Wohlklange. Ich gebe es indessen auch nur Theilweise, Ruinen aus Ruinen.

Aus einer theilnehmenden Anzeige meiner Terpsichore, datirt im Ober-Oesterreichischen Fr. in Br. Von S. (Reichsanzeiger, n. 41. den 18 Febr. 96.) erfahre ich eben, daß eine Ausgabe der Werke unseres Dichters im Jahre 1729. zu München in 7 Octavbänden erschienen, die eine vollständige Sammlung seiner Gedichte enthalte und mir unbekannt war. Ich werde sie zu erhalten suchen, und falls sie eine Zugabe nöthig macht, diese mit

größester Schonung unsrer beiden Anschauungen der Dinge, des Raumes und der Zeit bewirken. Jetzt rufen uns andere Musen.

Lebe also wohl, du kleine unansehnliche Nachtigal, die an der Iser und an der Donau einst mit rührenden Klagen auch erquickende liebliche Töne sang. Nach mehr als hundert Jahren hat deine hell-anmuthige Stimme vom Belt bis in die Schweizergebirge dir eine dankende, freudige Echo geweckt; wo singest du jetzt?

Zwei Briefe Barläus an Balde.

Casparis Barlaei Epistolarum Liber. Pars prior Amstelodami apud Ioannem Blaer. MDCLXVII.

1) Epist. 467. pag. 910.

Iacobo Balde.

Iam menses aliquot exacti sunt, vir clarissime, cum litteras tuas mihi traderet pictor celeberrimus Sandrart. Non exspectaveram e Bavaria tam luculentam amicitiae tesseram, et ab Alpium radicibus tam grande erectioris ingenii pignus. Videntur tibi pauculi versus, quos in effigiem principis vestri scripsi, salivam movisse, ut extranei hominis amicitiam aliquo in precio haberes. Ego sicuti eruditionis fama cuivis, ita humanitatis et benevolentiae officiis nulli cessero. Eorum, quae e longinquo mitti solent, maior est reverentia et precium; quamobrem summa veneratione excepi aureum poëmatum tuorum opus, quorum lectione non semel incalui, et per similia commenta praecipitavi audacem spiritum. Restituisti nobis lyram neglectam diu et intermissam, ut jam merito vocari possis Lyricorum scriptor, aut potius Bojorum fidicen lyrae, ut ad Horatii verba alludam. Mire mihi placet copia et naturali pulchritudine assurgens oratio. Sacra libentius et felicius tractas, ut tibi non parum sancta et beata nomina debeant, quae uti immortalitatem a Deo et Christo habent; ita a te ab hominum in terris oblivione gloriose vindicantur.

tur. Isara, mi Baldaee, tibi pro fonte Castalio est; Parnassum in Vindelicis et Nariscis invenis. Danubii et Oeni ripas Lyricorum carminum laude illustras, uti Tyberim suum olim Flaccus. Sunt qui his in terris de poëmatum tuorum nova editione cogitant. Interea me adfectu tuum puta, licet in aliis disparem; et si qua est studiorum cognatio, crede me hac quoque affinitate tibi junctum. Amstel. Cal. Mart. 1644.

---

2) Epist. 487. pag. 936.

Iacobo Balde.

Unde araneis supputent telae, utique nescio: nec unde tibi tanta carminum vis. Inter aviculas nulla magis variat modulos quam philomela; at tu philomelam vincis, qui pluribus illam modulis canentem facis, quam natura docuit. Non solum libellus tuus philomelae inscriptione gaudet, verum ipse philomelam agis. Uti enim haec iterat saepe sonos, et per intervalla canit; etiam tu veluti singultibus periodos poëticas claudis, et dum animi pios motus impetusque sequeris, saepe ad carminum principia redis. Philomela arbusta mutat, non silvas, non hortos: nec tu e pietatis campo exis, etiamsi argumentum mutes. Ita places lectori, uti philomela auditori. Libris tuis de vanitate mundi nihil perennius. Ita eam depingis, ut vanitati aeternitatem comparavisse mihi videaris. Dum omnia momentanea facis et peritura, duo seculo eximis, famam et pietatem; quarum hanc coelo scis deberi, illam posterorum memoriae. — Vbi iam haereat Sandrartius noster pictor insignis utique nescio. Cogitabat in Austriam et vicina loca cum conjuge. Sed illa ex eo bellis exarsit, ut minus commodo tempore eo profectus videatur. Si isthic apud vos est, plurimum a me salveat. Nos hic inter bella et furores Martios exspectamus publicas pacis voces. Si omnes idem sentirent, quod Memmii Avansique, non esset desperata pax. Sed illa Deorum in genubus posita est, ut loqui amat Maeonides. Vale. Amstel. 10 Decbr. 1645.

Nachweisung

der

übersetzten Stücke

auf

Iac. Balde poemata

Colon. 1660. Tom. VI. 12.

Nachweisung

der übersetzten Stücke auf Balde poëmata Col. 1660.

